WILFRED von OVEN

MIT GOEBBELS BIS ZUM ENDE

Wilfred von Oven

MIT GOEBBELS BIS ZUM ENDE

II.

WILFRED VON OVEN

MIT GOEBBELS BIS ZUM ENDE

II. BAND

DÜRER-VERLAG, BUENOS AIRES

Einband und Schutzumschlag
Werner Wolters

Copyright 1950 by Editorial Dürer, S. R. L.
Alle Rechte vorbehalten. — Todos los derechos reservados.
Queda hecho el depósito que marca la ley.

Este libro se terminó de imprimir a los 30 días del mes de junio de 1950, Año del Libertador General San Martín, en los talleres de la Imprenta "Mercur", Rioja 674, Buenos Aires.

„Und sollte Deutschland die UdSSR. angreifen, ... dann wird das dem britischen Imperium ... keineswegs zum Schaden gereichen, während die Vernichtung Deutschlands sein Ende und die Bolschewisierung Europas bedeutet."

Generalmajor J. F. C. Fuller
London, 1936.

DIE INVASION

Der Invasionsbeginn — Stalin, der lachende Dritte — Der Minister rast — „Die Luftwaffe ist an allem schuld" — „Propagandistische Geleitzüge" — Briefwechsel mit v. Ribbentrop — Die Vergeltung — „I c h habe sie dem deutschen Volk versprochen" — Reichspressechef Dietrich — V1 und V2 — Invasion: „Kein Grund zur Beunruhigung."

10. Juni 1944.

Seit vier Tagen nun steht die Welt im Zeichen jenes kriegerischen Ereignisses, das seit geraumer Zeit die öffentliche Meinung auf beiden Seiten in immer steigendem Maße bewegt hat: der Invasion. Die Vorbereitungen für dieses Unternehmen waren hier wie dort umfangreich. Die deutsche Führung glaubt, alles in ihren Kräften Stehende getan zu haben. Sie hat die Atlantik- und Kanalküste mit einem starken Befestigungssystem versehen. In der klaren Erkenntnis, daß keine Befestigung stark genug ist, um nicht von einem entschlossenen Gegner mit den Kampfmitteln unserer Zeit frontal durchbrochen zu werden (die Lehre der Maginot-Linie), wurden starke, gut ausgerüstete Heeresverbände bereitgestellt, deren Aufgabe es sein sollte, das Beton- und Stahlgerippe des Atlantikwalls mit dem Mauerwerk menschlicher Leiber auszufüllen und unüberwindlich zu machen.

Tatsächlich müssen die beiden Heeresgruppen, an deren Spitze so hervorragende Heerführer wie Rommel und Blaskowitz gestellt worden sind, als das Beste angesehen werden, was wir heute noch auf die Beine stellen können. Die Hoffnung des Feindes war es, und all seine Bemühungen zielten daraufhin, daß wir uns durch das lange Ausbleiben der Invasion und die starke Belastung an anderen Fronten dazu verleiten lassen würden, unsere im Westen bereitgestellten Kräfte oder Teile von ihnen abzuziehen. Doch der Führer nahm lieber den Verlust Roms und, was weit schmerzlicher war, den unermeßlich wei-

ter Gebiete im Osten in Kauf, als auch nur eine Kompanie aus der Verteidigung im Westen herauszuziehen.

Er hielt den kapitalistischen Westen für die moralisch und politisch schwächste Seite der alliierten Kriegführung, die durch militärische Stärke am leichtesten zu erschüttern wäre. So lehnte er alle Vorschläge zu einer Beendigung des Krieges auf politischem und diplomatischem Wege, wie sie Goebbels machte, ab und setzte seine ganze Hoffnung auf eine blutige Abwehr der Invasion.

Wenn die westlichen Alliierten, so kalkulierte er, nach unerhört schweren Verlusten, vom europäischen Kontinent verjagt sein würden, dann müßten sie sich zu einer Verständigung mit Deutschland bereit finden, und zwar um so leichter, je weiter der Russe inzwischen an der Ostfront vorgerückt wäre und umso größer dadurch die Gefahr einer bolschewistischen Vorherrschaft in Europa, das heißt damit auch im Mittelmeer und Nahen Osten geworden sei.

Hätten wir nach einer Verständigung mit den Westmächten den Rücken erst wieder frei, so hoffte er weiter, würde es uns ein Leichtes sein, mit unserer nunmehr nur noch auf einen Gegner konzentrierten Kampfkraft all jene Verluste wieder wettzumachen, die wir während des Wartens auf die Invasion im Osten hatten einstecken müssen.

So ist die Invasion und ihr Gelingen oder Nichtgelingen tatsächlich zu der diesen Krieg endgültig entscheidenden Frage geworden. Sie hat in Gestalt der fast mühelosen russischen Geländegewinne im Osten bereits vor ihrem tatsächlichen Beginn von uns außerordentlich schwere Opfer verlangt. Die angloamerikanischen Invasionsstreitkräfte haben, noch ehe sie den ersten Schuß abgaben, uns durch die Fesselung bedeutender Kräfte außerordentlichen Schaden zugefügt und eine Schlacht gewonnen, deren Früchte allerdings nicht sie, sondern allein die Russen ernten.

Diese Zusammenhänge sind der deutschen Öffentlichkeit natürlich vorenthalten worden. Ihr gegenüber wurde immer nur von der Unüberwindlichkeit des Atlantikwalles gesprochen, mit dem Erfolg, daß sie einer ähnlichen „Mauerpsychose" verfiel wie seinerzeit die Franzosen in Bezug auf ihre Maginot-Linie. Das „ils ne passeront pas", das „hier kommt keiner durch", hat sich so tief ins Bewußtsein des Durchschnittsdeutschen eingeprägt, daß das Erstaunen, ja die Bestürzung begreiflich wird, mit der die deutsche Öffentlichkeit jetzt, wenige Tage nach Beginn der Invasion, Nachrichten wie die zur Kenntnis nimmt,

daß bei heftigen Panzerschlachten in der Normandie 200 feindliche Panzer abgeschossen worden seien.

Ja wo, zum Teufel, kommen denn diese 200 Panzer her? fragt man sich in Deutschland. Wenn 200 allein abgeschossen sind, dann müssen doch tausende gelandet sein. Wie ist denn das bei unserem angeblich unüberwindlichen Atlantikwall möglich? Gibt es ihn vielleicht gar nicht? Und besteht er schließlich nur in der Phantasie unserer Propaganda?

Der Minister gerät dadurch in ein arges Dilemma. Er gibt Presse und Rundfunk Anweisung, Erläuterungen über die Eigenart des Atlantik-Walles zu veröffentlichen, der natürlich kein starres System im Sinne der chinesischen Mauer, sondern eine aufgelockerte, tief gestaffelte, bis weit ins Hinterland reichende Anordnung einzelner Befestigungswerke sei, zwischen denen wohl hier und da feindliche Kräfte durchsickern können, bis sie von unseren Eingreifreserven gepackt und vernichtet würden.

Hierfür kommt ihm ein Reuter-Bericht sehr gelegen, der unter der Überschrift „Der Atlantik-Wall doch kein Bluff" bekennt, die Schwierigkeiten seien mit der Landung selbst keinesfalls überwunden, sondern begännen jetzt erst richtig. Vor allem aber soll hervorgehoben werden, daß der Feind über keinen einzigen Hafen verfüge, in dem er Anlandungen großen Stiles durchführen könne, da Häfen wie Le Havre und Cherbourg von uns in gewaltige Festungen verwandelt worden seien, die anzugreifen der Feind sich aus guten Gründen scheue.

11. Juni 1944

Am Tage nach Invasionsbeginn empfängt der Minister den französischen Staatssekretär für Propaganda, Henriot, um mit ihm die durch die Invasion aufgeworfenen, Frankreich und Deutschland gemeinsam berührenden Fragen zu besprechen. An dem Essen in der Hermann-Göring-Straße nimmt ein kleiner Kreis aus der Begleitung der beiden Politiker teil.

Ich habe von dem lebhaften Franzosen, der sich durch seine fast täglichen Rundfunkansprachen und Leitartikel einen Namen gemacht hat, einen sehr günstigen Eindruck. Seine Collaboration entspringt nicht einem lauwarmen Opportunismus wie etwa bei Laval, sondern der aufrichtigen Überzeugung, daß die beiden großen Kulturnationen des europäischen Kontinents nur gemeinsam gegen die immer stärker andrängenden außereuropäischen Kräfte bestehen können, und daß eine Rettung

des Abendlandes vor der Vernichtung durch den Bolschewismus oder Aufsaugung durch den Amerikanismus nur miteinander, nie aber gegeneinander möglich ist.

Über den Besuch Henriots bei Goebbels wird eine Pressenotiz veröffentlicht. Am Tage darauf werden Henriots Frau und Kinder von Mitgliedern der französischen Untergrundbewegung entführt.

Ich habe den Auftrag bekommen, die Bibliothek des Ministers neu zu ordnen. Allerlei gedruckter Unrat, der sich im Lauf der Zeit angesammelt hat, soll entfernt werden. Wir gehen zusammen die Reihe seiner Bücherschränke entlang.

„Hier, die gesammelten Werke von Ley", sagt der Minister, „können verschwinden. Oder diese Weisheiten von Hadamowsky. Weg damit! Überhaupt will ich diesen ganzen weltanschaulichen Mist nicht mehr in meiner Bibliothek sehen. Ich möchte meine Bibliothek nach literarischen Maßstäben geordnet haben und nicht nach dem des Parteiabzeichens."

So werde ich ihm eine Kollektion der besten zeitgenössischen Literatur Europas zusammenstellen, in der auf seinen besonderen Wunsch keinesfalls seine geliebten englischen Gegenwartsromane fehlen dürfen. Eine schöne Aufgabe.

Die Times hat zur Invasion einen Kommentar veröffentlicht, der beim Minister größte Beachtung findet und ihn zu sehr weitgehenden Kombinationen veranlaßt. Man müsse sich, schreibt die Times, angesichts der Höhe der alliierten Verluste die Frage stellen, ob das Ziel, das man erreichen wolle, diese Opfer lohne.

„Das hört sich", sagt der Minister, „schon ganz anders an als das Siegesgeschrei der ersten Tage. Die übervollen Lazarettschiffe, die jetzt jeden Tag ihre blutige Fracht in den englischen Häfen entladen, werden das englische Volk in sehr nachdrücklicher Form daran erinnern, daß es im Begriffe steht, seine unersetzliche Substanz für ein höchst zweifelhaftes Ziel zu opfern.

Wir wissen ganz genau, warum wir kämpfen müssen. Der Feind hat uns nicht im Unklaren darüber gelassen, daß er uns töten, versklaven, sterilisieren, ausrotten will. Haben wir etwas ähnliches je den Engländern angedroht? Hat ihnen der Führer nicht im Gegenteil Frieden, Verständigung und Schutz ihres Empires angeboten? Lohnt es sich wirklich, zur Vernichtung eines solchen Gegners das letzte, was man besitzt, die völkische Substanz, zu opfern? Diese Frage, die die Times heute schon ganz offen stellt, muß das ganze englische Volk bewegen. Sie ist die Kernfrage, um deren Beantwortung England nicht her-

umkommt und die unweigerlich zur innerenglischen Krise führen muß, gelingt es uns, die Invasoren aufzuhalten oder gar zurückzuwerfen."

„Ich bin überzeugt", fährt der Minister fort, „daß sich an dieser Frage der Krieg zu unseren Gunsten entscheiden wird. Die Person Churchills ist dabei für uns der stärkste Hinderungsgrund, weil ihm persönliche Gefühle wie Haß und Eitelkeit maßgebender als staatspolitische Notwendigkeiten sind.

Da ist Stalin von anderem Format: klar, nüchtern, eiskalt, unbestechlich durch persönliche Gefühle, nur sein Ziel vor Augen. Stünde er an der Spitze Englands, wir wären mit ihm schon längst zu einer vernünftigen, das heißt für beide Seiten vorteilhaften Übereinkunft gelangt. Er hätte längst erkannt, daß das englische Empire nur durch eine Verständigung mit Deutschland zu retten ist, und er hätte auch nach dieser Einsicht gehandelt.

Wenn Churchill stattdessen im Kreml säße, dann brauchte uns das weiter nicht zu stören, weil wir gegen den Bolschewismus ohnehin bis zur Entscheidung kämpfen müssen. Ich will damit nicht sagen", lenkt der Minister ein, „daß wir nicht auch mit Rußland zu einer Einigung gelangen könnten, die freilich eine erhebliche Zurücksteckung unserer territorialen und politischen Ziele verlangen würde. Diese Lösung bleibt uns immer noch als letzter Ausweg, sollte es uns nicht gelingen, die Invasion abzuschlagen.

In diesem Sinne ist Stalin bei der jetzt im Westen abrollenden Entscheidungsschlacht in jedem Fall der lachende Dritte. Gelingt die Invasion, dann gewinnt Stalin im Osten alles, was er jetzt nur unter größten Anstrengungen und schwersten Opfern erreichen könnte, mühelos. Wird die Invasion aber abgeschlagen, dann kostet uns das soviel Kraft, daß er gleichfalls ohne große Mühe zu den Gebieten, die ihm die Invasion schon vor ihrem eigentlichen Beginn eingetragen hat, weitere wertvolle Territorien hinzugewinnt."

Über den Fortgang der Kampfhandlungen in der Normandie zeigt sich der Minister ernstlich beunruhigt. Die Alliierten haben ihre Landungsköpfe bei Caen, Bayeux und St. Mère-Eglise konsolidiert. Rommels Gegenmaßnahmen können sich nur sehr langsam entwickeln. Die schwer zerstörten Verkehrswege sind nicht einmal so hinderlich wie die völlige Luftherrschaft des Feindes, die eine Entwicklung unserer Verbände sehr erschwert, wenn nicht unmöglich macht. Eine Division, die normalerweise eine Marschlänge von 15 bis 20 Kilometern

hat, muß wegen der ununterbrochenen Tiefffliegerangriffe auf das Zehnfache, das heißt auf rund 200 Kilometer auseinandergezogen werden.

„Ich könnte rasen vor Wut", sagt der Minister, „wenn ich an die Luftwaffe denke. 1940 haben wir die absolute Luftherrschaft gehabt, — und die Engländer wurden bei Dünkirchen ins Meer gejagt. Und diese Luftherrschaft, das Unterpfand des Sieges, haben wir uns aus den Händen winden lassen, nicht weil die anderen bessere Flieger oder bessere Techniker oder tüchtigere Rüstungsarbeiter hatten, sondern weil an der Spitze unserer Luftwaffe nicht der richtige Mann steht."

Der Minister rast nun tatsächlich. Er brüllt, daß ihm die Ader auf der Stirn zu einem dicken Strang anschwillt. Sein Gesicht ist wutverzerrt.

„Wenn ich abends an die Luftwaffe denke, dann kann ich stundenlang nicht einschlafen. Dann wälze ich mich in nutzlosen Grübeleien und ohnmächtiger Wut von einer Seite auf die andere. Was hat uns das Versagen der Luftwaffe nicht schon alles gekostet! Wieviel Städte sind in Schutt und Asche gelegt worden! Wieviel Hunderttausende haben ihr Leben lassen müssen! Wieviel Feldzüge haben wir verloren! Fragen Sie mal irgendeinen Soldaten, gleichgültig ob Grenadier oder General, ob wir bei El Alamein zurückgemußt, ob wir Cassino verloren, ja die Katastrophe von Stalingrad hätten erleiden müssen, wenn unsere Luftwaffe intakt gewesen wäre. Nein, nein und dreimal nein!

Unsere Jägerproduktion mußte erst bis nahezu auf den Nullpunkt sinken, bis man sich endlich an allerhöchster Stelle entschloß, Göring die Befugnis wenigstens über diesen Teil der Luftwaffe zu entziehen und sie Speer zu übertragen. In kürzester Zeit hat er die Produktion verzehnfacht. Heute stoßen wir 3000 Jäger im Monat aus. Dabei ist heute nicht mehr Material vorhanden als früher, die Maschinen und Fabriken sind nicht besser und zahlreicher, sondern schlechter und weniger und die Arbeitskräfte nicht tüchtiger, sondern bereits verbraucht und überanstrengt.

Und was antwortet Göring, als Speer ihm die erste Rate von 1000 Jägern zur Verfügung stellt und die Lieferung von 3000 im Monat ankündigt? Es täte ihm leid, er könne nicht mehr als 600 gebrauchen, er habe nicht mehr ausgebildetes Personal zur Verfügung. Und dabei soll man nicht den Verstand verlieren?"

Nach einem tiefen Seufzer fährt der Minister fort:

„Als ich mit der Möglichkeit schwerer Luftangriffe auf Berlin rechnen mußte, da wurden von mir alle nur erdenklichen und möglichen Vorbeugungsmaßnahmen getroffen. Und Berlin hat den ihm zugedachten Vernichtungsschlag überlebt.

Die Invasion war aber nicht nur Wochen und Monate vorher bekannt, mit ihr mußte man seit zweieinhalb Jahren rechnen. In dieser Zeit hätte ich mir eine Reserve von tausenden von Jägern geschaffen, die im Augenblick der Landung wie ein Hornissenschwarm über die Invasoren hergefallen wären.

Ich hätte von den Brillantenträgern der Luftwaffe unterschrieben, einen Aufruf an die männliche Jugend Deutschlands erlassen, sich freiwillig als Todesflieger zu melden, um sich nach japanischem Vorbild mit ihren Maschinen auf die feindlichen Schiffe zu stürzen. Tausende hätten sich gemeldet. Hunderte von Schiffen wären versenkt worden, statt der zwanzig meist kleineren Einheiten, die die Alliierten beim ganzen Landungsunternehmen verloren.

Wie sieht es stattdessen an der Invasionsfront aus? Die wenigen Flugzeuge, die wir überhaupt noch haben, dürfen es kaum wagen, aufzusteigen, während sich der Feind unter einem gigantischen Luftschirm fast ungestört entwickeln kann. 27 000 Einsätze wurden vom Feind an einem einzigen Tage geflogen. Um nur das Schlimmste abzuwenden, haben wir einen großen Teil des Reiches seiner Luftverteidigung entblößen müssen. Oh, es ist zum Wahnsinnigwerden!"

Der Minister greift sich mit beiden Händen in die Haare und bringt seine sonst so sorgfältige Frisur völlig durcheinander. Dann läßt er sich in seinen Sessel zurückfallen und bedeckt die Augen mit der Hand. Ein tiefer Seufzer entringt sich seiner Brust. Ich sitze fassungslos und unfähig ein Wort zu sagen dabei.

12. Juni 1944

Der Minister hat vor Vertretern sämtlicher Ministerien und Obersten Reichsbehörden einen Vortrag über die Grundzüge unserer Propaganda im Kriege gehalten, der weit über den vorgesehenen Rahmen hinausgerät und einen mit den überzeugendsten Argumenten und zugkräftigsten Beispielen ausgestatteten Überblick über die augenblickliche Lage gibt. Der Minister ist in bester Form und dürfte sein Ziel, die nicht nur im Volk, sondern selbst in unserem Führungskörper durch die überraschenden Anfangserfolge der Invasion hervorgerufene Bestürzung zu beschwichtigen, erreicht haben.

Zum Thema selbst gebraucht er einen neuen interessanten Vergleich. Er sei sich klar darüber, sagt er, daß die Primitivität unserer Propaganda manchem Intellektuellen zum Halse heraushänge. Das sei bedauerlich aber nicht zu ändern. „Denn wir müssen", fährt er fort, „bei der Verschiffung unserer geistig-politischen Erzeugnisse gewissermaßen Geleitzüge bilden, die zum Nutzen des Ganzen sich mit der Geschwindigkeit des Langsamsten fortbewegen. Das heißt, der geistig Beweglichere muß sich etwas gedulden und sein Gedanken-Tempo so weit herabmindern, daß auch der geistig Langsamere mitkommt und nicht den Anschluß verliert. Das bringen Kriegszeiten so mit sich. Und die geistigen Torpedos der Feindagitation sind nicht weniger unheilbringend und gefährlich als die der feindlichen U-Boote."

Die Aufgabe der Propaganda im Kriege definiert der Minister dahingehend, daß sie der Staatsführung die Handlungsfreiheit nach innen sichern und dafür sorgen müsse, daß ein möglichst großer Prozentsatz des Volkes stets und bedingungslos hinter der Politik der Regierung stehe, selbst wenn diese nicht sofort und genau über jeden ihrer, vielleicht nicht jedermann verständlichen, Schritte Rechenschaft ablegen könne.

Ein Staatsmann, der seine Entschlüsse ohne Rücksicht auf Stimmungen und Meinungen im Volke fassen könne, befinde sich einem anderen gegenüber in ungeheuerem Vorteil, der über jede seiner Maßnahmen gezwungen sei, sofort vor der Öffentlichkeit Rechenschaft abzulegen. Die Primitivität unserer Propaganda müsse daher, ebenso wie eine gewisse Beschränkung der Meinungsfreiheit, zwecks Erhöhung unserer Kriegsleistungen in Kauf genomen werden.

Zu dieser Veranstaltung war auch der Reichsaußenminister eingeladen worden. Er hatte sehr höflich geantwortet, daß er zu seinem größten Bedauern verhindert sei. Er entnähme jedoch dem Programm, daß der Herr Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda auch über die Propaganda im Ausland zu sprechen beabsichtige. Er bitte, hiervon Abstand zu nehmen, da die Außenpolitik in ihrer Gesamtheit, das heißt also auch die außenpolitische Propaganda, ausschließlich Angelegenheit der Reichsministers des Äußeren sei.

Die Beantwortung dieses Briefes wurde von Goebbels bis nach seiner Rede zurückgestellt, in der er sich, weit über den vorgesehenen Rahmen hinaus, nicht nur mit Auslandspropaganda, sondern mit Außenpolitik überhaupt beschäftigte.

Dann schrieb er an Ribbentrop, gleichfalls sehr höflich, er habe es außerordentlich bedauert, ihn auf der Veranstaltung

nicht begrüßen zu können. Da Propaganda in ihrer Gesamtheit, das heißt also sowohl nach innen wie nach außen, ausschließlich Angelegenheit des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda sei, habe er sich ausführlich mit allen zur Zeit anhängigen außenpolitischen Fragen und ihrer Behandlung in der Propaganda beschäftigen müssen. Da gerade dieser Teil seiner Ausführungen besonderem Interesse seiner Zuhörer begegnet sei, habe man ihn gebeten, in Zukunft häufiger und ausführlicher darüber zu sprechen, welcher Bitte er gerne nachkommen werde.

Dieser Briefwechsel wirft ein Licht auf die Beziehungen zwischen dem Goebbelsschen und dem Ribbentropschen Ministerium. Unser Haus hat eine sehr umfangreiche Auslandsabteilung, das Ribbentropsche eine ebenso umfangreiche für Kultur und Propaganda. Beide versuchen, sich gegenseitig möglichst viel ins Handwerk zu pfuschen. Was Wunder, daß bei unserer Auslandspropaganda nicht mehr herauskommt.

Nach der Versammlung stehen die Staatssekretäre Hierl und Stuckardt im Gespräch mit dem Doktor und beglückwünschen ihn. Es sei das erste Mal, daß man einen Überblick über die außenpolitische Lage von verantwortlicher Stelle bekommen habe. Warum nicht einmal jemand vom Auswärtigen Amt vor seinen Kollegen von den anderen Ministerien etwas über die Linie unserer Außenpolitik sage?

„Das will ich Ihnen sagen", antwortet der Minister, „die Herren sagen nichts, weil sie nichts zu sagen haben. Wenn ich über eine außenpolitische Linie sprechen will, dann muß ich eine solche überhaupt erstmal haben. Es ist doch leider so, wie Seyß-Inquardt es einmal ausgedrückt hat, daß sich unsere Außenpolitik Gottseidank von selbst erledigt."

13. Juni 1944

Abends im Filmsaal. Wir sehen den eben fertiggestellten Jo Stöckel-Film „Die falsche Braut". Unverständliches bayerisches Kauderwelsch. Unmißverständliche erotische Platitüden. Die Handlung dreht sich wie in den meisten Stöckel-Filmen um den beliebten bayerischen Volksbrauch des Fensterlns. Ordinär, ekelhaft, degoutant. Der Minister stöhnt ununterbrochen. Unbegreiflich, daß so ein Film in Deutschland gedreht und auch aufgeführt werden kann. Als das Licht wieder angeht, drücke ich dem Minister meine Verwunderung aus.

„Das ist es ja, was mich zur Raserei bringt", antwortet der Minister, „in unserem Führerstaat kann mir jeder Hanswurst

in mein Ressort hereinreden: der Außenminister in die Propaganda, der Reichspressechef in die Pressepolitik, und Stöckel kann seine säuischen Filme am laufenden Band herstellen, weil er ein Freund und Saufkumpan von Schaub ist, der diese Art von Filmen „so lustig" findet und ihnen beim Führer Generalpardon erwirkt hat."

Anschließend sehen wir die ersten Wochenschau-Aufnahmen unserer Kriegsberichter von der Invasionsfront. Sie sind erschütternd. Minutenlang schwenkt die Kamera über die Küste. Im Morgendunst liegt auf den leichten Wellen des Kanals Boot an Boot, im Hintergrund die massigen Silhouetten der Schlachtschiffe und Kreuzer, davor ein munteres Gewimmel kleinerer Einheiten, großer Transporter und Landungsboote, ein Bild wie im tiefsten Frieden.

Man glaubt nicht dem Beginn der über Deutschlands Schicksal entscheidenden Schlacht, sondern einem friedlichen Wasserkorso beizuwohnen. Kein Schuß, keine Explosion, kein deutsches Flugzeug ist zu sehen. Völlig unbehindert läuft die feindliche Armada in die Seinebucht ein. Ich sitze neben dem Minister und beobachte ihn im Schein der kleinen Tischsoffitte, die das vor ihm liegende Manuskript des Wochenschautextes beleuchtet. Er knirscht mit den Zähnen. Seine Kinnbacken arbeiten unentwegt. Seine Hände sind auf den Armstützen des Sessels zu Fäusten geballt, daß die Knöchel weiß hervortreten.

„Mein Gott, mein Gott", stöhnt er, „daß sich der Führer so etwas ansehen kann, ohne den Verantwortlichen zu sich zu befehlen, um ihn mit seinen eigenen Händen zu erwürgen. Von diesen Bildern werde ich noch nächtelang träumen. Sie sind ein Dokument der Schande. So weit ist es mit uns gekommen, daß sich eine derartige Flotte dem von uns verteidigten Kontinent nähern kann, ohne daß ihr mehr als bei einem Manöver passiert. Zwanzig ganze Schiffchen aus einer Flotte von 4000 Einheiten haben wir versenkt. Das ist noch nicht ein halbes Prozent.

Wer an diesem Versagen schuld ist, für den ist die schimpflichste Strafe nicht schwer genug. Denn wer hat darunter zu leiden? Wer hat es auszubaden? Der kleine Landser, der jetzt wieder in der Normandie mit einem unvergleichlichen Heldenmut kämpft.

Mich erschüttern immer wieder Einzelschicksale wie das des Generals Marx, der an der Ostfront ein Bein verlor und der sich, kaum daß er eine Prothese bekommen hatte, wieder an die Front meldete und jetzt als kommandierender General bei der Verteidigung der Halbinsel Cotentin in vorderster Linie gefal-

len ist. Oder wenn man in feindlichen Berichten von einzelnen Scharfschützen und MG-Nestern liest, die sich heute noch, eine Woche nach der Landung, tief im Rücken des Feindes halten und ihm schwere Verluste zufügen. Auf diese unsere braven Soldaten können wir uns zum Glück verlassen.

Überhaupt, noch kann alles gut ausgehen, wenn man sich auch darüber klar sein muß, daß die Alliierten nach Verbindung ihrer Landeköpfe jetzt über einen etwa 100 km breiten und 30 km tiefen Küstenstreifen verfügen und die erste Phase ihres Unternehmens damit trotz schwerer Verluste wider Erwarten schnell und gut gelungen ist. Die wirklich wichtigen Plätze aber, wie Cherbourg und Le Havre, sind so gut befestigt, daß sich der Feind mit Recht scheut, sie frontal anzugreifen. Und doch können seine Operationen nicht eher in Fluß kommen als er diese Häfen besitzt, in denen allein er sein schweres Material und den für große Operationen notwendigen Nachschub reibungslos ausladen kann.

Wenn es uns gelingt, im Verlauf der nächsten 14 Tage diese Häfen zu halten, dann haben wir trotz allem die erste Runde der Invasion gewonnen. Denn dann wird das in der Seinebucht gestartete Unternehmen zu einem sinnlosen Aderlaß für den Feind ohne Aussicht auf Erfolg. Und das muß uns gelingen."

14. Juni 1944

Die Vergeltung hat begonnen. Am Montag ist Dr. Naumann zum Abendessen in der Hermann-Göring-Straße. Kurz nach Mitternacht bittet ihn der Minister, den Berghof anzurufen, um die neueste Lagemeldung einzuholen. Seit Beginn der Invasion kann jede Stunde entscheidende Ereignisse bringen. Der Minister begnügt sich seither nicht mehr mit der sonst üblichen ein- oder zweimal täglich erfolgenden Information.

Wenig später kommt Naumann von seinem Gespräch zurück. Sein Gesicht, das selten irgendeine Bewegung verrät, ist gerötet. „Die Vergeltung hat begonnen", meldet er mit seiner schnarrenden, unangenehm scharfen Stimme. „Seit einigen Stunden fliegen unsere neuartigen Projektile in die vorgesehenen Zielgebiete im Raum von Groß-London. Es sollen zunächst etwa 500 Schuß abgegeben werden."

Der Minister ist aufgesprungen.

„Donnerwetter", ruft er, „das hätte ich nicht zu hoffen gewagt. Diese fliegenden Bomben sind ja eine schwere Geburt gewesen. Wie oft schon sollte es losgehen, und dann kam doch

immer wieder etwas dazwischen. Die Vergeltung hat bis jetzt an einem seidenen Faden gehangen. Wir wollen zu Gott hoffen, daß er nicht reißt. Keinesfalls kommt jetzt schon davon irgendetwas in die Presse. Wir wollen abwarten, wie sich die Dinge weiterentwickeln."

16. Juni 1944

Wir haben abgewartet. Der Dienstag vergeht. Nichts rührt sich um die angeblich in der Nacht zuvor gestartete Vergeltung. Aus London werden etwas verworrener Fliegeralarm und vereinzelte noch ungeklärte Explosionen im Stadtgebiet gemeldet. Sonst nichts. Der Berghof schweigt. Der Beschuß sei aus technischen Gründen unterbrochen worden.

Der Mittwoch vergeht. Nichts ereignet sich. Der Doktor und wir alle werden leicht nervös. Der Donnerstag vergeht. Sollte der seidene Faden doch gerissen und alle Hoffnungen und Erwartungen vergeblich gewesen sein?

Doch in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag geht es wieder los. Und seit Mitternacht rauschen im Abstand von sieben Minuten unsere fliegenden Bomben hinüber auf die britische Insel. Ununterbrochen. Jede trägt 1000 Kilo Sprengstoff. Es sind geflügelte Bomben, die von Abschußbasen in Belgien und Holland abgefeuert und automatisch so gesteuert werden, daß sie über dem Ziel abkippen und senkrecht zu Boden fallen. Ihre Anflughöhe ist niedrig, ihre Geschwindigkeit beträgt etwa 700 Kilometer in der Stunde, ist also größer als die der schnellsten feindlichen Jäger.

Auch London reagiert jetzt. Der englische Innenminister gibt vor dem Unterhaus bekannt, daß London erstmalig am Dienstag früh und dann seit Donnerstag abend wieder von „führerlosen Flugzeugen" angegriffen werde. Die britische Abwehr müsse sich umstellen. Die Bevölkerung solle weiter in Ruhe ihrer Beschäftigung nachgehen. Eine strenge Pressezensur werde verhängt, um dem Feind keine Anhaltspunkte über getroffene Ziele zu geben.

Nunmehr kann auch der deutschen Öffentlichkeit der Beginn der Vergeltung bekanntgegeben werden. Der Minister ist jedoch für äußerste Zurückhaltung. Er erwirkt beim Führer, daß der OKW.-Bericht das Ereignis nur mit einem kurzen Satz sachlich verzeichnet und dabei das Wort „Vergeltung" vermeidet. Auch Presse und Rundfunk verbietet er streng den Gebrauch dieses Wortes.

„Ich habe dafür meine guten Gründe", sagt er dazu auf der Konferenz. „Noch liegen aus London keinerlei Nachrichten über die Auswirkungen vor. Noch ist es überhaupt ungewiß, ob sich die Vergeltung so durchführen läßt, wie sie geplant ist. Noch verwenden wir nur ein neues Kampfmittel, während deren viele vorgesehen und in Vorbereitung sind.

Die Tatsache allein, so nüchtern wie sie der OKW.-Bericht wiedergibt, wird bereits eine außerordentliche Wirkung im deutschen Volk hervorrufen. Unsere Aufgabe muß es sein, die zu erwartende Erregung nicht auf- sondern abzuwiegeln. Jede übermäßige Massenerregung ist gefährlich, weil sie leicht ins Gegenteil umschlagen kann. Ich bitte also nochmals und nachdrücklichst: Größte Zurückhaltung, kein Wort von Vergeltung, keine übertriebenen Hoffnungen aufkommen lassen, als sei nunmehr das glückliche Ende des Krieges greifbar nahe!"

Wer beschreibt nach diesen ganz klaren, unmißverständlichen Weisungen mein Entsetzen, als ich am frühen Nachmittag die „Berliner Nachtausgabe" in die Hand bekomme, in der Otto Kriegk seinen Leitartikel mit den Worten beginnt: „Der Tag, auf den 80 Millionen Deutsche sehnlichst gewartet haben, ist da..." und dann all das schreibt, was der Minister aus guten Gründen und unter allen Umständen zu schreiben verboten hatte.

Ich hänge mich ans Telefon, um herauszubekommen, wie das passieren konnte. Ich erfahre folgendes: Der Reichspressechef, der nach den Weisungen des Ministers und eventuellen Wünschen des Führers, meist aber nur nach seiner eigenen, nicht besonders tiefen Einsicht eine sogenannte Tagesparole formuliert, an die sich die deutsche Presse zu halten hat, ist heute aus eigener Machtvollkommenheit weit über die Weisungen des Ministers in Bezug auf die Behandlung des Vergeltungs-Themas hinausgegangen. Der Satz im OKW.-Bericht, heißt es in der heutigen Tagesparole, ist natürlich das Thema und die große Aufmachung des Tages. Das Wort „Vergeltung" dürfe nicht in der Überschrift, könne jedoch im Text sparsam verwendet werden.

Fischer, der im Auftrag des Reichspressechefs und nach den Weisungen des Ministes in Berlin die tägliche Pressekonferenz abhält, ist in seinen Erläuterungen noch einen Schritt weiter gegangen, und Kriegk hat dann in begreiflichem Überschwang und ohne Fingerspitzengefühl (das man der deutschen Presse nach und nach aberzogen hat) jenen, den Absich-

ten des Ministers völlig zuwiderlaufenden, journalistischen Trompetenstoß in der Nachtausgabe losgelassen.

Ich sehe der Reaktion des Ministers mit Unbehagen entgegen. Und tatsächlich, kaum daß er den Kriegkschen Leitartikel gelesen hat, schnarrt die Klingel in meinem Zimmer anhaltend und böse. Mit puterrotem Kopf steht der Minister vor seinem Schreibtisch, das unschuldige Zeitungsexemplar in der Hand, das er mit seinem Grünstift so wütend bearbeitet hat, daß ganze Fetzen herausgerissen sind.

„Ich lasse den Kriegk verhaften", brüllt er mir entgegen, als ich noch kaum die Tür hinter mir geschlossen habe. „Das ist Landesverrat. So etwas gehört vors Volksgericht. Oder habe ich mich heute früh nicht klar genug ausgedrückt? Wort für Wort das, was ich unter allen Umständen vermeiden wollte, das steht hier als Leitartikel in hunderttausenden von Zeitungen gedruckt. Wer den Artikel liest, muß ja glauben, wir hätten den Krieg schon morgen gewonnen. Ja, bin ich denn ein Hampelmann, der nur so zum Spaß in der Konferenz vor sich hinquatscht? Aber ich werde ein Exempel statuieren. Ich werde den Herren schon beweisen, daß man meine Anordnungen nicht ungestraft überhört. Dem Burschen, diesem Kriegk, werde ich das Handwerk schon legen. Nie wieder Kriegk!"

Als er sich die erste Wut von der Seele geredet hat, benutze ich eine kurze Atempause, um ihm den Sachverhalt zu erklären, nach dem den unglücklichen Verfasser die geringste Schuld trifft. Und jetzt entlädt sich eine Sturzflut von Beschimpfungen über den Reichspressechef, dem im FHQ zu dieser Zeit die Ohren heftig geklungen haben mögen.

Endlich wird Fritzsche beauftragt, noch am gleichen Abend zum Thema Vergeltung zu sprechen, um zu versuchen, den katastrophalen Eindruck zu verwischen, den der fatale Nachtausgabe-Artikel hervorgerufen hat. Der Minister gibt Fritzsche selbst genaue Anweisungen, was er in seinem Kommentar sagen solle, und dieser macht seine Sache auch wirklich sehr gut. Der Minister ist befriedigt.

„Sie sehen", sagt er, „der Rundfunk spurt. Da kann ich mich hundertprozentig darauf verlassen, daß meine Weisungen auch befolgt werden. Aber in der Presse geht alles schief, weil mir ein Hansnarr wie diese Spitzmaus von Reichspressechef mit seinen blöden und instinktlosen Einfällen alles versauen darf. Aber ich werde ihn zur Strecke bringen. Darauf können Sie sich verlassen. Einstweilen habe ich beim Führer erwirkt, daß mir die sogenannte Tagesparole, mit der sich Herr Dietrich

ein unbefugtes Weisungsrecht an die Presse anmaßt, vor ihrer Herausgabe vorgelegt werden muß. Das wird ähnliche Pannen fürs erste verhüten."

20. Juni 1944

Die Beschießung Londons hält seit Donnerstag ununterbrochen an. Natürlich wüßten wir zu gern, welche Wirkung unsere Flügelbomben drüben haben. Aber die Engländer tun uns nicht den Gefallen, uns darüber auch nur andeutungsweise etwas zu verraten. Kein einziger Bericht, keine Notiz, kein Hinweis auf eingetretene Schäden. Das Schweigen ist hundertprozentig, die Disziplin der englischen Presse bewundernswert. Drüben geht's eben anscheinend auch ohne Propagandaministerium.

Ein Gremium militärischer und wissenschaftlicher Fachleute ist beauftragt worden, die Abwehr der neuen Waffe zu beraten. Einige hundert Jäger sind von der Kanalfront abgezogen worden, um ständig auf fliegende Bomben Jagd zu machen.

Verschiedene englische Zeitungen haben im Zusammenhang mit unserer Vergeltung das Wort „Terror" gebraucht. Das war nicht klug. Denn nach allem, was im Luftkrieg in den letzten Jahren an Scheußlichkeiten vorgekommen ist, nimmt ihnen die Weltöffentlichkeit eine solche Beschwerde nicht mehr ab. So verschieden auch die Kommentare der Weltpresse zur Vergeltung sind, von Mitleid für England, auf dessen Konto die Erfindung der Flächenbombardierung offener Städte steht, ist nirgends ein Wort zu finden.

Andere englische Zeitungen drohen Vergeltung für die Vergeltung an. Und diese Befürchtung ist auch die stärkste Reaktion, die der Beginn der Vergeltung bei der deutschen Bevölkerung ausgelöst hat. In der ersten Nacht nach Beginn der Vergeltung stehen Zehntausende von Berlinern mit ihren Luftschutzkoffern startbereit. Viele befürchten nunmehr sogar den Beginn des Gaskrieges. Aber es ereignet sich nichts. Die Engländer brauchen ihre Flugzeuge zur Zeit noch an der Invasionsfront.

Den Minister bewegt das Vergeltungs-Thema außerordentlich. „Ich glaube", sagt er, „daß ich vielleicht im ganzen deutschen Volk die größte Genugtuung darüber empfinde, daß die Vergeltung nun endlich Tatsache geworden ist. Denn i c h habe sie dem deutschen Volk versprochen. Und m i c h hätte man

verantwortlich gemacht, wäre sie ausgeblieben. Sie kennen ja die Hunderte von Briefen, die oft nicht mehr als die eine Frage enthielten: Wo bleibt die Vergeltung?

Ich kann wohl sagen, daß mir manchmal bei der Vorstellung nicht ganz wohl gewesen ist, der seidene Faden, an dem die Vergeltung bis zum letzten Augenblick hing, könnte reißen. Ich habe nicht bloß so obenhin von der Möglichkeit einer kommenden Vergeltung gesprochen, ich habe sie v e r sprochen. Ja, ich habe sogar einmal ausdrücklich mein Wort dafür verpfändet.

Das war im Café Woerz in Berlin. Ich war nach einem schweren Nachtangriff bei Ausgebombten. Da standen sie vor mir, diese armen Menschen, die alles verloren und nur ihr nacktes Leben gerettet hatten. Die Schrecken der Bombennacht lagen noch auf ihren Gesichtern, und ihre von Qualm und Staub geröteten Augen sahen mich, Trost und Aufrichtung suchend, an. Was sollte ich ihnen sagen? Ihnen war nur mit der Hoffnung zu helfen, daß alles geduldete Leid eines Tages seinen Urhebern heimgezahlt würde. Als ich das Wort Vergeltung aussprach, sah ich Unglauben in ihren Gesichtern. Das hatten sie nun schon oft gehört. Es sagte ihnen nichts mehr. Da faßte ich einen plötzlichen Entschluß. Aus bestem Wissen verpfändete ich ausdrücklich mein Wort, daß die Vergeltung kommen werde.

Als es heraus war, wurde mir doch etwas bänglich. Mir wurde noch viel bänglicher, als sich dann die Termine für die Fertigstellung der ersten Vergeltungswaffe immer weiter hinausschoben. Wir hatten als ersten Termin den Dezember 1943 festgesetzt. Vielleicht zu Neujahr hieß es, als der Dezember gekommen war. Im neuen Jahr stellten sich einige Mängel technischer Art heraus, die einen neuen Aufschub von zwei Monaten notwendig machten. Der März kam — und ging vorbei. Ich dachte an mein im Café Woerz verpfändetes Wort. Am Führer-Geburtstag (20. 4.) geht's los, war die neueste Parole. Auch er verstrich ergebnislos. Der Mai verging in unerträglicher Spannung. Die Vergeltung soll mit dem Beginn der Invasion gekoppelt werden, sagte mir der Führer auf meine inständigen Vorhaltungen. Im Juni war der Gegner zur Invasion bereit, an unserer neuen Waffe aber wurde immer noch herumgedoktert.

Sie flog zwar, sie explodierte auch, aber leider nicht so, wie sie sollte. Die ersten Versuchsabschüsse landeten in Schweden statt in England, was höchst peinlich war. Die Invasion begann. Noch immer fehlten Kleinigkeiten. Und dann kam

endlich jener Dienstag abend, an dem wir den Atem anhielten, als Naumann uns die Nachricht vom Beginn des Einsatzes brachte. Im letzten Augenblick schien dann doch noch irgendetwas schief gegangen zu sein, bis am Donnerstag endlich das Uhrwerk ohne Störungen lief.

Sie werden jetzt mein Entsetzen und meine Wut verstehen, als die Presse, statt ganz vorsichtige Töne anzuschlagen, die man später getrost hätte steigern können, gleich von vornherein mit voller Lautstärke ins Horn stieß. Die Stimmung des Volkes ist ein höchst kompliziertes Instrument. Auf manche Saiten kann man mit voller Kraft hämmern, und es kommt kaum ein Ton dabei heraus. Andere dagegen braucht man nur ganz leise anzurühren, um sie in stärkste Schwingungen zu versetzen. Man muß dies Instrument sehr genau kennen, um darauf spielen zu können. Ein Stümper wie Dietrich wird das nie begreifen."

Damit kommt der Minister auf den Reichspressechef, der ihm wie ein Dorn im Fleisch sitzt, der ihm bei jeder Bewegung Schmerzen verursacht.

„Was ist denn dieser Herr Dietrich überhaupt?" nimmt der Minister das Thema auf. „Eines Tages im letzten Jahr vor der Machtübernahme wurde ein Pressereferent für den Führer gesucht. Er brauchte, ja sollte keine große Leuchte sein. Er hatte die Reden und Aufsätze des Führers ein bißchen zu redigieren und für ihre Weiterleitung an die Presse zu sorgen.

Dietrich war damals dritter oder vierter Redakteur an der deutschnationalen Rheinisch - Westfälischen Zeitung. Mit seiner spitzen Nase witterte er wohl, daß die Nazis im Kommen waren und bot seine Dienste an. Man nahm ihn für den Posten beim Führer, welche Stellung, wie gesagt, weder viel Geist noch besonderes Können verlangte. Dietrich war uns vor allem deswegen willkommen, weil er als deutschnationaler Renegat über gute Beziehungen zur bürgerlichen Presse verfügte und dort für eine gute Aufnahme der Führerreden zu sorgen sich verpflichtet hatte.

Dietrich bekam gleich eine Menge Arbeit. Denn der Führer war in diesem letzten Jahr vor der Machtübernahme fast ständig unterwegs, von einem Wahlkampf zum anderen, von einer Versammlung auf die nächste. Aus technischen Gründen war es erforderlich, daß ihn sein Pressereferent ständig begleitete, um die Reden gleich an Ort und Stelle bearbeiten und weiterleiten zu können.

So wurde aus dem unbedeutenden jungen Mann ein Mitglied der engsten Führerbegleitung. Durch seine aalglatte Art

verstand er es, ähnlich wie Ribbentrop, sich sowohl dem Führer als auch seiner Umgebung angenehm zu machen und seine Stellung so weit zu festigen und auszubauen, daß ihn sein maßloser Ehrgeiz schließlich zu dem Plan verleitete, seine Position Schritt für Schritt aufzublähen, mit dem Ziel, aus ihr eines Tages ein selbständiges Presseministerium zu machen. Dieses Ziel hat er seit damals mit all seinem Eifer und all seiner Verschlagenheit unausgesetzt verfolgt und tut es noch heute.

Es kam die Machtübernahme. Funk wurde Pressechef der Reichsregierung. Für diesen Posten bestand eigentlich keine sachliche Notwendigkeit. Er wurde eigens für Funk geschaffen, weil er uns in dieser Eigenschaft durch seine guten Beziehungen zu Hindenburg wertvolle Dienste leistete. Der alte Herr hatte eine gewisse Sympathie für seinen gemütlichen ostpreußischen Landsmann. Und bei einem Schnäpschen und zwischen zwei deftigen ostpreußischen Witzen wurden zwischen den beiden die wichtigsten Staatsgeschäfte in unserem Sinne erledigt, die sonst langwierige und komplizierte Verhandlungen erfordert hätten.

Funk machte also seine Sache als Pressechef der Reichsregierung ausgezeichnet. Als ich Propagandaminister wurde, übernahm ich ihn unter gleichzeitiger Ernennung zum Staatssekretär in mein Ministerium, in dem er mir zu einem unentbehrlichen, treuen Helfer wurde. Er ging sowohl beim Reichspräsidenten, als auch beim Reichskanzler täglich aus und ein und versorgte mich laufend mit wertvollsten Informationen aus erster Hand. Ich war im Gegensatz zu heute ständig über alle ablaufenden Staatsgeschäfte bestens informiert. Darüber hinaus glättete er mit seiner unerschütterlichen Ruhe und seiner Geschicklichkeit manche Reibungen und Schwierigkeiten, die sich gerade in der ersten Zeit meines jungen Ministeriums ergaben.

Unsere Position festigte sich. Die bürgerlichen Elemente wurden nach und nach aus der Regierung ausgeschieden. Die Ablösung Schachts als Wirtschaftsminister und Reichsbankpräsident wurde akut. Wer sollte sein Nachfolger werden? Göring hatte einen gewissen Johannes Wagner aus dem Stab seiner Vier-Jahres-Plan-Organisation vorgeschlagen, einen völlig unmöglichen Menschen, der keine drei Worte zusammenhängend sprechen konnte. Er hatte eben erst zur Eröffnung einer Autobahn-Teilstrecke in Breslau eine geradezu haarsträubende Rede gehalten, die eine einzige Aneinanderreihung von Phrasen, Gemeinplätzen und Platitüden war.

Der Führer erwähnte mir gegenüber den Plan, Wagner zum Nachfolger Schachts zu machen. Ich hatte zufällig den Text der Breslauer Rede Wagners da, den ich dem Führer kommentarlos vorlegte. Es bedurfte keiner weiteren Argumente, um ihn von dem Vorschlag Görings abzubringen, diesen Mann zum Nachfolger eines so klugen und versierten Fachmannes wie Schacht zu machen. Haben Sie einen besseren Vorschlag? fragte mich der Führer. Funk, antwortete ich. Er war sofort einverstanden und erklärte, er habe mir nur einen für mich so wertvollen Mitarbeiter nicht ausspannen wollen.

So wurde Funk Wirtschaftsminister und Reichsbankpräsident. Sein Nachfolger als geschäftsführender Staatssekretär in meinem Ministerium wurde Hanke. Gleichzeitig wurde der Posten eines Pressechefs der Reichsregierung frei. Dietrich hatte sich sofort um ihn beworben. Und der Führer hatte ihm wohl schon so halbwegs zugesagt, weil er den fleißigen und bescheidenen jungen Mann, für den wir damals Dietrich alle noch hielten, gern für seine Verdienste aus der letzten Phase des Kampfes um die Macht belohnen wollte.

Ich war gegen eine Neubesetzung des Postens, weil er ja nur durch die Persönlichkeit Funks und seine Beziehungen zu Hindenburg eine Bedeutung hatte. Wir konnten jetzt ebenso gut auch ohne einen Pressechef der Reichsregierung auskommen, da es ja ein Propagandaministerium gab, bei welchem das gesamte Pressewesen ressortierte. Doch der Führer wollte sein halbes Versprechen Dietrich gegenüber halten.

So schlossen der Führer und ich ein Kompromiß. Es wurde für Dietrich ein neuer Posten geschaffen, der eines Reichspressechefs. Dieser neue Posten, darüber waren der Führer und ich uns einig, sollte mit keinerlei tatsächlichen Befugnissen verbunden, sondern mehr nomineller Art sein, eben um Dietrich Titel und Stellung zu verschaffen. Um von vornherein keine Kompetenzschwierigkeiten zwischen diesem neuen Amtsträger und mir aufkommen zu lassen, wurde Dietrich auf meinen Vorschlag gleichzeitig als Staatssekretär in mein Ministerium eingebaut und mir damit ganz eindeutig unterstellt. Alles schien bestens geregelt.

Für Dietrich war seine neue Stellung ein unerhörter Schritt nach oben. Wenn die Stellung eines Reichspressechefs auch mehr wohltönend als bedeutungsvoll war, so stellte er doch als Staatssekretär plötzlich etwas dar. Aus dem kleinen deutschnationalen Winkelredakteur war auf einmal ein hoher Staatsbeamter des Dritten Reiches geworden. Ich sehe ihn zu seiner neuen Würde noch wie heute vor mir. Am Abend nach

der Ernennung traf ich Hanke und Dietrich, die beide von ihrem Glück noch nichts wußten, in meiner Loge irgendeines Berliner Theaters. Ich ging auf sie zu und begrüßte sie mit den Worten: „Guten Abend, meine Herren Staatssekretäre!"

Beide waren fassungslos. Dietrich dankte mir überschwänglich. Er wiederholte seine Ergebenheitsbeteuerungen, als er vom Führer erfuhr, daß er sein Avancement vor allem mir zu verdanken hatte. Er werde mir das nie vergessen, versicherte er, vor Rührung mit den Tränen kämpfend, und versuchen, mir durch Loyalität und Leistung zu danken. Ich hielt ihn damals noch für ehrlich und wußte nicht, daß er bereits, als er das sagte, mit dem Gedanken spielte, mich an die Wand zu drücken. Ich richtete ihm in Dahlem eine Villa mit den erlesensten Möbeln und Kunstwerken für 400 000 Mark ein.

Doch bereits wenige Tage danach begann ich meine Großzügigkeit ihm gegenüber zu bereuen. Denn mit dem ersten Tag seines neuen Amtes begannen seine gegen mich gerichteten Intrigen. Um seine Stellung als mein Untergebener kümmerte er sich wenig. Dagegen baute er die des Reichspressechefs gewaltig aus. Und zwar schuf er sich einen umfangreichen Apparat, der in seiner Struktur aufs Haar dem eines künftigen Presseministeriums glich.

Sein „Staatssekretär" wurde das schielende Subjekt von Sündermann, der eines Tages, ohne daß ich überhaupt gefragt wurde, als „stellvertretender Reichspressechef" in mein Ministerium einzog. Bei all diesen Machenschaften verstand es Dietrich immer wieder, den Führer, in dessen ständiger Umgebung er sich ja befand, in der hinterhältigsten Weise gegen mich einzunehmen. Dazu kam, daß Dietrich, wie alle unfähigen Vertreter unserer Führerschaft, von der Clique um den Führer gefördert und geschützt wurde, um ihn gegen mich und andere, die ihr hätte gefährlich werden können, auszuspielen.

Eines Tages ließ Dietrich sich dann vom Schneider eine selbstentworfene Uniform als „Reichspressechef" machen, an der er die gleichen Rangabzeichen wie ein Reichsleiter der Partei anbringen ließ. Wohlgemerkt war er von niemand zum Reichsleiter ernannt worden. Es war nicht einmal vorgesehen, daß er als Reichspressechef zur Parteiführerschaft, in welchem Rang es auch sei, gehörte. Er maßte sich diese Stellung einfach selbst an. Der Führer ließ ihm in seiner grenzenlosen Gutmütigkeit diese maßlose Frechheit durchgehen. Und so kam es, daß Dietrich, der, ohne sich zu genieren, von nun an in Reichsleiter-Uniform herumlief, im Laufe der Zeit, obwohl

von niemand dazu ernannt, de facto als Reichsleiter anerkannt wurde.

Auf diese angemaßte Stellung nun gründete er seine ganze Impertinenz mir gegenüber, indem er mir bei jeder Gelegenheit ganz frech erklärte, er sei mir keineswegs subordiniert, wie ich anzunehmen schiene. Wenn ich anderer Ansicht sei als er, so könnte, wie das unter Reichsleitern üblich sei, nur der Führer über unsere Meinungsverschiedenheiten entscheiden. Und dabei saß er natürlich immer am längeren Hebel, weil er dauernd um den Führer herum ist. Aber das wird ihm alles nichts nützen. Ich bin nunmehr fest entschlossen, ihm das Genick zu brechen. Sein Maß ist voll. Ich werde diese hohle Nuß schon knacken! Darauf können Sie sich verlassen."

21. Juni 1944

Die finnische Karelienfront ist bedroht. Die Russen haben einen Gelegenheitsvorstoß zu einem erheblichen Erfolg ausweiten können und stehen 35 km vor Viborg. Unter diesem Druck machen sich in Finnland Bestrebungen bemerkbar, mit den Russen zu Friedensverhandlungen zu gelangen.

An der Kanalfront sind die Amerikaner vom Landekopf aus quer über die Halbinsel Cotentin bis an deren Westküste vorgestoßen, so daß damit Cherbourg praktisch abgeschnitten ist. Man nimmt diesen amerikanischen Erfolg im FHQ unbegreiflicherweise keineswegs tragisch, sondern ist der Ansicht, daß es uns in den nächsten Tagen mit Leichtigkeit gelingen wird, den Sperriegel aufzubrechen und die Verbindung mit Cherbourg wiederherzustellen. Der Gedanke, Cherbourg aufzugeben, wird energisch zurückgewiesen. Die Garnison beträgt 20-30 000 Mann. Gehen die katastrophalen Einschließungen (Muster Stalingrad) nun auch im Westen los?

Der 36jährige Kommandeur der SS-Division „Hitler - Jugend" General Witte, ist an der Kanalfront gefallen.

Churchills lang erwarteter Gegenschlag auf unsere Vergeltung ist heute erfolgt. Berlin ist von mehr als 1000 Bombern sehr schwer angegriffen worden. Obwohl die meisten Bomben in Trümmer fielen, passierte noch genug. In der Innenstadt und im Regierungsviertel rauschte es ganz erheblich. Rund um unser Ministerium liegt ein tiefer Krater neben dem anderen. Aber das Haus selbst steht völlig unversehrt. Es ist jetzt fast das einzige Ministerium, dem außer Glasschaden noch nichts zugestoßen ist.

In den letzten vierzehn Tagen sind 40 amerikanische Bomber von ihren Deutschlandflügen nicht zu ihren Stützpunkten in England zurückgekehrt, sondern in Schweden „notgelandet", wo die Besatzungen interniert und die meist völlig unbeschädigten Maschinen sichergestellt wurden. Die amerikanischen Piloten werden den weiteren Verlauf des Krieges vom freundlichen und vor allem auch friedlichen Schweden aus verfolgen. Es gibt also auch auf der anderen Seite offensichtlich genug Leute, die die Nase voll haben.

23. Juni 1944

Goebbels ist von einem kurzen Besuch beim Führer zurückgekehrt.

„Wir haben nur etwa drei Stunden miteinander gesprochen", sagt er, „aber in dieser kurzen Zeit wurde alles besprochen, was zu erledigen war: sämtliche militärischen und politischen Fragen, Probleme der Kunst, der Propaganda, Personelles. Der Führer und ich haben uns gerade in letzter Zeit so aufeinander eingespielt, daß es zwischen uns keiner langen Auseinandersetzungen bedarf, sondern genügt, wenn wir uns gegenseitig gewissermaßen nur Stichworte zuwerfen.

Wir sprechen die gleiche Sprache. Und wenn ich manchmal, hier in Berlin, schwankend werde, ob wirklich alles richtig ist, was da im FHQ geplant und beschlossen wird, dann genügt ein kurzer Besuch wie der gestrige, um mir die felsenfeste Ueberzeugung wiederzugeben: Ja, es ist richtig! Das Genie des Führers ist so überragend und seine Persönlichkeit so makellos, daß kleinliche Bedenken, die einem der nüchterne Verstand eingibt, davor vergehen wie der Schnee in der Frühlingssonne und man sich kleingläubig und vermessen vorkommt, solch zweifelnde Gedanken überhaupt gehegt zu haben.

Darum lasse ich mich auch durch keine Rückschläge mehr von der vom Führer vorgezeichneten Linie abbringen und mir das Bild trüben, das ihm die Vorsehung selbst von seiner geschichtlichen Sendung gegeben hat, mag die tatsächliche Lage menschlichem Ermessen nach auch noch so düster und ausweglos erscheinen."

Der Minister spricht mit solcher Ergriffenheit vom Führer, daß die bloße Wiedergabe der Worte keinen Begriff von der Herzenswärme und Begeisterung geben kann, die ihn bis in die letzte Faser seines Wesens erfüllt. Dabei sind es keineswegs nur erfreuliche Nachrichten, die er aus dem FHQ mit-

bringt. Die Vergeltung und ihre mutmaßlichen Auswirkungen auf England scheinen dort das Hauptthema zu sein.

„Gewiß", sagt der Minister, „man soll sich keine falschen Vorstellungen von der Wirkung unserer Beschießung machen, indem man nun ein schlagartiges Absinken der militärischen Kampfkraft oder auch der Kriegsmoral erwartet. Man soll sie aber auch nicht unterschätzen. Wenn die Engländer jetzt unsere Vergeltung zu bagatellisieren versuchen, dann fangen sie damit genau am falschen Ende an, indem sie behaupten, von den Bomben würde nur hier und da mal ein Kaninchen und dort ein Huhn getötet.

Wir wissen aus eigener bitterer Erfahrung sehr genau, was eine 1000-Kilo-Bombe anrichtet. Was wir nicht genau wissen, ist, ob unsere Geschosse auch die beabsichtigten Ziele treffen. Denn die Steuerung der Geschosse ist nun einmal ihr schwächster Punkt, an dem der gesamte Einsatz beinahe gescheitert wäre. Die Dinger schlagen nämlich manchmal die komischsten Haken. Nicht nur, daß einige in Schweden landeten — die Richtung hätte ja noch ungefähr gestimmt —, aber eine segelte schnurstracks nach Ungarn, wo sie gar nicht weit von einem Jagdhaus des Reichsverwesers Admiral v. Horthy niederging und dieses nicht unbeträchtlich demolierte. Es kostete unsere Diplomatie einige Mühe, ihm klarzumachen, daß es sich dabei um einen ruchlosen Anschlag des Feindes auf sein teures Leben gehandelt habe.

Aber diese Kinderkrankheiten scheinen jetzt überwunden zu sein. Und wenn die Engländer zugeben, daß die Dinger tatsächlich in London herunterkommen, dann wollen wir gar nicht mehr wisen. Natürlich hat ein konzentrierter 1000-Tonnen-Angriff eine andere Wirkung. Die Wirkung unseres Beschusses liegt in seiner ununterbrochenen Dauer.

Man muß sich einmal vorstellen, daß seit nunmehr einer Woche ununterbrochen, Tag und Nacht, alle sieben Minuten eines der Geschosse über London erscheint, daß also die Luft pausenlos von dem orgelartigen Dröhnen erfüllt ist, das sie verursachen. Jedesmal wenn das Orgeln aussetzt, folgt bald darauf eine schwere Explosion. Und schon ist das Brausen der nächsten Bombe vernehmbar.

Ich kann mir schon vorstellen, daß einem das, von allem tatsächlich angerichteten Schaden abgesehen, allmählich auf die Nerven geht. Das ist wie mit Zahnschmerzen. Der Schmerz selbst ist vielleicht gar nicht so schlimm. Aber wenn es den ganzen Tag und die ganze Nacht im Zahn bohrt und klopft, dann glaubt man den Verstand zu verlieren, ist zu keinem kla-

ren Gedanken fähig, denkt an nichts anderes mehr als an diesen vermaledeiten Schmerz und tut endlich, wozu man sich vorher nicht entschließen konnte: man geht zum Zahnarzt."

Der Minister schmunzelt über den gelungenen Vergleich und fährt fort:

„Jedenfalls lebt man in London seit einer Woche unter einem beständigen Druck. Und ich könnte mir vorstellen, daß man sich, ähnlich dem Zahnkranken, unter diesem Druck endlich zu dem einzig richtigen und heilenden Schritt entschließt. Denn die Vergeltung geht, wie der Zahnschmerz, bis dahin unerbittlich weiter.

Auf V 1, für welche ganz sachliche Bezeichnung sich der Führer jetzt entschieden hat, wird bald schon V2 folgen. Was mir der Führer über diese neue Waffe erzählt hat, grenzt tatsächlich bereits an Jules Verne'sche Phantasie. Sie fliegt durch die Stratosphäre, und zwar mit dreifacher Schallgeschwindigkeit. Sie ist also vor dem Einschlag nicht zu hören. Gegen sie gibt es einfach keine Abwehr. V 2 ist bereits heute in einem weit vorgeschrittenen Entwicklungsstadium. Sie wird den V1-Beschuß wirkungsvoll ergänzen. Auch V3 befindet sich heute bereits in Vorbereitung. Was die Engländer heute erleben, ist nur ein schwaches Vorspiel von dem, was ihnen noch bevorsteht. Auf jeden Fall wird der V-Beschuß so lange fortgesetzt und von Monat zu Monat noch verstärkt, bis England zur Besinnung kommt, bzw. die innerenglische Krise die jetzt noch für die britische Wahnsinnspolitik Verantwortlichen hinwegfegt und den Weg für eine Verständigung mit uns freimacht."

Der Kriegsalltag sieht wesentlich düsterer aus. An der Invasionsfront haben wir uns völlig auf Cherbourg zurückgezogen. Von einer Durchbrechung des Sperriegels wird gar nicht mehr gesprochen. Gestern abend, als der Minister gerade beim Führer war, meldete Reuter, die Amerikaner rückten in Cherbourg ein. Diese Meldung löste beim Minister, wie er zugibt, doch erhebliche Bestürzung aus, da man im FHQ mit einer monatelangen Verteidigung der Festung, wenn nicht gar mit ihrem Entsatz ganz sicher rechnet. Die betreffende Meldung stellte sich übrigens sehr bald als ein Übersetzungsfehler heraus.

„Im FHQ" erklärt der Minister, „sieht man bezüglich Cherbourgs keinen Grund zur Beunruhigung. Es wird von fünf kompletten, kampfstarken Divisionen verteidigt. Versorgung mit Munition und Lebensmitteln ist auf lange Zeit gesichert. Eine einzige Divison hat beispielsweise noch vor der Einschließung 8000 Stück Rindvieh in die Stadt getrieben. Das ist für

jeden Angehörigen der Division fast eine ganze Kuh. Davon kann man schon eine ganze Zeitlang leben. Laufender Nachschub wird nachts durch Flugzeuge und von See her durch U-Boote erfolgen. Die Befestigungen sind ganz außerordentlich stark. Die Amerikaner, die mit einem Fall der Festung in wenigen Tagen rechnen, werden sich gewaltig irren."

Wir haben ja nun freilich mit eingeschlossenen Städten schon so allerlei Erfahrungen gemacht, und ich kann mich beim besten Willen nicht dem strahlenden Optimismus des Ministers anschließen. Der Fall Cherbourgs würde dem endgültigen Gelingen der Invasion gleichkommen. Und das dürfte für uns nicht nur im Westen sondern auch im Osten von unabsehbaren Folgen sein, wo der Russe seine bereitgestellten Armeen nur so lange zurückhält, als der Ausgang des Invasions-Unternehmens zweifelhaft ist. In dem Augenblick aber, in dem die Gefahr großer anglo-amerikanischer Erfolge im Westen besteht, marschiert auch Stalin wieder. Darüber waren Hitler und Goebbels sich vor einigen Wochen noch durchaus klar. Sollten sie es inzwischen vergessen haben?

Der Minister fährt fort, die zuversichtliche Stimmung im FHQ zu schildern.

„Wir werden also Cherbourg für die nächsten Monate halten und all unsere Kräfte darauf konzentrieren, den Feind nicht nach Westen, also in Richtung Le Havre vorwärts kommen zu lassen. Solange er keinen dieser beiden Häfen besitzt und er in seinem Landekopf auf engsten Raum zusammengepreßt bleibt, ist das ganze Invasions-Unternehmen für ihn nichts als ein furchtbarer und fruchtloser Aderlaß.

In vierzehn Tagen etwa sollen überdies die feindlichen Geleitzugschleusen durch den Kanal aufgebrochen werden (womit, verrät der Minister nicht, ich vermute jedoch, daß es sich um den Einsatz unserer modernisierten U-Boote handeln soll). Gelänge es so, dem Gegner auch zur See an die Gurgel zu springen, noch ehe auf dem Festland etwas Entscheidendes erreicht ist, so würde ihn das vielleicht zum Abbruch des ganzen Invasions-Unternehmens zwingen.

Jedenfalls ist auf der technischen Seite dieses Krieges, das zumindest hat die Verwirklichung unserer Vergeltung bereits bewiesen, „noch alles drin", wie der Berliner sagt. Und warum soll uns das Glück nicht auch wieder einmal günstig sein, nachdem es uns seit Jahren so vernachlässigt hat?"

Die Offensive an der russischen Karelienfront, die bisher nicht ernst genommen wurde, macht bedenkliche Fortschritte. Viborg ist gefallen. „Wir können diese Entwicklung", sagt der Minister, „mit gelassener Ruhe beobachten. Es ist eine ausschließlich finnische Angelegenheit. Die finnische Regierung selbst hat Schuld, wenn ihr die Bolschewisten jetzt immer näher auf den Pelz rücken. Man kann einem kriegführenden Volk nicht monatelang etwas von Friedensaussichten vorquatschen und erwarten, daß es sich dann noch an der Front heldenhaft schlägt.

Wenn jetzt die finnische Front zerbröckelt, dann ist das sehr bedauerlich, und die Finnen sind unseres Mitgefühls gewiß. Sie besitzen als anständiges, tapferes Volk nicht nur u n s e r e Freundschaft und Sympathie, sondern die der ganzen Welt. Aber wir sind bisher die einzigen gewesen, die ihnen wirklich geholfen haben, seit sich das bolschewistische Untier anschickt, sie zu verschlingen. Wir haben von der Waffenbrüderschaft mit Finnland bisher keinerlei Vorteile gehabt. Im Gegenteil. Und wenn wir jetzt wiederum mit verstärkter Waffenhilfe einspringen sollen, dann nur, wenn wir dafür ganz handfeste Garantien bekommen, daß Finnland der Achsenkriegführung treu bleibt und das separate Verhandeln mit den Sowjets endlich aufhört."

FÜHREN WIR EINEN TOTALEN KRIEG?

Neue sowjetische Großoffensive — Es geht um unser Leben—„London wird ausgelöscht" — Die prachtvollen jungen Fliegeroffiziere — In Breslau — Über entartete Kunst.

23. Juni 1944

Heute hat anscheinend die neue sowjetische Groß-Offensive begonnen. Die Russen sind im Mittel- und Nordabschnitt der Ostfront mit starken Kräften angetreten. Bei Smolensk und Witebsk haben sie 21 Vorstöße in Bataillonsstärke geführt, die, von geringfügigen Einbrüchen abgesehen, bisher abgewiesen werden konnten. Die Lage wird zuversichtlich beurteilt. Die Truppe ist ausgeruht, aufgefrischt und in guter Verfassung. So weit wie möglich wurde sie mit den neuen, leicht beweglichen Sturmgeschützen zur Panzerabwehr ausgestattet, die sich bestens bewährt zu haben scheinen.

26. Juni 1944

Der Fall Cherbourgs steht bevor. Die Amerikaner sind gestern unter Einsatz ihrer gewaltigen Materialüberlegenheit von Süden und Südwesten in die Stadt eingedrungen. Der deutsche Kommandant hat eine zweimalige Aufforderung zur Kapitulation unbeantwortet gelassen. Zur Zeit spielen sich in Stadt und Hafen die letzten, schweren Kämpfe ab.

Der Minister ist durch diese Nachricht wie vor den Kopf geschlagen. Er sieht mich aus diesen entsetzt aufgerissenen Augen an, die ich als Überbringer so mancher Hiobsbotschaft nun schon an ihm kenne. Er ist sich natürlich über die Tragweite dieser Nachricht besonders im Zusammenhang mit dem Beginn der neuen Sowjet-Offensive im Klaren. Stalin ist jedenfalls besser informiert gewesen als er.

Und das ist es, was ihn speziell in seiner Eigenschaft als Propagandaminister kränkt. Er hat durch die schöngefärbten

Berichte von der Invasionsfront, die er freilich nur zu gern für bare Münze nahm, seine Propaganda grundverkehrt aufgezogen. Solange die Alliierten Cherbourg nicht haben, wurde dem deutschen Volk vortrompetet, haben sie noch gar nichts erreicht. Nun haben sie es. Und ihr Erfolg muß durch unsere eigene Propaganda nur umso größer erscheinen.

Mit zerfurchtem Gesicht, die Hände in den Hosentaschen, humpelt der Minister durch sein Zimmer. Immer wieder schüttelt er den Kopf. Dann bleibt er vor mir stehen und schlägt sich mit der flachen Hand vor die Stirn.

„Der kleine Mann", sagt er, „der beim Durchstoß der Amerikaner zur Westküste bedenklich den Kopf schüttelte, hat mehr militärischen Weitblick bewiesen als unser gesamtes FHQ."

Auch die Nachrichten von den anderen Fronten sind unerfreulich. Die russische Offensive macht rasche Fortschritte. Witebsk ist eingeschlossen. Der ganze Frontbogen von Witebsk wird nicht mehr zu halten sein.

Die Finnen weichen unter starkem russischen Druck zurück. Wir haben uns entschlossen, ihnen verstärkte Waffenhilfe zu gewähren, obwohl wir weiß Gott kein einziges Bataillon zur Zeit überflüssig haben. Die Verstärkungen rollen bereits an. In diesem Augenblick kommt der Oberkommandierende unserer Streitkräfte in Finnland, der Held von Narvik, Liebling des Volkes, Abgott seiner Gebirgsjäger, General Dietl, bei einem mysteriösen Flugzeugunfall ums Leben.

Die Front in Italien wird unter starkem feindlichen Druck Kilometer um Kilometer zurückgenommen.

Über der heutigen Ministerkonferenz liegt unter diesen Umständen eine begreifliche depressive Stimmung. Der Minister hat keine leichte Aufgabe. Will er nicht als hoffnungsloser Illusionist erscheinen, so muß er den Ernst der Lage zugeben. Trotzdem soll die Siegeszuversicht all dieser schwarzsehenden Herren wieder gehoben werden. Er begibt sich daher nachdem er die Schwere der jüngsten Rückschläge zugegeben hat, aufs weltanschauliche und kriegsphilosophische Gebiet, spricht davon, daß uns ja gar keine andere Wahl bliebe, als diesen Krieg durchzustehen, daß das gerade unser großer Vorteil gegenüber den anderen sei, die nicht recht wüßten, wofür sie kämpften und gelangt schließlich zu einem ganz interessanten Vergleich:

„Es geht um unser Leben", sagt er, „und so müssen wir auch kämpfen. Wir müssen mit Händen und Füßen um uns schlagen, wir müssen kratzen, spucken und treten. Wir dürfen jetzt keine Rücksicht mehr auf Fairness oder Ritterlichkeit nehmen. Jedes Mittel muß uns recht sein, wenn es nur zum Erfolg führt. Das ist wie beim Kampf eines kleinen, zähen Kerls, der von zwei großen, ungeschlachten Burschen angegriffen wird. Wenn sie sehen, daß er sich nicht unterkriegen läßt, auch wenn er schon keuchend und blutend am Boden liegt, daß er nicht um Gnade winselt, sondern noch von der Erde aus seinen Angreifern in den Bauch tritt, dann werden sie schon von ihm ablassen, besonders wenn die gaffende Menge, die sich das blutige Schauspiel eine Weile schweigend mit angesehen hat, jetzt auch für den zähen, kleinen Kerl energisch Partei ergreift."

Das Beispiel ist zweifellos gut gewählt, doch könnte man dagegen einwenden, daß dem kleinen Kerl all seine Zähigkeit und auch die Sympathie der Zuschauer schließlich nichts nützt, wenn seine Gegner fest entschlossen sind, ihn totzuschlagen und sich dazu einer massiven Eisenstange bedienen, mit der sie ihm über den Kopf schlagen.

„Gewiß", gibt der Minister zu, „auch dieses Beispiel hinkt wie alle Beispiele. Aber das ist nicht so wichtig wie, daß es eine bestimmte Lage oder einen bestimmten Begriff sehr deutlich versinnbildlicht. Beispiele haben natürlich nie alleine Beweiskraft, sondern nur im Zusammenhang mit den Ausführungen dessen, der sie gebraucht. Ich benutze sie gern, um das, was ich in abstrakten Ausführungen darzulegen versucht habe, nun plastisch vor das Auge des Zuhörers treten zu lassen, damit es sich ihm fest ins Gedächtnis einprägt."

27. Juni 1944

Gustav Gründgens hat seine kurze Gastrolle als Gefreiter der Wehrmacht beendet. In der Truppe seines Gönners Göring soll er, irgendwo im besetzten Holland, wo es allmählich ungemütlich zu werden beginnt, ein nicht allzu anstrengendes Soldatenleben geführt haben. Jetzt hat er im Göring'schen Staatstheater seine erste Inszenierung gestartet: Schillers Räuber. Er selbst spielt den Franz Moor.

Nach der Lektüre der Kritiken über die Aufführung sagt der Minister:

„Da entblödet sich ein Blatt wie die Deutsche Allgemeine Zeitung, die ständig über Papierknappheit klagt, wenn es gilt

eine Führerrede zu veröffentlichen, nicht, in drei langen Spalten von jeder einzelnen Szene zu berichten, in der Gründgens seine eiskalte, intellektuelle Kunst bis zur Umkehrung aller Werte brillieren läßt. Das ist so recht was für unsere Intellektuellen. Da wird wieder einmal versucht, den Sinn eines unserer klassischen Dramen in sein Gegenteil zu verkehren. Schillers Hauptfigur, der saubere, anständige, kraftvolle Karl Moor tritt völlig in den Hintergrund gegenüber dem charakterlosen, krankhaften Franz, dessen Darstellung sich Gründgens — wie könnte es anders sein — selbst vorbehalten hat.

Nicht Faust ist Gründgens' Held, sondern Mephisto, nicht Karl sondern Franz Moor. Das ist die intellektuelle Lust am Verkommenen, die Sucht, auch den abscheulichsten Charakter menschlich verständlich zu machen, das ist das wollüstige Sichversenken in Krankhaftes, Ungesundes. Alles wird auf die Spitze gestellt. Nicht der Held ist bewundernswert, sondern der zersetzende Verstand. Noch ein Schritt weiter, und wir sind wieder beim „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig".

28. Juni 1944

Unsere Verhandlungen mit Finnland sind in Helsinki zu einem positiven Abschluß gelangt. Die finnische Regierung hat sich als Gegenleistung für die verstärkte Waffenhilfe bereit erklärt, den Krieg bedingungslos an unserer Seite weiterzuführen und keinen weiteren Versuch zu unternehmen, zu einem Separat-Frieden mit der Sowjet-Union zu gelangen.

In Cherbourg leisten noch das Arsenal und einzelne Werke heldenhaften Widerstand. Britische Kreuzer, die in den Hafen einlaufen wollten, erhielten von einer sich noch verteidigenden deutschen Küstenbatterie so schweres Feuer, daß sie sich einnebeln und abdrehen mußten.

Englische und amerikanische Kriegsberichter können den Heldenmut und die Kühnheit der Verteidiger Cherbourgs nicht genug rühmen. Der Minister gerät über diese in großer Zahl vorliegenden Meldungen ganz außer sich vor Begeisterung.

„Das ist der Geist", ruft er, „der unser ganzes Volk beseelen muß. Der Feind soll sich wundern, wie wir uns schlagen werden. Glauben Sie, wenn Berlin einmal in die Lage kommen sollte, sich verteidigen zu müssen, ich würde jedes Haus zu einer Festung und jeden Keller zu einem Kampfstand machen, und der Feind müßte uns alle einzeln totschlagen, ehe er hier seines Lebens froh würde.

Ich denke da an das glorreiche Beispiel, das uns die Rus-

sen in Sewastopol gegeben haben. Als die Lage der letzten Verteidiger, die sich mit 20-30 000 Zivilisten in einem Bergstollen zurückgezogen hatten, aussichtslos geworden war, da jagten sie den Stollen in die Luft und ließen sich von dem Berg begraben. Sie handelten nach dem großen Wort ihres Führers „Lieber stehend sterben als kniend leben".

Das ist eine Haltung, die Bewunderung abnötigt. Man könnte fragen: Was hat denn der Tod dieser Zehntausende genützt? War dieses Opfer nicht sinnlos? Niemals! Heldenmut und tapfere Gesinnung werden stets belohnt und tragen über Generationen und Jahrhunderte hinaus ihre Früchte. Das lehrt die Geschichte und daran glaube ich.

Darum ist auch meine Überzeugung durch keine, auch die schwersten Rückschläge nicht, zu erschüttern, daß ein Volk, das sich so tapfer und anständig schlägt wie das unsere, nicht untergehen kann. Wenn das Schicksal nicht uns, sondern den satten Amerikanern den Sieg schenken sollte, nur weil diese über unbegrenzte materielle Hilfsmittel verfügen, dann gibt es keine Gerechtigkeit und keinen Sinn in der Geschichte. In einer solchen Welt wäre das Leben für mich nichts mehr wert, und ich würde mir ohne mit der Wimper zu zucken mit einem wollüstigen Gefühl eine Kugel durch den Kopf schießen."

Auf der Konferenz gibt er dann in Anbetracht des immer noch in einzelnen Werken und Stützpunkten in und um Cherbourg anhaltenden deutschen Widerstandes die Anweisung, einen von uns verteidigten Platz erst dann als aufgegeben zu melden, wenn sich dort wirklich kein einziger deutscher Soldat mehr rührt. Es müsse für die Verteidiger ein trostloses Gefühl sein, wenn sie im heimatlichen Rundfunk hörten, man habe Cherbourg aufgegeben, jenen blutgetränkten Fleck Erde, den sie sich gerade anschicken, bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen.

Weiter sei der auch vom OKW noch häufig gebrauchte Ausdruck „Kampf bis zur letzten Patrone" überholt und in Zukunft zu vermeiden. Dieser Ausdruck sei vielleicht noch im letzten Kriege angebracht gewesen, als man, wenn die Munition verschossen war, den Kampf aufgab und dann dem Gegner, der einen besiegte, kameradschaftlich die Hand schütteln konnte. Heute gäbe es keine „ehrenvolle Übergabe" mehr wie in einem ritterlichen Kampfspiel. Heute gehe es um Sieg oder Vernichtung. Heute kämpfe man nicht bis zur letzten Patrone, sondern bis zum letzten Atemzug oder bis zum letzten Blutstropfen.

Heute morgen ist der französische Staatssekretär für Presse und Information, Henriot, der kürzlich den Minister besuchte, von 15 als Milizionäre verkleideten Terroristen, die in die Räume seines Ministeriums in Paris eindrangen, ermordet worden.

29. Juni 1944

Gestern abend war Brigitte Horney zum Abendessen eingeladen. Sie kam gerade aus der Schweiz, wo sie lange an einem Lungenleiden herumkuriert hat, und weiß allerlei Interessantes zu erzählen. Sie sieht recht mager aus und nicht sonderlich gepflegt, ist aber sehr natürlich und von besonderem Charm. Ihre tiefe, klangvolle Stimme wirkt bezaubernd. Der Minister verspricht, ihr die zur Ausheilung ihres Lungenleidens notwendigen Devisen zu besorgen.

Der Hafen von Cherbourg wird immer noch von einem in deutscher Hand befindlichen Fort beherrscht.

Die Lage an der Ostfront ist unübersichtlich. Die Russen haben unsere Front an vielen Stellen durchbrochen und fluten ziemlich unbehindert ins offene Hinterland. Nach Witebsk sind nun auch Orscha, Bobruisk und Mogilew eingeschlossen. Der Feind steht noch 80 Kilometer vor der weißrussischen Hauptstadt Minsk. Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, Feldmarschall Busch, ist durch Model ersetzt worden.

1. Juli 1944

Der russische Vormarsch im Mittelabschnitt der Ostfront nimmt katastrophale Ausmaße an. In einer einzigen Woche haben wir ein Gebiet von fast 50 000 Quadratkilometern, also von ungefähr der Größe der Schweiz, verloren. Von einer zusammenhängenden Verteidigung kann nicht mehr gesprochen werden. Wir wenden die sogenannte Sperriegeltaktik an. Von den in Witebsk eingeschlossenen fünf Divisionen fehlt jede Spur. Minsk ist bereits im Norden und Süden überflügelt. Von hier sind es bis Berlin noch 8-900 Kilometer!

Der Widerstand auf der Cherbourg-Halbinsel scheint aufgehört zu haben. Die ersten 15 alliierten Schiffe sind in den Hafen eingelaufen.

Die Luftangriffe des Feindes richten sich in letzter Zeit hauptsächlich gegen unsere Hydrierwerke. Die Kraftstoffversorgung ist zu einem sehr schwierigen Engpaß geworden.

In diesem Augenblick hat der Minister im „Reich" unter der Überschrift „Führen wir einen totalen Krieg?" einen Artikel veröffentlicht, in dem er diese Frage entschieden verneint und einen ernsten Appell an die gesamte Bevölkerung richtet, nun wirklich mit dem totalen Krieg Ernst zu machen.

Gestern abend nahm der Minister, was er jetzt öfter zu tun pflegt, ein Schlafmittel. Er raucht auch wieder. Heimlich, wie mir der Diener Emil verraten hat. Tagsüber wahrt er den Anschein, als hätte er sich das Rauchen endgültig abgewöhnt. Aber kaum ist er in seinem Schlafzimmer allein, da inhaliert er hastig zwei, drei Zigaretten hintereinander. Emil berichtet mir, daß er jeden Abend die Zigarettenschachtel auf dem Nachttisch des Ministers frisch füllen müsse, und daß morgens im Aschenbecher manchmal ein halbes Dutzend Stummel liegen.

2. Juli 1944

Unser Erziehungsminister hat sich wieder einen tollen Streich geleistet. Eines Hages bringt Helga Goebbels ein neues Schulbuch mit nach Hause. Es ist eine vom Reichserziehungsministerium herausgegebene „Rechtschreiblehre", in der sich irgendein verrückt gewordener Sprachneuerer ausgetobt hat, der der deutschen Schuljugend vorschreibt, daß sie in Zukunft Kautsch, Filosof, Nivo, Träner, Tyfus usw. zu schreiben habe.

Der Minister schäumt vor Wut, als er das Machwerk liest.

„Da wird vorher kein vernünftiger Mensch gefragt, sondern die deutsche Geisteswelt, die das heilige Gut der Muttersprache hütet, einfach mit dem Dekret eines notorischen Narren überrascht. Von nun an wird das so und so geschrieben und damit basta! Keine Beratung unter den interessierten Ministern, keine Befragung der geistig Schaffenden, keine Konferenz einschlägiger Wissenschaftler. Das wird einfach von Herrn Rust so bestimmt. Wir leben ja in einem autoritären Staat. Widerrede ist verboten.

Sie wissen, ich bin sehr für autoritäre Maßnahmen. Aber so geht's denn doch nicht.Da sitzt man wochenlang an einem Artikel, feilt, moduliert, verbessert an jedem Satz und jedem Wort, einfach aus einem tiefen Verantwortungsgefühl dem Gut der deutschen Sprache gegenüber. Und da kommt so ein Esel, stellt die ganze Rechtschreibung auf den Kopf und bestimmt: so und nicht anders wird's gemacht. Ich überlege mir nur, in welcher Form ich das dem Führer beibringe. Ich hätte

nicht übel Lust, den neuesten Narrenstreich unseres Erziehungsministers im „Reich" oder „Völkischer Beobachter" öffentlich durch den Kakao zu ziehen. Aber das geht ja leider nicht."

4. Juli 1944

Minsk ist gefallen. Vorgestern prahlten die Russen, sie würden die Hauptstadt Weißrußlands binnen einer Woche befreien. Sie brauchten nur zwei Tage dazu. Wenigstens wurde unsererseits durch sehr eiligen Rückzug eine Einschließung vermieden.

Die Heeresgruppe Mitte besteht nicht mehr. Als nächste operative Ziele der Roten Armee werden Wilna, Dünaburg und Warschau genannt. Die ostpreußische Grenze ist nur noch 200 Kilometer entfernt. Model hat die ebenso ehrenvolle wie aussichtslose Aufgabe erhalten, die Reste der Heeresgruppe Mitte zu sammeln und „irgendwo" eine neue Widerstandslinie aufzubauen.

Der Minister hat die Weisung gegeben, die neuen sowjetischen Erfolge keineswegs zu bagatellisieren, sondern ganz sachlich zu verzeichnen.

„Es kommt jetzt darauf an", sagt er, „eine Entwicklung im westlichen Lager zu unterstützen, die von folgenden Überlegungen ausgeht: Wir, die Engländer, haben unter großen Anstrengungen und schweren Opfern die Invasion gestartet. Was hat sie uns bisher eingetragen? Einen winzigen Zipfel französischen Bodens, auf dem wir uns nicht bewegen können und der praktisch für uns wertlos ist. Die Russen aber haben aus diesem Unternehmen riesige Geländegewinne profitiert und schicken sich an, wie eine schwedische Zeitung dieser Tage schrieb, allein nach Berlin zu marschieren.

Diese Entwicklung muß jeder in England heute klar erkennen. Und die offensichtliche Zurückhaltung der englischen Presse in Bezug auf die ununterbrochenen russischen Siegesfanfaren beweist, wie richtig wir handelten, als wir uns entschlossen, lieber die Bolschewisten im Osten als die Angloamerikaner im Westen hereinzulassen, wenn wir schon nicht beide gleichzeitig abweisen können. Wenn es uns gelingt, die Angloamerikaner für die nächsten Wochen und Monate ungefähr in ihren jetzigen Stellungen zu fesseln, dann muß die ohne Zweifel in Gang befindliche Entwicklung zu greifbaren politischen Ergebnissen führen."

6. Juli 1944

Wir sprechen über die soldatischen Tugenden der verschiedenen Völker. Der Minister läßt sich von mir ausführlich über meine Erfahrungen im spanischen Bürgerkrieg berichten. Ich erzähle unter anderem von einem kleinen Erlebnis zu Beginn der Toledo-Offensive, die der Einnahme Madrids voranging und die lezte Schlacht vor dem Sieg über den Bolschewismus in Spanien war.

Die Offensive begann in den frühen Morgenstunden. Die Nächte im kastilischen Hochland sind bitter kalt. Als wir uns an diesem Morgen, im ersten fahlen Dämmerlicht, auf den Gefechtsstand des Generals v. Richthofen, des letzten Kommandeurs der Legion Condor, im vordersten Graben der nationalspanischen Stellung begaben, mußten wir über die schlafenden spanischen Soldaten hinwegsteigen, die hier die letzte Nacht verbrachten, ehe sie zum Sturm antraten.

Wir hatten uns winterlich warm angezogen, und doch klapperten wir in dieser letzten und kältesten Stunde vor Sonnenaufgang vor Kälte mit den Zähnen. Die spanischen Soldaten aber lagen in ihren dürftigen Uniformen, die bloßen Füße mit leichten Bastschuhen bekleidet, ohne Mantel und nur in eine dünne Decke eingewickelt, auf der nackten Erde und schliefen so fest, daß sie erst von dem Feuerschlag, mit dem die Offensive eingeleitet wurde, aufwachten.

„Das sind Soldaten, diese Kastilier", sagte damals Richthofen, „hart, anspruchslos, an Entbehrungen gewöhnt. An ihnen können wir uns in mancher Beziehung ein Beispiel nehmen. Härte, Anspruchslosigkeit und Zähigkeit gehören zu den wertvollsten Tugenden des Soldaten. Unsere preußische Soldatenerziehung war seit jeher auf die Ausbildung gerade auch dieser Eigenschaften ausgerichtet. Ich halte es für völlig falsch, wenn neuerdings unsere Luftwaffenkasernen zu wahren Palästen ausgebaut werden, in denen die Soldaten in Klubsesseln sitzen und sich in gekachelten Bädern unter fließendem warmen Wasser waschen. Glauben Sie vielleicht, daß ein Soldat, der in so einer Kaserne aufgewachsen ist, noch in der Lage wäre, wie einer dieser Kastilier hier auf der bloßen Erde zu schlafen? Niemals!"

„Hätte Göring auf ihn gehört!" fällt der Minister ein. „Wie vieles in unserer Luftwaffe könnte heute anders aussehen! Nicht nur er, auch seine Luftwaffensoldaten mußten in Palästen wohnen, die Millionen verschlangen und teils mit unvorstellbarer Pracht eingerichtet wurden. Welch schlechten

Dienst hat er damit letzten Endes seinen Soldaten erwiesen! Denn wie er sind sie durch Pracht und Wohlleben verweichlicht. Und unsere einst so stolze Luftwaffe, die noch den Kern guten alten preußischen Soldatentums in sich trug, als Göring sie aus dem 100 000-Mann-Heer aufbaute, was ist unter seinem Einfluß und seinem Vorbild aus ihr geworden?

Wenn ich an die Tage denke, als wir die uneingeschränkte Luftherrschaft über England und dem europäischen Kontinent in der Hand hielten, und dann sehe, was heute aus unserer Luftwaffe geworden ist, dann könnte ich vor Wut laut heulen."

„Damals im Sommer 1940", fährt der Minister fort, „als wir den Blitz gegen London führten, besuchte ich Sperrle, der das Unternehmen leitete, in seinem Hauptquartier in Deauville. Ich entsinne mich dieses Besuches in allen Einzelheiten, als wäre es gestern gewesen. Sperrle hatte sich in dem vornehmsten Palast des internationalen Modebades niedergelassen und sich mit allem Luxus umgeben.

Ich war bei ihm zum Kaffee geladen, bei dem es üppig zuging: Kaffee, Tee, Gebäck, Torten in reichhaltiger Auswahl wurden angeboten, dazu ein kaltes Büfett, das unter Hummer, kaltem Braten und anderen lukullischen Genüssen schier zusammenbrach. Sekt, Kognak und ein Dutzend verschiedener Liköre vervollständigten die Kaffeetafel.

Wir sprachen natürlich über das eben angelaufene Unternehmen. Sperrle schob sich ein frisches Kaviarbrötchen zwischen die Backen, klemmte das Monokel fester ins Auge und sagte schnarrenden Tones, von einer großartigen Handbewegung unterstrichen: „In vierzehn Tagen ist in London jedes Leben ausgelöscht."

Ich sah ihn nicht sehr überzeugt an und sagte:

„Aber Herr Sperrle, wir dürfen uns doch nicht derart übertriebene Vorstellungen machen. Gewiss müssen diese Bombardements furchtbar und ihre Wirkungen entsetzlich sein, aber.."

Er schnitt mir das Wort mit einer energischen Handbewegung ab, so daß ich mir diesem Jupiter tonans der Luft gegenüber ganz klein und häßlich vorkam.

„Ausgelöscht... sage ich Ihnen", rief er dröhnend. „Die ersticken in der eigenen Scheiße!"

Dieses wenig appetitliche Wort war die Devise des Abends. Luftaufnahmen und Agentenberichte wurden mir zu seiner Erhärtung gezeigt. Da hatte einer dieser Luftwaffenagenten, die ich in ihrer Glaubwürdigkeit erst später richtig einschätzen lernte, berichtet, daß die Damen der Londoner Gesellschaft im Hydepark ihre Notdurft verrichteten, weil Wasserversorgung

und Kanalisation in London außer Funktion waren. Ich warnte ausdrücklich, solche Symptome allzu ernst zu nehmen und zu glauben, ein Weltreich werde zusammenstürzen, weil ein paar Ladies im Hydepark Pipi gemacht hätten.

Ich kam mit den denkbar schlechtesten Eindrücken von diesem Besuch in Deauville nach Berlin zurück. Das Gift des Wohllebens und der Überheblichkeit hatte sich schon tief in den Körper unserer Luftwaffe eingefressen.

Vierzehn Tage vergingen. London war schwer angeschlagen. Aber es stand immer noch. Vier Wochen lang gingen unsere Angriffe bei Tag und Nacht weiter. Noch immer lebte London und war nicht, nach den Worten Sperrles, im eigenen Unrat erstickt. Unsere Verluste wurden von Tag zu Tag höher. Zehn, zwanzig, dreißig, fünfzig Maschinen fehlten, wenn unsere Verbände vom Einsatz zurückkehrten.

In diesen Tagen kam Oberst Wodarg, der damalige I c des Luftwaffenführungsstabes zu mir. Sein Gesicht lag in besorgten Falten. Er hatte nichts mehr von der sonstigen unbekümmerten Keßheit unserer Luftwaffenoffiziere.

„Herr Reichsminister", sagte er, „London wird unser Verdun der Luft."

Und so war es auch. Ich flog damals zu den Horsten unserer Kampfflieger in Frankreich. Ich saß mit den Kommandeuren und Flugzeugführern bei langen Gesprächen in ihren Kasinos zusammen. Es gab zwar auch hier Sekt und Kognak, aber sie brauchten ihn dringend, um ihre pessimistischen und weltschmerzlichen Stimmungen zu betäuben. Das Kaminfeuer flakkerte und zuckte über Gesichter, die man in ihrem Ernst und ihrer Reife nicht für die von Zwanzigjährigen gehalten hätte.

Niemand sprach hier in dem naßforschen Ton des Herrn Sperrle. Niemand saß auf seinem hohen Roß. Jeder dachte an die gefallenen Kameraden, die vielleicht gestern und vorgestern noch hier zwischen ihnen gesessen hatten, und an den nächsten Einsatz, von dem auch er vielleicht nicht mehr zurückkehren würde. Es war gewiß nicht Mutlosigkeit oder Defaitismus, die aus diesen prachtvollen jungen Offizieren sprachen. Eine Art Hölderlin-Stimmung lag über ihnen. Sie sprachen vom Opfer für das Vaterland und grübelten über den Sinn des Heldentodes. Es war eine verdammt ernste Stimmung, die einen tiefen Eindruck bei mir hinterließ.

Ich flog zurück nach Berlin, voller Sorgen und Bedenken. Vielleicht ahnte mir damals schon etwas von dem Schweren, das uns selbst im Luftkrieg noch bevorstehen sollte. Auf dem Rückflug wurde meine Maschine über dem besetzten Gebiet

von 60 Jägern eskortiert. Das konnten wir uns damals noch leisten.

Die Herrlichkeit war bald zu Ende. Göring glaubte damals noch, die Luftherrschaft könne uns niemals entrissen werden, und prägte das leichtfertige Wort von Meier, wie er heißen wolle, wenn je ein feindliches Flugzeug am deutschen Himmel erscheinen solle.

Und dann war das Unglück auf einmal da. Denn während wir redeten und prahlten, hatten die anderen einen Jäger und einen Bomber nach dem anderen gebaut. Unsere Luftrüstung aber war in freventlichem Leichtsinn vernachlässigt worden und im Sumpf unserer Luftfahrtministeriums-Bürokratie hoffnungslos stecken geblieben.

Es kam, wie es kommen mußte: Eine Katastrophe nach der anderen, die letztlich alle auf das Versagen unserer einst so machtvollen Luftwaffe zurückzuführen sind. Stalingrad, El Alamein, Tripolis, Tunis, Sizilien, Cassino, die Bombenoffensive gegen das Reich und jetzt die Invasion, die heute schon hätte blutig zurückgeschlagen sein können, wenn wir der feindlichen Luftwaffe nur etwas annähernd Ebenbürtiges entgegenzusetzen hätten."

8. Juli 1944

Die katastrophale Lage an der Ostfront beginnt sich zu klären. Von einer zusammenhängenden Verteidigung kann zwar immer noch nicht die Rede sein, doch scheinen wir jetzt wenigstens langsam einen gewissen Überblick zu gewinnen. Die Heeresgruppe Mitte freilich, mit drei vollständigen Armeen (der 9., 4. und 3. Panzer-Armee), muß als definitiv verloren gelten. Der russische Vormarsch hat sich verlangsamt. Baranowice wurde zwar heute eingenommen, Wilna aber hält sich noch. Gewisse Anzeichen beginnender deutscher Gegenaktionen machen sich bemerkbar.

In der Normandie haben die seit einigen Tagen wieder angelaufenen feindlichen Operationen bisher zu keinen nennenswerten Erfolgen geführt.

In Italien hat sich unser Widerstand versteift.

In der Luft zeigt es sich, daß der Feind doch nicht über unbeschränkte Kräfte verfügt, und daß er, will er das Reich angreifen, die Invasionsfront vernachlässigen muß und umgekehrt.

Die Vergeltung hat, ganz nüchtern betrachtet, bisher doch schon recht greifbare Erfolge gezeitigt. Das geht aus der lange erwarteten Churchill-Erklärung zu diesem Thema vor dem Unterhaus hervor. Er stellte fest:

1.) Es gibt gegen V1 noch keine wirksame Abwehr. 2.) Das normale Leben und die industrielle Produktion in London sind erheblich gestört. 3.) In den ersten 14 Tagen des Beschusses sind in London 10 000 Tote und Schwerverletzte zu beklagen. 4.) Auf die Abschußrampen im Pas de Calais sind bisher 190 000 Tonnen Sprengstoff abgeworfen worden.

Gerade diese letzte Feststellung Churchills beweist die militärische Wirkung unserer Vergeltung. Wenn Churchill zugibt, daß die englische Luftwaffe durch ihre Angriffe auf den Pas de Calais von anderen Operationen abgehalten werde, und wenn man bedenkt, daß die RAF mit 1000 Tonnen Sprengstoff eine ganze Stadt in Schutt und Asche legen kann, dann wissen wir, daß die augenblickliche Pause in den schweren Luftangriffen auf das Reich im wesentlichen unserer Vergeltung zu verdanken ist.

Im Übrigen haben die 190 000 Tonnen Sprengstoff unseren Abschußrampen bisher überhaupt keinen Schaden zugefügt. Sie liegen unterirdisch unter einer massiven Betondecke. Nur die Ausschußluke, die bei Alarm gleichfalls bombensicher geschlossen werden kann, wäre durch Volltreffer verwundbar. Die Anlagen sind hervorragend getarnt und sehr schwer zu finden. Nicht so die Scheinanlagen, die bisher den größten Teil des Bombensegens abbekommen haben. Jedesmal, wenn sie angegriffen worden sind, setzen wir für ein paar Stunden die Beschießung aus. Drüben reibt man sich dann freudestrahlend die Hände, wundert sich freilich, wie die Teufelskerle von Deutschen es fertig kriegen, ihre Abschußplätze so schnell wieder in Ordnung zu bringen, wenn kurz darauf die Beschießung wieder losgeht, und startet alsbald einen neuen Monstreangriff auf das Stückchen aufgewühlter Erde, auf dem sich nichts weiter als ein paar Atrappen aus Holz und Leinwand befinden.

Seinen Bericht schloß Churchill mit dem Hinweis, er könne nicht dafür garantieren, daß nicht noch furchtbarere Waffen in Zukunft gegen England eingesetzt würden. Die englische Presse ist nach der Churchill-Erklärung aus ihrer bisherigen Zurückhaltung herausgegangen und überstürzt sich geradezu, nun der Bann gebrochen ist, in düsteren Schilderungen. Inzwischen wird London evakuiert. An einem einzigen Tage werden allein 40 000 Schulkinder abtransportiert. Auch diese Sorgen kennen wir aus eigener Erfahrung.

9. Juli 1944

Wir sind in Breslau. Hier im Osten des Reiches, dem sich der bolschewistische Feind allmählich auf Reichweite nähert, richtet der Minister einen flammenden Aufruf an das deutsche Volk, in dem er unter dem Motto „Das Vaterland ist in Gefahr" nichts von dem tödlichen Ernst unserer Lage verheimlicht und zur letzten großen Kraftanstrengung im Kampf um unser Leben aufruft!

Die Jahrhunderthalle ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Brütende Hitze liegt über dem weiten Kuppelbau. Jede Bewegung verursacht Schweißausbrüche. Aber immer wieder springen die 12 000 von ihren Sitzen auf, klatschen, brüllen, trampeln, daß der Doktor minutenlang nicht zu Worte kommt. Er liefert eines seiner oratorischen Glanzstücke.

Gewiß, sagt er zum Beispiel, sind wir in diesem Kampf materiell unterlegen. Aber das haben wir mit allen jungen, im Verlauf der Weltgeschichte aufstrebenden Völkern gemeinsam. Athen, Sparta, Rom, Preußen erkämpften sich ihre beherrschende Stellung nicht durch die Überlegenheit ihrer Menschenmassen oder die größere Zahl ihrer Waffen, sondern durch den größeren Fanatismus, die willigere Opferbereitschaft und die Glut ihres Glaubens an die Gerechtigkeit ihrer Sache.

Unser Volk müsse den Krieg noch viel mehr in diesem Sinne begreifen. Gerade jetzt, da sich die Sturmflut unserer Feinde den Grenzen des Reiches nähere und das Vaterland in Gefahr sei, müsse jeder Einzelne so handeln, als ginge es um sein Leben. Totalster Kriegseinsatz sei das Gebot der Stunde.

Als der Minister mit dem Fontane-Zitat, daß Ausdauer besser als Courage sei, geschlossen hat, bricht ein Beifalls-Orkan los, wie ich ihn noch nie erlebt habe. Und wie dann, von den brausenden Tönen der Orgel getragen, die Lieder der Nation erklingen und die Arme wie zum Schwur sich ausstrecken, da gibt es wohl keinen unter den Massen hier im Saal und draußen in den Anlagen des Scheitniger Parkes vor den Lautsprechern, der nicht im tiefsten Innern mitgerissen und von Glauben an einen guten Ausgang unseres schweren Kampfes erfüllt wäre.

Abends sind wir bei Gauleiter Hanke, Goebbels' früherem Staatssekretär, zu Gast. Er macht einen vorzüglichen Eindruck auf mich. Er ist Schlesier, hat einen bemerkenswerten Kopf,

sehr massiv, sehr energisch, das dunkle Haar etwas gelichtet, schmalen Mund, sehr lebendige Augen. Er ist von ironischer, trockener, ruhiger Art und strotzt von Tatkraft.

Der Minister zieht sich bald zurück. Die Rede hat ihn angestrengt. Ich habe bis morgens um ½6 mit ihrer Überarbeitung und Redaktion zu tun. In Schweiß gebadet — es ist über Nacht kaum kühler geworden — sinke ich für eine Stunde ins Bett.

Am nächsten Tag besucht der Minister seine Frau in der Klinik. Sie hat die Halsoperation gut überstanden und nur noch die Sorge, daß die Narbe gut verheilt, um ihren Hals nicht allzusehr zu verunzieren.

Mittags sind wir beim Kommandierenden General in Breslau in kleinstem Kreise eingeladen. In dem Kasino der alten Garde-Kürassier-Kaserne umgibt uns die preußisch-schlichte militärische Atmosphäre der Stadt, von der mit der Unterzeichnung des Aufrufes an mein Volk die Befreiungskriege ihren Ausgang nahmen.

Dem Minister gegenüber hängt ein von einem Laienkünstler der Garnison gemaltes Führerbild, dessen Primitivität ihn zu einigen sarkastischen Bemerkungen veranlaßt. Das Gespräch wendet sich der Kunst und ihren Entartungserscheinungen zu.

„Ich entsinne mich noch genau", sagt der Minister, „jener Zeit, als uns jüdische Kunsthändler die tollsten Ausgeburten krankhafter Schmierfinken nicht nur als Kunst anbieten konnten, sondern diese sogar von der gleichfalls jüdischen Kunstkritik als Offenbarungen neuer revolutionärer Kunst angepriesen wurden. Die Juden hatten es damals verstanden, die öffentliche Meinung so zu verwirren, daß es sich niemand leisten durfte, ein solches Geschmiere als das zu bezeichnen, was es tatsächlich war, weil er sonst von der damals herrschenden Kunstauffassung und der sie nachplappernden sogenannten guten Gesellschaft als Kunstbanause in Acht und Bann getan worden wäre. Es sah also jeder vernünftige Mensch, daß die sogenannte moderne Malerei nichts als stümperhaftes Geschmiere war, es traute sich aber — wie in der Geschichte von des Königs neuen Kleidern — niemand, seine wahre Meinung zu sagen.

Diese Zeit nun nutzte ein Mann namens Dietrich (wenn ich mich recht erinnere) aus. Er sagte sich: so malen kann ich auch. Er kaufte sich also eine Leinwand, klebte eine leere Streichholzschachtel darauf, verband sie durch ein Stück

Schnur mit der gegenüber liegenden Ecke des „Bildes", ließ, durch eine Reißzwecke gehalten, sich eine Drahtspirale ins Bild schlängeln, versah das Ganze noch mit ein paar grell bunten unmotivierten Farbklexen und trug es zum Kunsthändler. Es wurde angenommen, ausgestellt, in den Zeitungen tiefsinnig besprochen, als Offenbarung surrealistischer Kunst in den Himmel gehoben und schließlich von der Stadt Dresden für viele tausend Mark gekauft.

Dietrich war's zufrieden und setzte seine Produktion fort. Er hätte nie geglaubt, wie leicht man in einer Zeit, da Professoren und Techniker vor den Stempelstellen standen, zu Geld kommen konnte. Er ging einen Schritt weiter. Was in der Malerei möglich ist, sagte er sich, muß mir auch als Dichter gelingen. Was ich dichte, muß nur blödsinnig genug sein, dann wird es auch zu Geld zu machen sein.

Er sollte Recht behalten. Er machte Gedichte. Sie reimten sich nicht. Sie hatten kein Versmaß und keinen Sinn und Verstand. Sie waren einfach verrückt, willkürliche Aneinanderreihungen zusammenhangloser Worte und Interpunktionen. Sie waren so blödsinnig, daß sich wirklich niemand etwas dabei denken konnte. Natürlich wurden sie gedruckt. Zunächst in Zeitschriften, dann in Büchern und Anthologien. Sie bekamen glänzende Besprechungen und hohe Auflagen.

Bis Dietrich dann eines Tages (er hatte inzwischen genug Geld verdient) öffentlich erklärte, er habe vom Malen und Dichten nie etwas verstanden, sich bei seinen Werken auch nie etwas anderes gedacht, als wie er sich damit über die Zeit der Arbeitslosigkeit hinweghelfen könne. Jetzt sei er wieder in Lohn und Brot und wolle die Öffentlichkeit nicht länger an der Nase herumführen. Nicht einmal der Staatsanwalt konnte ihm etwas anhaben.

Als Dresdens Oberbürgermeister Zörner", fährt der Minister in seiner Erzählung fort, „dann nach der Machtübernahme all den gemalten Mist (darunter auch Dietrichs Erstlingswerk) ausstellte und dazu veröffentlichte, wieviel Hunderttausende von Mark dafür in der Systemzeit aus öffentlichen Mitteln ausgegeben worden waren, da faßten sich die Menschen an den Kopf. Alles atmete auf, als endlich jemand gewagt hatte, den Bann zu brechen und das, was uns bisher als Kunst angeboten worden war, als das stümperhafte Geschmiere zu bezeichnen, das es tatsächlich war.

Natürlich schwang das Pendel kräftig nach der anderen Seite aus, und mancher Künstler, dessen Werke allgemein nicht so verständlich waren, geriet nun gleichfalls in Verruf.

Doch im Allgemeinen behielten wir recht. Das zeigte die Zukunft. Die Juden in aller Welt heulten vor Wut auf, als der Führer die Ausstellung „Entartete Kunst" eröffnete, denn es ging um ihr Geschäft, das sie bisher mit diesem minderwertigen Schund mühelos gemacht hatten. Bitteschön, sagten wir damals, wenn ihr das Zeug haben wollt, wir überlassen es euch gerne. Wir wollen auch gar nicht mehr dafür haben, als der deutsche Staat seinerzeit dafür bezahlt hat. Eigentlich wollten wir alles verbrennen, weil wir deutschen Kulturbarbaren für sowas kein Verständnis haben, aber wenn ihr diese Werke für die Ewigkeit retten wollt, sollt ihr sie gerne haben.

Zunächst verlegenes Schweigen bei den Kunstjuden der angelsächsischen Welt. Sie hatten den Mund doch etwas weit aufgerissen, und es war eine ganz schöne Summe, die zu bezahlen war. Schließlich blieb ihnen aber doch nichts anderes übrig, wollten sie sich nicht vor der ganzen Welt blamieren. Die gesamte Ausstellung „Entartete Kunst" ging nach den USA und viele Millionen flossen in unsere Kassen, die diesen warmen Regen damals sehr gut gebrauchen konnten. Von der „entarteten Kunst" aber ward lange nichts gehört, bis dieser Tage in der amerikanischen Presse eine kurze Notiz erschien des Inhaltes, daß die gesamte Ausstellung an einen Altwarenhändler verkauft worden sei für — 10 Cents je Kilo.

Es ist natürlich sehr schwer", schließt der Minister seine Betrachtungen zu diesem Thema, „in der Kunst die Grenze zwischen Gesundem und Ungesundem zu ziehen. Ich halte es für die Aufgabe einer verantwortungsbewußten kulturellen Führung, die Kunst weniger durch Verbote und Vorschriften zu hemmen, als sie durch großzügige Maßnahmen zu fördern und in gesunde Bahnen zu lenken. Die Kunst ist nun einmal eine zarte Pflanze, die keine rohen Eingriffe verträgt, sondern die zum Gedeihen pflegliche Behandlung und vor allem die Luft der Freiheit braucht."

„ICH MÖCHTE REICHSPOLITRUK WERDEN"

In Ostpreußen wird geschantzt — Speers V2-Film — „Diese Waffe wird England in die Knie zwingen" — Panik in Ostpreußen — Goebbels' Pendeltheorie.

11. Juli 1944

Der russische Vormarsch im Osten, der seit einigen Tagen abzuflauen schien, geht mit neuer Kraft weiter. In Wilna kämpft die Garnison, von überwältigender Übermacht im Stadtkern zusammengedrängt, bei Munitions-, Lebensmittel- und Wassermangel in brütender Hitze einen verzweifelten und aussichtslosen Heldenkampf.

Kauen, Grodno und Bialystok sind bedroht. Der Sperriegel vor Dünaburg ist durchbrochen. Die Russen sind noch 100 Kilometer von der ostpreußischen Grenze, 250 Kilometer von Königsberg entfernt. In Ostpreußen verbreitet sich der Schrekkensruf: Die Russen kommen! Die Züge nach dem Westen werden gestürmt. Panik unter Einheimischen und Millionen Evakuierter.

„Im Osten ist ohne Zweifel einiges schief gegangen", sagt der Minister. „Wir hatten mit einem Angriff der Russen im Süden gerechnet und uns hier unter Schörners Führung so stark gemacht, daß er nie durchgekommen wäre. Die unerhört starken russischen Massierungen aber im Mittelabschnitt sind uns einfach entgangen. Selbst als der Russe hier 5000 Flugzeuge konzentrierte, glaubte man noch an ein beabsichtigtes Täuschungsmanöver.

Schlimmer noch als diese Sorglosigkeit ist die Unverantwortlichkeit, mit der man versäumte, Auffangstellungen zu bauen. Den ganzen Winter und Sommer über war Zeit dazu. Wir wußten ja von Kursk her, wie man selbst stärkste Durchbruchsversuche, wenn wir sie unternehmen, auf russischer Seite verhindert. Indem man nämlich Stellung auf Stellung in unendlicher Staffelung hintereinander anlegt. Bei uns aber konnten die Russen, nachdem sie unsere erste Stellung durchbro-

chen hatten, ungehindert ins Hinterland fluten. Nachdem uns Mansteins Unterlassung in dieser Beziehung den Verlust der Ukraine eingetragen hatte, durfte uns das Gleiche eigentlich ein zweites Mal nicht passieren. Was nützt es, wenn der Feldmarschall Busch, ein Mann, den ich persönlich außerordentlich hoch schätze, jetzt in die Wüste geschickt wird? Ihn trifft gewiß nicht allein die Schuld. Unsere gesamte Wehrmacht krankt daran, daß sie nicht die Revolutionierung des Staatsapparates mitgemacht hat.

In Ostpreußen hat jetzt die Partei eingegriffen. Unter ihrer Führung wird ab heute an der ostpreußischen Grenze geschanzt und ein tief gestaffeltes System von Feldbefestigungen gebaut, das wir nicht erst innerhalb der Reichsgrenzen sondern schon am Donez oder Dnjepr hätten errichten sollen. Gleichzeitig hat die Partei es übernommen, all die Etappenschweine, die jetzt mit hochbepackten Autos, mit Lagerbeständen und Russenweibern über die Grenze fluten, zu schnappen und gleich zum Schanzen mit einzusetzen.

Ich bin überzeugt, daß wir so den russischen Angriff aufhalten werden. Entweder vor der ostpreußischen Grenze oder dahinter, vielleicht auch erst an der Weichsel. Jedenfalls werden wir die Russen aufhalten, selbst wenn wir Ostpreußen vorübergehend verlieren sollten. Das wäre zwar ein harter Schlag für uns. Aber ohne Ostpreußen könnten wir zur Not vorübergehend noch leben und weiterkämpfen, nicht aber ohne das rumänische Öl.

Den zeitweiligen Verlust Ostpreußens könnten wir im Augenblick verschmerzen, verlören wir jedoch die rumänischen Ölfelder, so wäre das zu einer Zeit, da unsere synthetische Treibstoffproduktion durch die Luftangriffe auf ein Minimum beschränkt ist und unsere Vorräte nahezu erschöpft sind, eine Katastrophe von vielleicht kriegsentscheidender Bedeutung. Wir wollen daher dankbar sein, daß durch die Person des Generals Schörner die Garantie gegeben ist, daß eine solche Entwicklung nicht eintritt. Trotzdem stehen die Dinge auf Spitze und Knopf. Darüber müssen wir uns ganz klar sein."

Zum Mittagessen ist Speer mit einigen Rüstungsindustriellen zu Gast, u.a. Prof. Krauch, Geheimrat Röchling, General Ziegler. Sie haben vom Führer den Auftrag bekommen, verschiedene Zweige der Wehrmacht-Verwaltung gewissermaßen vom Standpunkt des Wirtschaftsführers aus auf das Rationelle ihrer Arbeitsweise zu überprüfen. Die Ergebnisse waren erschütternd.

Prof. Krauch (I.G. Farben) hat sich z.B. das Versorgungswesen der Wehrmacht vorgenommen. Auf diesem Sektor allein sind rund 200 000 größtenteils wehrpflichtige Männer beschäftigt. „Ich verpflichte mich", sagt Krauch, „das gesamte Wehrmachts-Versorgungswesen mit 60 000 Mann zu bewältigen, übernehme dann aber auch die Garantie, daß es hundertprozentig klappt und daß nicht Schlamperei, Faulheit und Verantwortungslosigkeit zu einem Leerlauf ohnegleichen führen, wie das jetzt der Fall ist. Wenn das überprüfte Objekt nicht die Wehrmacht, sondern die IG-Farben-Industrie gewesen wäre, dann würde es nach meinem Prüfungsregebnis Entlassungen, ja Strafanzeigen regnen."

Das gleiche niederschmetternde Bild von Faulheit, Unzuverlässigkeit und Korruption bietet sich auf dem Bekleidungssektor der Wehrmacht.

„Könnten Sie", so wendet der Minister sich an Speer, „diese Hunderttausende von Soldaten, die hier innerhalb der Wehrmacht selbst gewissermaßen noch als stille Reserve stehen, bewaffnen und ausrüsten?"

Einen Augenblick überlegt Speer. Dann antwortet er: „Ja, das könnte ich. Ich dürfte deswegen natürlich keine andere Rüstungsfertigung vernachlässigen. Aber das wäre auch nicht nötig. Ich würde es durch straffere Organisation und Appell an die Freiwilligkeit der Arbeiterschaft schon schaffen."

„Können Sie dafür die Garantie übernehmen, Herr Speer?" fragt der Minister weiter.

„Jawohl, das kann ich", antwortet Speer nunmehr ohne Zögern.

Der Doktor sieht offenbar die neu aus dem Boden gestampften Armeen bereits vor sich, die das Loch im Osten stopfen sollen.

Nach dem Essen wird ein Film über V 2, unsere nächste Vergeltungswaffe vorgeführt. Der Film ist so geheim, daß ihn sich nur die beiden Minister und der kürzlich von Göring zu Speer übergewechselte Feldmarschall Milch ansehen dürfen. Die anderen Herren werden nach Hause geschickt. Alle Eingänge zum Filmsaal werden mit SS-Posten besetzt, damit nur ja kein Unbefugter etwas von dem geheimnisvollen Film zu sehen bekommt.

Ich aber m u ß ihn sehen. Ich gestehe, daß ich von maßloser Neugier gepackt bin, zu erfahren, was denn an dem Gerede von den angeblich neuen Waffen dran ist. Ich begebe mich also in den zweiten Stock zur Vorführkabine. Drinnen waltet

ein besonders vereidigter, von Speer eigens für diesen Filmstreifen bestimmter Vorführer seines Amtes. Die Kabine ist von innen verriegelt.

Ich gehe einen Stock tiefer. Hier befindet sich der Eingang, zu einer kleinen Rang-Loge. Ganz vorsichtig drücke ich die Klinke nieder. Die Tür ist nicht verschlossen. Und vor dem Vorhang, der die Loge zum Filmsaal abschließt, steht der Führer unseres SS-Begleitkommandos. Bei meinem Eintritt zuckt er zusammen wie ein Schüler, den man am Astloch vom Bretterzaun des Damenbades ertappt. Jetzt verriegeln wir die Tür von innen, ziehen den Schlüssel ab, verhängen das Schlüsselloch, geloben uns gegenseitiges Stillschweigen und werden, durch einen Schlitz des Vorhanges spähend, Zeugen einer wahrhaft atemraubenden Filmvorführung.

Es ist ein Farbfilm, der Herstellung und Abschuß der neuen Vergeltungswaffe zeigt. Zunächst sehen wir die Fertigungsstätten, die wie in den Sagen der Vorzeit in tiefen Höhlen und Bergstollen liegen. Züge mit Arbeitern und Material verschwinden in dem dunklen Bergschacht. Da drinnen werden die Ungeheuer, die Giganten menschlicher Zerstörungskunst, bei künstlichem Licht hergestellt. Emsiges Gewimmel, höchste Betriebsamkeit wie in einem Ameisenhaufen.

Dann verläßt eine fertige V 2 den Stollen. Sie muß mit ihren 17 Metern Länge auf zwei Spezial-Waggons verstaut werden. An ihrem Bestimmungsort angelangt, wird sie mit Hilfe mächtiger Kräne auf ein sinnreich konstruiertes Fahrgestell verladen, das von einer überschweren Zugmaschine quer durch dichten Wald zu dem geheimen und sorgfältig abgesperrten Startplatz geschleppt wird.

Hier treten wieder Kräne in Aktion, die die Riesenbombe aus der waagerechten in die senkrechte Lage bringen, bis sie, eine riesige stählerne Zigarre, die höchsten Wipfel der Bäume gerade noch überragt. Sie hat die Höhe eines mittleren Kirchturmes. Eifriges Hantieren beginnt, um die Bombe schußfertig zu machen. Stählerne Gerüste werden herangeschoben, auf denen Soldaten herumturnen. Sie wirken in den Uniformen unserer Zeit unwirklich neben diesem Ungetüm, das in eine ferne technische Zukunft zu gehören scheint, von der wir bisher nur träumen konnten.

Eine andere Einstellung: Wir befinden uns in dem Kommandostand, von dem aus der Abschuß ausgelöst wird. Es ist ein in respektabler Entfernung in die Erde eingelassener Panzer. Ein Offizier sitzt vor einem Schaltbrett, auf dem Instrumente und bunte Signallämpchen in verwirrender Vielfalt

blinken. Jetzt dreht er an ein paar Knöpfen, schaltet an Hebeln, und nun läßt uns die Kamera durch den Sehschlitz des Panzers blicken.

Am Fuß der Bombe blitzt Feuer auf, eine dichte Qualmwolke breitet sich aus, und nun hebt sich, ganz langsam erst, wie ein aufsteigender Luftballon, die riesige, 20 Tonnen schwere, stählerne Zigarre über die Baumwipfel, ein wahrhaft phantastischer Anblick. Sie gewinnt an Schnelligkeit, das Ungetüm wird kleiner und entschwindet schließlich den Blicken, einen dicken, weißen Kondensstreifen am blauen Sommerhimmel hinterlassend.

Diese Prozedur des Startes wird im Film wohl ein Dutzend Mal gezeigt. Aber man kann sich an diesem phantastischen Schauspiel einfach nicht satt sehen. Man hält den Atem an, und das Herz scheint einem still zu stehen. Man glaubt in eine ferne Wunderwelt zu sehen, in eine neue Zeit, von deren technischen Möglichkeiten wir uns noch gar keinen Begriff machen können. Ich habe das Gefühl, der Geburtsstunde des neuen technischen Zeitalters beizuwohnen.

Der Minister ist ebenfalls erschüttert. Er berichtet uns in Andeutungen über das, was er gesehen und von Speer dazu gehört hat. Es interessiert mich zu erfahren, daß die Bombe senkrecht bis in die Stratosphäre, das heißt 10-15 000 Meter hoch, steigt und sich hier mit einer Geschwindigkeit von mehr als 3000 Std/km fortbewegt. Sie trägt 18 Tonnen Sprengstoff, das ist neunmal so viel als die bisher bekannte schwerste Bombe des Feindes, der sogenannte „Wohnblock-Knacker". Sie reißt einen Krater von 10 m Tiefe und 25-30 m Durchmesser. Im Umkreis von mehreren hundert Metern bleibt kein Stein auf dem anderen.

„Ich will keinen ungerechtfertigten Optimismus verbreiten", sagt der Minister, „aber ich glaube nach reiflicher Überlegung, daß diese Waffe England in die Knie zwingen wird. Könnten wir diesen Film in allen deutschen Kinos zeigen, ich brauchte keine Rede mehr zu halten und keinen Artikel mehr zu schreiben, auch der hartgesottenste Pessimist könnte danach nicht mehr an unserem Siege zweifeln."

13. Juli 1944

Stalin hat die Welt mit einem neuen, unverschämten Trick überrascht. Er hat von seinem Obersten Sowjet eine Reihe von Gesetzen verabschieden lassen, die zum Teil bis auf den Wortlaut des Gesetzes Einrichtungen des nationalsozialistischen Staates kopieren: Werdende Mütter sollen Unterstüt-

zung erhalten, Wöchnerinnen Arbeitsschutz, die Ehescheidung wird erschwert, eine Junggesellensteuer eingeführt.

Der Clou aber ist die Stiftung eines Mutterordens, der in seiner höchsten Stufe (zehn und mehr Kinder) die Berechtigung zum Führen des Titels „heldenhafte Sowjetmutter" einschließt. Das gleiche System also, das bisher die freie Liebe der Mme. Kollontay propagierte, das die Ehe zu einer Farce und die Abtreibung zu einem Volkssport machte, predigt nun mit schönen Worten das hohe Ethos der Familie und der heiligen Mutterschaft. Der Zweck ist klar: Stalin hofft, auf diese Weise seine hohen Menschenverluste zu ersetzen und will damit auch gleichzeitig eines seiner zierlichen, wohlriechenden Visitenkärtlein bei der westlichen Welt abgeben, nun er an ihre Pforten klopft. Die bürgerlichen Politiker der westlichen Demokratien haben einen Grund mehr zu sagen: Die Bolschewisten sind ja gar nicht so schlecht.

15. Juli 1944

Es liegen keinerlei Anzeichen dafür vor, daß wir den nunmehr weit nach Osten vorspringenden Frontbogen der von uns besetzten baltischen Staaten zurücknehmen wollen, um der durch einen russischen Vorstoß zur Ostsee möglichen Gefahr einer Abschnürung zu entgehen. Man scheint also im FHQ die Lage wiederum sehr zuversichtlich zu beurteilen.

Die in Wilna eingeschlossene Kampfgruppe hat die starke sowjetische Umklammerung ohne wesentliche Verluste durchbrochen und sich zu den deutschen Linien durchgeschlagen, nachdem ihre Aufgabe, starke russische Kräfte zu fesseln, bis sich unsere Abwehrfront im Norden gefestigt hat, erfüllt war. Man kann diese Leistung ohne Übertreibung als militärische Großtat bezeichnen.

Die Panikstimmung in Ostpreußen hält an. Das OKH hat seine Zelte in Rastenburg abgebrochen und ist mit 5000 Mann und mehreren Sonderzügen voll französischer Weine und Liköre in der Mark Brandenburg eingefallen.

„Ich möchte", sagt der Minister zähneknirschend, „vom Führer die Vollmachten eines Reichspolitruks erhalten. Ich würde mit dem feigen Pack von Etappenschweinen schon aufräumen. Und ich würde mich gleichzeitig verpflichten, bei meinen Säuberungsaktionen Divisionen über Divisionen voll tauglicher Soldaten aus dem Boden zu stampfen. Ich arbeite jetzt eine umfangreiche Denkschrift über dies Problem für den Führer aus. Wir müssen jetzt mit der Totalisierung des Krieges wirklich Ernst machen. Der Schock, der durch unser Volk

gehen wird, wenn der Feind die Reichsgrenze erreicht, wird ein guter Startschuß für die von mir beabsichtigte Aktion sein."

Die Invasionsfront hat sich inzwischen einigermaßen festgefahren. Wir konnten sogar an einigen Stellen Gelände zurückgewinnen. Und zwar dadurch, daß Churchill an drei aufeinanderfolgenden Tagen (11., 12. und 13. 7.) die Masse der britischen Bomber von der Invasionsfront abzog, um einen Vergeltungsschlag für unseren V-Beschuß zu führen. Als Ziel hatte er sich München ausgesucht, vermutlich um in der Hauptstadt der Bewegung den Führer persönlich zu treffen.

Der V-Beschuß scheint nach den jetzt frisch von der Leber weg schreibenden englischen Zeitungen das gesamte öffentliche Leben Londons zu überschatten. Die amerikanische Zeitschrift „Fortune" berichtet aus London, daß sich in der Arbeiterschaft ein wachsender Haß gegen Churchill und seine Regierung bemerkbar mache, und daß man den Schuldigen am V-Beschuß mehr und mehr im eigenen Lande statt jenseits des Kanals suche.

Arthur Voigt hat in einem weiteren sensationellen Brief an die „Picture Post" erneut seinen Standpunkt vertreten, daß England ohne Europa nicht leben könne, und daß es daher die Hegemonie einer einzelnen Macht auf dem Kontinent auf jeden Fall verhindern müsse, ob es sich nun um Deutschland oder die Sowjet-Union handele. Die Geschichte, namentlich die englische, lehre, daß es in der Politik keine ewigen Freundschaften und keine permanenten Feindschaften gebe, und daß die Alliierten von heute die Gegner von morgen, und die Feinde von heute die Verbündeten von morgen sein könnten.

Der Minister schwenkt das Blatt mit der betreffenden Meldung freudestrahlend in der Hand. „In diese Kerbe", sagt er, „wollen wir weiter kräftig hineinschlagen. Wir werden die britische Eiche schon zu Fall bringen. Wenn wir die Invasionsfront etwa auf ihrer heutigen Linie halten können und es uns gelingt, im Osten einigermaßen Ordnung zu schaffen, dann sollen Sie mal sehen, wie sich das Glück plötzlich wieder auf unsere Seite neigt."

17. Juli 1944

Der Führer ist nach monatelangem Aufenthalt auf dem Berghof wieder zur Wolfsschanze in Ostpreußen zurückgekehrt und hat die Verteidigung Ostpreußens persönlich übernommen.

Der Minister entwickelt heute eine Theorie von verführerischer Beweiskraft, die sogenannte Pendeltheorie, die vermutlich in Zukunft in seinen publizistischen Arbeiten eine bedeutende Rolle spielen wird, und deren Überzeugungskraft man sich tatsächlich kaum entziehen kann. Die technische Entwicklung dieses Krieges — das etwa ist sein Gedankengang — gleicht einem gewaltigen Pendel. Zu Kriegsbeginn schlug es mächtig zu unseren Gunsten aus. Wir hatten unsere Wehrmacht aus dem Nichts in kürzester Frist aufbauen müssen. Sie war daher nach dem neuesten Stand der Technik ausgerüstet und allen anderen Armeen weit überlegen. Mit der neuartigen Taktik des Panzervorstoßes, unterstützt von einer modernen, schlagkräftigen Luftwaffe, erreichten wir unsere glänzenden Erfolge.

Die Wissenschaftler und Techniker der Feindseite waren jedoch inzwischen nicht müßig. Sie arbeiteten wie besessen. Und als das Pendel mit unseren gewaltigen Siegen über die Rote Armee 1942 seinen weitesten Ausschlag erreichte, ohne daß der Gegner völlig zusammengebrochen war, schwang es mit der zwingenden Notwendigkeit eines Naturgesetzes in die entgegengesetzte Richtung. Man hatte auf der anderen Seite nicht nur von unseren Waffen und deren Anwendung gelernt, man hatte sie verbessert und übertroffen. Und jetzt waren wir es, die durch die Rückzüge in Rußland und Afrika, durch die Invasion und die furchtbare Bombenoffensive bis dicht an den Rand des Abgrundes gebracht wurden.

Aber auch wir standen, wie damals der Gegner, die Krise durch. Und heute befinden wir uns, glaub' ich, an dem Punkt, wo das Pendel wieder einmal seinen weitesten Ausschlag erreicht hat, ja, wo es sich vielleicht schon wieder ein ganz klein wenig in einer für uns günstigen Richtung bewegt. Unsere V-Waffen, unsere Düsen-Jäger, neue, radarsichere U-Boote und zahllose neue Waffen auf allen Gebieten sind in Vorbereitung oder, wie V 1, schon in Anwendung begriffen. Wir haben den toten Punkt des Pendels bereits überwunden. Jetzt müssen wir ihm noch einen kräftigen Stoß versetzen, damit es weit genug ausschlägt, um uns den Endsieg zu sichern.

Ich glaube im übrigen, daß meine Tagebucheintragungen in dieser Form sehr bald beendet sein werden. Ich habe heute den Minister schriftlich gebeten, mich wieder für den Dienst an der Front freizugeben. Unsere Lage scheint mir im Augenblick so zu sein, daß ein wehrfähiger Mann, und wenn sein Posten noch so wichtig ist, nicht in der Heimat sitzen sollte.

Ich will auch nicht mehr in einer Propagandatruppe sondern am liebsten bei der Panzerwaffe aktiven Dienst tun. Mein Bedarf an Propaganda ist erstmal gedeckt. Trotzdem möchte ich dieses Jahr bei Goebbels nicht missen. Es hat mir weder Geld noch Auszeichnungen, noch ein angenehmes Leben gebracht. Im Gegenteil, ich habe gearbeitet und geschuftet und kann mit meinem Freund und Vorgänger Wautzel sagen: Der Doktor hat mich ausgepreßt wie eine Zitrone. Aber ich habe gelernt in diesem Jahr, unheimlich gelernt. Sollte ich diesen Orlog wider Erwarten irgendwie lebend überstehen, so werden die Lehren dieses einen Jahres das Kapital meines künftigen Lebens sein.

DER 20. JULI 1944

Telefonanruf von der Wolfschanze — Hitler wartet auf die Rundfunkmeldung — Die Lage im Führerhauptquartier — Oberst i. G. Graf Stauffenberg — Das Attentat — Die Opfer — „Mein Führer, Sie leben!" — Was geschah in der Bendlerstraße? — Die Gestapo arbeitet — Stichwort „Walküre".

23. Juli 1944

Am frühen Nachmittag des 20. Juli sitze ich in meinem Arbeitszimmer in der Hermann-Göring-Straße. Es ist die ruhigste Stunde unseres sonst so lebhaften Arbeitstages. Der Minister schläft. Auch ich bin in meinem hochlehnigen Sessel eingenickt. Vor mir auf dem Schreibtisch liegen die Telegramme, die bis 5 Uhr bearbeitet sein müssen. Ich habe die Telefonistin gebeten, mir nur wirklich wichtige Gespräche durchzustellen.

Da schnarrt das Telefon. Die Wolfsschanze. Mir sind an diesem Tage die Zeitbegriffe etwas durcheinander gekommen, und so kann ich für nichts, was sich in den folgenden zwölf Stunden ereignet, genaue Zeitangaben machen. Dieser erste Anruf von der Wolfsschanze muß zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags erfolgt sein.

Es meldet sich Lorenz, ein netter junger Mann aus dem Stabe des Reichspressechefs, der sympathischste übrigens aus diesem Verein, der als eine Art Goebbelsscher Vertrauensmann im Dietrichschen Pseudo-Ministerium fungiert. Er möchte den Minister sprechen. Ich bedaure, der Minister sei im Augenblick telefonisch nicht zu erreichen.

Lorenz wird sehr aufgeregt. Es handle sich um eine Angelegenheit von höchster staatspolitischer Wichtigkeit. Ich würde alles tun, versichere ich, um den Minister zu erreichen, er solle mir inzwischen sagen, was er auf dem Herzen habe.

Nun, antwortet Lorenz, es habe soeben ein Attentat auf den Führer stattgefunden. Der Führer sei wie durch ein Wun-

der mit dem Leben davongekommen. Er habe ihn beauftragt, für eine sofortige Veröffentlichung einer entsprechenden Nachricht im Rundfunk zu sorgen. Den Text habe der Führer selbst entworfen. Ich nehme den Wortlaut der Nachricht stenografisch auf und verspreche, alles zu tun, um den Wunsch des Führers so schnell wie möglich zu erfüllen.

Das ist nun freilich eine Nachricht, die ein sofortiges Wekken des Ministers notwendig macht.

Die erste Frage, die sich mir aufdrängt, ist die: Wer kann der Täter gewesen sein? Wie mag er in die doppelt und dreifach gesicherte Wolfsschanze gelangt sein? Ein Agent des Feindes? Jemand aus der nächsten Umgebung des Führers? Ich finde keine Antwort.

Ich greife zum Telefonhörer, um den Minister zu wecken. Er muß sehr fest geschlafen haben. Es dauert geraume Zeit, bis er sich meldet. Sein „Halloh" klingt besonders unfreundlich. Ich sage ihm kurz und sachlich, was ich von Lorenz erfahren habe. Er sagt mit tonloser Stimme nichts weiter als: „Danke, ich komme gleich rüber."

Ich rufe inzwischen Fritzsche an und bitte ihn, sich in einer wichtigen Angelegenheit dem Minister zur Verfügung zu halten. Wenige Minuten später kommt dieser in mein Zimmer. Er sieht schlecht aus, was ich auf den so plötzlich unterbrochenen Schlaf zurückführe.

Von der Wolfsschanze ist inzwischen nichts weiter über das Attentat und seine Hintergründe zu erfahren gewesen. Lorenz bittet den Minister nochmals, die Meldung so bald als irgend möglich über den Rundfunk laufen zu lassen. Der Führer lege auf die Schnelligkeit der Veröffentlichung allergrößten Wert. Der Minister beauftragt Fritzsche, einen kurzen Kommentar zu der Meldung zu schreiben. Er ist der Ansicht, daß man die Öffentlichkeit nicht einfach mit der nackten Tatsache vor den Kopf schlagen könne.

„Die augenblickliche Lage", sagt er, „ist so heikel, daß man solche psychologischen Paukenschläge irgendwie abdämpfen muß. Es kommt nicht so sehr auf die eine Stunde an, die die Meldung nun früher oder später herauskommt, als darauf, sie in einer angemessenen Form zu bringen. Wir können uns bei der seelischen Anspannung, unter der das deutsche Volk heute lebt, keine propagandistischen Extravaganzen leisten. Die Meldung selbst muß also sorgfältig kommentiert, ihre schockartige Wirkung abgeschirmt, das ganze Tagesprogramm darauf abgestellt werden." In diesem Sinne gibt er Fritzsche seine Weisungen.

Er kann zu dieser Zeit nicht ahnen, daß es sehr wohl auf diese eine Stunde ankommt, ja, daß es um Viertelstunden und Minuten geht. Der Führer hat inzwischen auf der Wolfsschanze den Lautsprecher eingestellt, hört den Kinderfunk oder sonst eine belanglose Nachmittagssendung und wartet von Minute zu Minute mit steigender Ungeduld auf die Meldung, daß er am Leben sei. Von dieser Meldung hängt für ihn und das Weiterbestehen seines Regimes vieles, vielleicht alles ab.

Zum Verständnis der Lage müssen die Vorgänge geschildert werden, die sich inzwischen im FHQ abgespielt haben und die uns in ihren Einzelheiten erst im weiteren Verlauf des Tages nach und nach bekannt werden.

Seit einigen Wochen hat wiederholt ein Beauftragter des Befehlshabers des Ersatzheeres, Generaloberst Fromm, an den Lagebesprechungen im FHQ teilgenommen, um dem Führer über die Ersatzlage Bericht zu erstatten. Er ist ein ungeduldig erwarteter Gast, denn er kann oder soll das beschaffen, was der Führer bei der angespannten Lage an allen Fronten zur Zeit am allernotwendigsten braucht: Soldaten, Soldaten und nochmals Soldaten. Wie oft hätte schon ein einziges Bataillon an der Ostfront eine schwierige Lage bereinigen, einen Durchbruch verhindern können, wäre es nur rechtzeitig da gewesen. Wieviel Verluste an Menschen und Material und vor allem auch an Boden hätten vermieden werden können, wenn die wenigen Truppen, die wir nach einem russischen Durchbruch dann doch irgendwie zusammenkratzten, rechtzeitig zur Stelle gewesen wären.

So hat der Führer Generaloberst Fromm beauftragt, ein großzügiges Ersatzprogramm aufzustellen und durchzuführen, das die Aufstellung, Ausbildung und Ausrüstung zahlreicher neuer Divisionen vorsieht. Das Programm steht seit geraumer Zeit. Die Soldaten sind da. Die Ausrüstung gleichfalls. Und zwar schon seit Wochen und Monaten. Die Kasernen der Heimatgarnisonen sind rammelvoll. Und trotzdem kommt immer wieder irgendetwas dazwischen, daß die Truppen dann doch nicht zur Front in Marsch gesetzt werden können.

Die Luftangriffe sind daran schuld, heißt es. Bald fehlen nur noch die Gasmasken, dann wieder müssen die Unteroffiziere bloß noch auf einen unbedingt notwendigen Lehrgang, oder es fehlt eine bestimmte Art Munition, die zwar vorhanden, aber wegen der gestörten Verkehrsverbindungen nicht herankommen kann, oder eine Waffenkammer hat einen Volltreffer bekommen, in der ausgerechnet sämtliche Gewehrschlösser für

ein ganzes Regiment wohl verwahrt und gut eingefettet aufgehoben wurden. Kurz es kommt — Tücke des Objekts — immer im letzten Augenblick irgendetwas dazwischen, so daß der vorgesehene, allerletzte Termin für die Aufstellung der Einheiten doch nicht eingehalten werden kann.

Oberst im Generalstab Graf Stauffenberg, der Chef des Generalstabs bei Generaloberst Fromm hat die schwierige Aufgabe, all diese bösen, bösen Zufälle dem Führer auseinander zu setzen. Er unterzieht sich dieser Aufgabe mit großem Geschick. Er ist von überragender Intelligenz und weiß seine Gründe so zwingend vorzubringen, daß niemand auch nur den leisesten Verdacht schöpft, es könne bei der immer wieder verzögerten Aufstellung der neuen Divisionen Unfähigkeit, Fahrlässigkeit oder gar böswillige Absicht im Spiele sein. Auch der Führer nicht. Obwohl er sich einmal bei General Schmundt, dem Chef des Heerespersonalamtes so nebenbei erkundigt, wer denn dieser Stauffenberg eigentlich sei.

Schmundt erklärt, daß es sich um einen unserer fähigsten jungen Generalstabsoffiziere handele, aus einem alten, katholischen, süddeutschen Adelsgeschlecht stammend, mit glänzenden Beurteilungen seiner Vorgesetzten, sehr schneller Karriere, kurzer Frontbewährung; bei welcher er in Nordafrika mit dem Pkw auf eine Mine fährt, dabei ein Auge und eine Hand verliert, mit dem deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet wird, und dann in verschiedenen wichtigen Generalstabsstellungen Dienst tut, bis er am 1. Juli 1944 zu Fromm kommt, dem er einfach unentbehrlich ist.

Der Führer hört sich diesen kurzen, überzeugenden Lebenslauf an und meint, er könne sich nicht helfen, ihm sei der Mann irgendwie unheimlich. Man habe ja manchmal solche Gefühle. Aber das brauche nichts weiter zu bedeuten zu haben.

Stauffenberg ist eine imponierende Erscheinung. Groß, gut gewachsen, dunkelhaarig, ein Gesicht, das von Intelligenz und Tatkraft zeugt, sehr lebhafte temperamentvolle Augen. Seine Redeweise ist militärisch knapp und immer überzeugend. Er ist heute zum drittenmal beim Führer. Bei seinen beiden vorhergehenden Besuchen hat er den Führer über die Aufstellung der neuen Divisionen vertrösten müssen.

Als er heute das Lagezimmer betritt, sieht man ihm erwartungsvoll entgegen. Er ist der Mann, ohne den bzw. ohne dessen neue Divisionen die Kunst aller hier versammelten Strategen fruchtlos bleiben muß.

Man befindet sich in der sogenannten Speer-Baracke, in der wir während unseres ersten Besuches im FHQ logierten. Am Führerbunker wird zur Zeit gebaut. So werden die täglichen Lagebesprechungen vorübergehend hier abgehalten.

Es ist eine der üblichen unschönen, langgestreckten Holzbaracken, die hier wie zahlreiche andere provisorisch auf einem einfachen Zementfundament errichtet wurde. Es riecht nach frischem Holz und Farbe, die Fußbodenbretter knarren, wenn man die Gänge entlang geht. Der Eingang befindet sich in der Mitte der Baracke, man passiert ein Schiebefenster, hinter dem sich die ständig besetzte Wache befindet, gelangt auf einen langen Gang, an dessen Ende auf der rechten Seite der Raum liegt, in dem die Lage stattfindet.

Stauffenberg betritt, nachdem er Mütze und Handschuhe abgelegt hat und eine Weile in seiner Aktentasche hantiert hat, das Lagezimmer. Unter seinen gesunden Arm hat er die Aktentasche geklemmt.

Die Lage ist bereits im Gange. Es ist kurz nach 14 Uhr. Der Führer steht an der dem Eingang gegenüber liegenden Seite des Kartentisches. Er sieht, als Stauffenberg eintritt, von der Karte auf, bemerkt die Tasche unter dessen Arm, in der sich — hoffentlich — die so sehnlich erwarteten Unterlagen für die neuen Divisionen befinden. Er winkt Stauffenberg zu sich. Dieser geht um den Tisch herum und stellt seine Aktentasche auf den Fußboden gegen das Tischbein gelehnt. Sie enthält nicht die erwarteten Unterlagen, sondern einen großen Klumpen einer hochexplosiven, plastilinartigen Sprengmasse englischer Herkunft.

Mit dieser Art Sprengstoff wurden die Widerstandskämpfer in den verschiedenen von uns besetzten Gebieten von England aus zu Sabotagezwecken versorgt. Er ist für diese Zwecke hervorragend geeignet, wenig umfangreich, höchst wirksam, kann beispielsweise in Türritzen oder unter Tischkanten geschmiert werden.

Stauffenberg hat, während er draußen im Gang ablegte, den Zünder eingestellt und in die Sprengmasse hineingedrückt. Es bleibt ihm also nicht viel Zeit. Er darf sich hier nicht lange aufhalten, will er nicht selbst mit in die Luft gehen. Das liegt nicht in seiner Absicht.

Er vergewissert sich, daß die Tasche mit der Bombe günstig liegt, d.h. sich keinen Meter vom Führer entfernt befindet. An dessen sicherem Tode in wenigen Minuten kann kein Zweifel bestehen.

Freilich werden Himmler und Goebbels verschont bleiben, statt ihrer eine ganze Reihe Unschuldiger sterben und zwar Männer seines Standes, hochverdiente unter ihnen, heimliche Parteigänger und solche, die ihm persönlich nahestehen. Aber das ist nicht zu ändern.

Stauffenberg meldet sich mit der Entschuldigung ab, er habe noch ein dringendes Telefongespräch zu führen und verläßt an dem nur flüchtig aufsehenden Führer vorbei gemessenen Schrittes das Lagezimmer. Er geht über die knarrenden Bretter des langen Ganges in die unmittelbar am Ausgang der Baracke gelegene Wachstube. Von hier aus telefoniert er mit der Fahrbereitschaft, bestellt sich einen Wagen und verläßt die Baracke.

Wenn er nicht laufen will, genügt die bis zur Explosion der Bombe noch verbleibende Zeit gerade, um ihn aus dem Wirkungsbereich der Explosion zu bringen. Als ihm daher jetzt im Freien einfällt, daß er Mütze und Handschuhe in der Baracke zurückgelassen hat, bleibt ihm keine Zeit mehr, noch einmal umzukehren. Er hat den ersten kleinen Regiefehler in seinem phantastisch gut durchdachten und bisher auch durchgeführten Mordplan begangen.

So kaltblütig und besonnen sich Stauffenberg auch bisher gezeigt hat, in diesem Augenblick, da die Bombe bereits dem Führer zu Füßen liegt und in wenigen Sekunden hochgehen muß, da also der schwerste und wichtigste Teil seines Unternehmens gelungen ist, muß er so benommen und zugleich von dem Wunsch beseelt gewesen sein, vom Tatort weg zu kommen und damit nicht nur der Gefahr für sein eigenes Leben zu entrinnen, sondern sich auch der eigentlichen Aufgabe, dem Putsch, zu widmen, daß er für einen Augenblick die klare Überlegung verloren und seine Mütze und Handschuhe vergessen hat.

Er setzt sich also — welch peinliches Gefühl für einen Berufssoldaten — barhaupt in den Wagen, der ihn mit einem seiner Ordonnanz-Offiziere, Oberleutnant v. Haeften (einem Neffen v. Brauchitschs) an der befohlenen Stelle erwartet.

„Zum Flugplatz!" befiehlt er dem Fahrer. Sie passieren den Sperrkreis I. An der Wache geben sie ihre roten Ausweiskarten ab. Das gefährlichste Hindernis ist damit überwunden. Nach menschlichem Ermessen kann sie nun nichts mehr auf ihrem Wege nach Berlin aufhalten. Der Wagenschlag knallt zu. Sie fahren weiter.

In diesem Augenblick ertönt eine schwere Detonation. Die Bombe ist explodiert! Die Tat, auf die er seit Monaten all

seine Energie konzentriert hat, ist gelungen. Der Fahrer des Kraftwagens blickt sich fragend und ratlos um. Stauffenberg zuckt die Schultern.

„Fahren Sie weiter", befielt er. Sie passieren den Sperrkreis II ohne angehalten zu werden. Jetzt holt Stauffenberg aus einer Tasche seiner Uniform einen zweiten Klumpen Sprengstoff hervor, den er sicherheitshalber mitgenommen hatte, sollte der erste versagen. Er hat an alles gedacht. Nun aber braucht er ihn nicht mehr. Während der Fahrt wirft er ihn aus dem Wagen. Der Fahrer bemerkt es und wundert sich.

Sie nähern sich in rascher Fahrt dem Sperrkreis III. Die Barriere ist geschlossen. Stauffenberg fährt den davorstehenden Posten an, er solle sofort den Schlagbaum öffnen. Der Posten beruft sich auf einen soeben erhaltenen dringenden Befehl, niemanden, wer es auch sei, heraus- oder hereinzulassen.

„Ich habe eine Sondergenehmigung vom Kommandanten des Stabsquartiers", braust Stauffenberg auf.

„Dann müssen Herr Oberst mit ihm selbst telefonieren", antwortet der Wachhabende.

Zu dumm dieser Aufenthalt. Jetzt kann im letzten Augenblick vielleicht doch noch alles schief gehen. Stauffenberg nimmt den Hörer des Telefons in die Hand. Wieder vergehen wertvolle Minuten, ehe sich am anderen Ende der Leitung jemand meldet. Klar, daß man dort zur Zeit verwirrt ist. Der Kommandant ist nicht zu erreichen.

„Geben Sie mir seinen Vertreter", schnarrt der Graf ungeduldig in den Apparat. Ein Leutnant meldet sich.

„Hier Oberst Graf Stauffenberg. Ich habe die ausdrückliche Genehmigung des Kommandanten, den Sperrkreis zu passieren. Geben Sie der Wache sofortigen Befehl, mich durchzulassen!"

Der Leutnant läßt sich düpieren. Er schlägt am Telefon die Hacken zusammen, sagt „Jawohl, Herr Oberst" und gibt dem seinerseits hackenschlagenden Wachhabenden Anweisung, den Oberst passieren zu lassen. Der Schlagbaum öffnet sich, die Fahrt geht weiter. Es ist noch einmal alles gut gegangen. Frechheit siegt. Der Graf hat vom Hauptmann von Köpenick gelernt.

Auf dem Flugplatz steht die Ju mit laufenden Motoren. Stauffenberg und Haeften besteigen sie. Die Maschine rollt an, erhebt sich, fliegt. Unter ihnen liegt das FHQ, in dem jetzt die Hölle los sein mag.

Der Führer ist tot, weiß Stauffenberg. In Berlin erwarten ihn seine Mitverschwörer. Jetzt steht ihrem großen Un-

ternehmen nichts mehr im Wege. Es ist so gut wie gelungen. Die wichtigste Voraussetzung, die Beseitigung des Führers, ist erfüllt. Stauffenberg hat bei dem ganzen Unternehmen bisher nicht mehr als seine Kopfbedeckung verloren. Sein Kopf selbst aber sitzt ihm noch fest zwischen den Schultern. Und weiß genau, was er will.

Zurück zur Speer-Baracke. Niemand hat dem Verschwinden Stauffenbergs irgendwelche Bedeutung beigemessen. Der Führer ist kurz darauf von seinem bisher innegehabten Platz an das andere Ende des Tisches getreten. Während er sich dort über die Karte beugt, erfolgt die Explosion.

Sie ist von furchtbarer Wirkung. Der Raum selbst mit seinen Einrichtungsgegenständen wird ein Trümmerhaufen. Einzelteile werden bis 50 Meter weit geschleudert. Verschiedene Teilnehmer der Besprechung fliegen durch die Fenster ins Freie.

Der Stenograph des Führers, Berger, ist auf der Stelle tot. Jodl wird schwer verletzt. Schmundt trägt eine große Kopfwunde davon und verliert ein Auge. Einem anderen General werden beide Beine weggerissen. General Korten, der im Augenblick der Explosion unmittelbar hinter dem Führer stand und sich über dessen Schulter beugte, um auf die Karte zu blicken, wird lebensgefährlich verletzt und stirbt bald darauf.

In das Schreien der Verwundeten mischen sich die Rufe nach Ärzten und Sanitätern. Von allen Seiten stürzen Soldaten, Offiziere und SS-Männer herbei. Sofort nach der Explosion ist höchster Alarm gegeben worden. Noch weiß niemand, was vorgefallen ist. Man nimmt an, daß die Explosion vielleicht den Beginn eines feindlichen Handstreiches darstelle. Die Sperrkreise werden hermetisch geschlossen. Alles rennt zunächst ziemlich planlos durcheinander wie in einem Ameisenhaufen, in den man mit einem Stock hineingestoßen hat.

Der Führer hat die ersten Augenblicke nach der Explosion dem Minister gegenüber wie folgt geschildert:

Von der Detonation bis zu dem Augenblick, da er, zwischen den Trümmern liegend, die Augen aufschlägt, weiß er natürlich nichts. Es mögen nur wenige Minuten oder Sekunden gewesen sein. Denn der Qualm, Staub und Pulverdunst der Explosion hat sich noch nicht verzogen.

Sein erster Gedanke, als er die Dinge um sich herum wahrnimmt, ist: Gottseidank, sehen kannst du noch. Dann faßt er sich an Kopf und Brust und stellt fest, daß er auch hier unverletzt ist und vor allem fühlen und klar denken kann. Er bewegt nun die Beine, tastet seine Knie ab. Auch hier alles in

Ordnung. Nur in der Schulter fühlt er Schmerzen, die sich allmählich verstärken. Offenbar eine Prellung von dem heftigen Sturz, den er getan hat.

Jetzt besieht er sich sein Äußeres, das allerdings erheblich ramponiert ist. Seine Uniform ist zerfetzt. Von der Hose sind nur noch einige Stoffetzten übrig geblieben.

Sein nächster Gedanke ist, aus den Trümmern heraus ins Freie zu gelangen, um eine Übersicht über die Lage zu gewinnen und handeln zu können. Während er über Bretter, Balken und Steine stolpert, kommt ihm Keitel entgegengestürzt, der, völlig unverletzt, schon länger auf den Beinen ist und, ein über das andere Mal „Wo ist der Führer" rufend, zwischen Verwundeten, Sanitätern und ratlos Umherstehenden hin und her irrt.

Da erblickt er den Führer und läuft ihm, das Haar wirr ins rußgeschwärzte Gesicht hängend, die Uniform zerrissen und beschmutzt, mit weitausgebreiteten Armen entgegen, umarmt ihn fest, drückt des Führers Kopf an seine breite Brust und sagt: „Mein Führer! Sie leben!"

„Seit der Führer mir diese Geschichte erzählte", schließt der Minister seinen Bericht, „kann ich Keitel nicht mehr böse sein, soviel ich auch sonst gegen ihn einzuwenden habe. Denn sie beweist sein echtes, wirklich ergreifendes Treueverhältnis dem Führer gegenüber. In einem solchen Augenblick zwischen Tod und Leben kann sich niemand verstellen."

Bei der Wiedergabe dieses Berichtes habe ich übrigens zum ersten Mal Tränen in den Augen des Ministers gesehen. Er schluckt ein paar Mal, wendet sein Gesicht ab, steht dann brüsk auf und geht hinaus.

Als Stauffenberg in Berlin gelandet ist, begibt er sich schnurstracks in die Bendlerstraße, wo er von seinen Mitverschworenen, dem Feldmarschall v. Witzleben, den Generalobersten Beck und Hoeppner, dem General der Artillerie Olbricht und vielen anderen sehnlich erwartet wird.

Den ersten und zweifellos wichtigsten und schwierigsten Schritt haben sie dem jungen Heißsporn Stauffenberg allein überlassen. Jetzt wollen sie mit der Erfahrung und Weisheit ihres Alters einspringen und die im Umsturzplan für sie vorgesehenen Posten als Reichspräsident, Oberbefehlshaber der Wehrmacht usw. übernehmen. Es ist alles sorgfältig verteilt worden. Niemand soll zu kurz kommen.

Hoeppner, der als mit Schimpf und Schande aus dem Heer ausgestoßener General a.D. in bescheidenem Zivil in die Bend-

lerstraße gekommen ist, hat sich in einem Handköfferchen die Generalsuniform mitgebracht und zieht sie jetzt an. Vor einem Spiegel zupft er die Feldbluse, die über dem Bauch nicht mehr recht sitzen will, zurecht. Generaloberst Beck, der zukünftige Reichspräsident, muß ihn darauf aufmerksam machen, daß das Hoheitszeichen mit dem Hakenkreuz darauf für einen antifaschistischen Verschwörer wohl nicht ganz angebracht sei. Hoeppner trennt es mit dem Taschenmesser ab. Aber die Hand zittert ihm dabei ein wenig. Man ist ja nicht mehr der Jüngste und macht so aufregende Sachen zum ersten Mal in seinem Leben mit. So ganz sicher ist man sich eben doch nicht.

„Wenn die Sache nun aber schief geht?" meint Beck und wiegt bedenklich das Haupt. Er sah schon immer schwarz, dieser ehemalige Chef des Generalstabs des Heeres, ob es sich um die Besetzung des entmilitarisierten Rheinlandes, den Einmarsch ins Sudetenland oder sonst ein militärisches Ereignis handelte, an dem er beteiligt war. Er hatte stets größte Bedenken und bekam dann auch aus diesem Grunde eines Tages den Abschied. Auch jetzt wieder ist ihm vor seiner eigenen Courage bange.

„Was machen wir bloß, wenn die Sache schief geht?" fragt er erneut und hat vor Aufregung rote Flecken auf den Backen.

„Dann werden Herr Generaloberst sich mit Anstand eine Kugel durch den Kopf schießen!!" antwortet ein junger Generalstabsoffizier, der ebenfalls an der Verschwörung beteiligt ist und dem das senile Gehaben der kahlköpfigen, knickebeinigen Ex-Generäle langsam zuwider wird.

Witzleben ist anderer Meinung. Er hat seinen schweren Mercedes, der ihm als ehemaligem Feldmarschall (ebenso wie ein Salonwagen, mehrere Adjutanten und ein persönlicher Ehrensold des Führers in Höhe von 40 000 Mark jährlich) zusteht, auf dem Hof des OKW mit laufendem Motor stehen lassen. Er wird ihn, sollte das Unternehmen nicht wie beabsichtigt ausgehen, besteigen und sich unauffällig wieder auf seinen Landsitz im Kreise Kalau begeben, so als wäre gar nichts passiert.

Jeder macht sich so seine Gedanken. Aber dann wird plötzlich die Tür aufgerissen. Stauffenberg tritt ein.

„Hitler ist tot", sagt er, „die Aktion kann beginnen."

Daß Stauffenberg jetzt in der Bendlerstraße steht und von hier aus den Putsch in Gang setzen kann, verdankt er einer ungewöhnlichen Verkettung ganz außerordentlicher Glückszufälle. Denn als er noch vor dem geschlossenen Schlagbaum

des Sperrkreises III im FHQ stand, war er bereits als der mutmaßliche Täter erkannt.

Einem Obergefreiten in der Wachstube der Speer-Baracke ist der baumlange Generalstabsoffizier mit Glasauge und Armprothese aufgefallen, der während der Lage, nach einem Telefongespräch mit der Fahrbereitschaft, ohne Kopfbedeckung die Baracke verlassen hat. Er hat an ihm zwar keine auffällige Hast oder Unruhe bemerkt, als er dann aber nach der Explosion vernommen wird, teilt er seine Beobachtung mit. Er wird für seine Umsicht und Wachsamkeit durch sofortige Beförderung zum Feldwebel belohnt. Jetzt schon ist es klar, daß niemand anders als Stauffenberg der Täter sein kann.

Später wird auch noch der Fahrer des Wagens vernommen, der ihn zum Flugplatz gebracht hat. Er gibt an, daß sein Fahrgast während der Fahrt etwas aus dem Wagen geworfen habe. Man sucht an der bezeichneten Stelle nach und findet den zweiten Sprengkörper. Jetzt kann kein Zweifel mehr an der Täterschaft Stauffenbergs bestehen.

Die Gestapo in Berlin wird benachrichtigt. Ihr wird nicht nur das genaue Signalement des Attentäters sondern auch die Abflugszeit der Ju mitgeteilt, mit der er zur Zeit auf dem Flug nach Berlin begriffen ist. Man kann sich auf die Minute genau ausrechnen, wann die Maschine in Rangsdorf landen wird. Die Zeit reicht gerade aus, um von der Prinz Albrecht Straße in Berlin (dem Hauptquartier der Gestapo) nach dem Flugplatz Rangsdorf zu kommen.

Ein Wagen mit Gestapo-Leuten braust los. Es ist wertvolles Wild, das sie zu jagen haben. Der Wagen braucht sich an keine Geschwindigkeitsbeschränkungen zu halten. Er rast über die schnurgerade Straße. Kurz vor Rangsdorf begegnet ihm ein Wehrmachtsfahrzeug, in dem ein Oberst ohne Kopfbedeckung sitzt. Man nimmt keine Notiz von ihm, da Stauffenberg noch irgendwo in der Luft vermutet wird.

Pünktlich zur angegebenen Zeit erreichen die Gestapo-Beamten den Flugplatz. Aber die Ju aus Rastenburg ist schon vor zehn Minuten gelandet. Sie hatte Rückenwind gehabt. Und dieser Umstand war in der Kalkulation der Gestapo nicht berücksichtigt worden.

Stauffenberg ist inzwischen im OKW angelangt und setzt von hier aus den Putsch in Gang. Dieser Putsch steht und fällt mit der gelungenen Beseitigung des Führers. Ist er tot, und davon muß Stauffenberg mit hundertprozentiger Gewißheit überzeugt sein, so ist die Wehrmacht in ihrer Gesamtheit nicht mehr an den Eid auf den Führer gebunden und wird sich auto-

matisch der neuen Generalsregierung zur Verfügung stellen. Alles was nun folgen soll ist daher ein Kinderspiel im Vergleich zu dem, was Stauffenberg bereits hinter sich hat.

Denn die Ermordung des Führers war keineswegs mit dem heutigen Besuch im FHQ abgemacht. Das Unternehmen ist seit Monaten aufs Sorgfältigste geplant und vorbereitet worden. Stauffenberg wurde eigens in seine letzte Dienststellung beim Befehlshaber des Ersatzheeres hineinlanciert, um als dessen Chef des Stabes ständigen Zutritt beim Führer zu haben. Generaloberst Fromm selbst hat ihn dem Führer vorgestellt. Man wußte, daß der Führer nur zu bereit sein würde, den Bearbeiter der für ihn so wichtigen Ersatzfrage jederzeit und unter allen Umständen zu empfangen.

Ursprünglich bestand der Plan, mit Hitler gleichzeitig Himmler und Goebbels zu ermorden. Drei Fliegen mit einem Schlag. Man stellte sich einen Termin. Stauffenberg wurde beim Führer angemeldet. Statt der erwarteten Aufstellung der neuen Divisionen trug er schon damals, bei seinem ersten Besuch, den Sprengstoff in der Aktentasche.

Aber bei dem Empfang war weder Himmler noch Goebbels noch sonst einer, um den es sich gelohnt hätte, zugegen. So klemmte Stauffenberg die Aktentasche mit der Bombe wieder unter den Arm, ließ sich von seinem Opfer, dem so noch eine kurze Gnadenfrist eingeräumt war, die Hand drücken und reiste wieder ab.

Welche Kaltblütigkeit gehört dazu! Wie muß sich ein Mann beherrschen können, der das Wild schon im Visier hat, das Gewehr aber wieder absetzt, weil ihm die Schußposition nicht günstig genug erscheint.

Bald darauf legt Stauffenberg von neuem an. Doch sein zweiter Besuch verläuft gleichfalls ergebnislos, obwohl auch bei diesem alles vorbereitet ist. Wieder ist der Führer nur von Männern umgeben, an deren gleichzeitiger Beseitigung Stauffenberg kein Interesse hat. Und ein drittes Mal fährt er zur Wolfsschanze. Diesmal freilich steht sein Entschluß fest: Heute wird Ernst gemacht und wenn er auch den verhaßten Tyrannen ganz allein zur Hölle schicken muß.

Er tat gut daran, denn der Führer hat mit feinem Instinkt die Gefahr gewittert, die ihm in der Person Stauffenbergs droht. Obwohl sich dieser bei keinem der Handschläge, die er mit seinem Opfer wechselte, durch Ausweichen des Blickes oder die kleinste Unsicherheit verraten hat. Vielleicht hätte Hitler einen vierten Besuch Stauffenbergs verhindert.

Jetzt aber ist Hitler, das weiß Stauffenberg, tot. Der Plan läuft wie vorgesehen ab. Der Befehlshaber des Ersatzheeres hat mit Zustimmung des Führers einen geheimen Einsatzplan ausgearbeitet, der angeblich für den Fall einer plötzlichen Invasion des Reichsgebietes durch den Feind bestimmt ist. Er sieht die Konzentrierung sämtlicher Truppen des Heimatkriegsgebietes an bestimmten Plätzen, Vorkehrungen zum Schutz großer Städte und lebenswichtiger Anlagen, Versetzung in höchsten Alarmzustand und ähnliches vor. All diese Maßnahmen wurden in einem ausführlichen Befehl sämtlichen Kommandeuren der Heimatgarnisonen bekannt gegeben und werden durch ein bestimmtes Stichwort ausgelöst. Das Stichwort heißt „Walküre".

Stauffenberg drängt darauf, daß es unverzüglich ausgegeben wird, um den Putschplan so schnell wie möglich in die Tat umzusetzen. Es erheben sich Einwände.

„Haben Sie gesehen, daß Hitler wirklich tot ist?" wird Stauffenberg gefragt. Seine Antwort fällt sarkastisch aus. Natürlich hat er den toten Hitler nicht gesehen, sonst stände er nicht hier. Aber er weiß, daß seine Bombe explodiert ist, und daß sie in diesem Augenblick unmittelbar neben dem Führer lag. Beck besonders macht tausend Bedenken geltend. Wenn Hitler nicht tot sei, dann könne ihnen die Sache Kopf und Kragen kosten. Er rät, nichts zu unternehmen, ehe man nicht eine eindeutige Bestätigung über den Tod des Führers besitze.

Die Rolle, die der Befehlshaber des Ersatzheeres, Generaloberst Fromm, bei dieser Auseinandersetzung spielt, ist zur Zeit noch nicht ganz klar. Jedenfalls hat er sich geweigert, das Stichwort Walküre, wozu er allein berechtigt war, auszugeben. Vermutlich ist er, wie Beck, für Vorsicht und Abwarten gewesen.

Das Hin und Her der entschlußlosen Generäle wird Stauffenberg schließlich über. Er hat dem Führer die Bombe nicht unter die Füße gelegt, damit debattiert, sondern gehandelt wird. Er weiß, daß für das Gelingen jedes Unternehmens der schnelle Entschluß unerläßlich, Zaudern jedoch tödlich ist. Ihm ist schon viel zu viel geredet worden. Er stellt den Generälen ein Ultimatum:

„Ich habe den ersten Teil des Unternehmens ohne Sie geschafft, meine Herren, ich werde auch das weitere ohne Sie erledigen. Das Stichwort Walküre wird jetzt ausgegeben. Wenn Sie sich dazu nicht entschließen können, werde ich das Notwendige veranlassen. Entscheiden Sie sich bitte. Und zwar sofort."

Fromm lehnt erneut ab. Er hat zu dieser Zeit wahrscheinlich als einziger der Verschwörer bereits Informationen aus dem FHQ, daß das Attentat mißglückt ist. Olbricht zögert. Er scheut die ungeheuere Verantwortung, die er damit auf seine Schultern lädt. Er ist von einem Mitverschworenen im FHQ, dem Generalleutnant Thiele, fernmündlich vom Gelingen des Attentates unterrichtet worden. Fromm behauptet, offenbar nicht ohne Grund, das Gegenteil. Stauffenberg wieder schwört jetzt, daß der Führer tot sei. Wem soll man glauben? Er hat die Tatsache von Hitlers Tod und von der Übernahme des Oberbefehls über die Wehrmacht durch Witzleben den Stellvertretenden Generalkommandos im gesamten Reichsgebiet in einem Befehl mitgeteilt, der — ohne dessen Wissen — Fromms Unterschrift trägt. Den ersten Schritt hat er schon getan. Er kann kaum mehr zurück.

Olbricht sieht zu Stauffenberg. Dessen eines Auge blickt ihn fest und Antwort heischend an. Es geht von ihm, wie überhaupt von der ganzen Persönlichkeit Stauffenbergs, eine starke suggestive Wirkung aus. Und Olbricht sagt zu.

„Ich danke Ihnen, Herr General", sagt Stauffenberg und bittet ihn,sofort alles Notwendige in die Wege zu leiten. Das Stichwort Walküre wird ausgegeben und läuft über Fernschreiber an alle deutschen Heimatgarnisonen. 600 000 Mann, das ist die effektive Stärke des deutschen Ersatzheeres, voll taugliche, komplett ausgerüstete und bestens ausgebildete Soldaten, mehr als an der Invasionsfront stehen und fast so viele wie im Osten, geraten in Bewegung.

Die Fernschreiber ticken, die Telefondrähte surren, die Putschmaschinerie läuft. Und am Schalter sitzt, eiskalt, mit überlegener Ruhe der Oberst i.G. Graf Stauffenberg.

Der einzige, der — aus welchen Gründen auch immer — versucht hat, sich hier in der Bendlerstraße gegen das Unternehmen zu stellen, der Generaloberst Fromm, ist nach kurzem Handgemenge überwältigt und in einen Nebenraum gesperrt worden, vor dessen Tür Stauffenberg einen Feldwebel stellt mit dem Befehl, niemand, wer es auch sei, heraus und herein zu lassen.

Generaloberst Beck, der neue Reichspräsident, General Olbricht, dem nach Fromms Weigerung, sich am weiteren Putsch zu beteiligen, nun nichts mehr an der Übernahme des Oberbefehls über das Ersatzheer im Wege steht, der Feldmarschall v. Witzleben, der die Nachfolge Hitlers als Oberbefehlshaber der Wehrmacht angetreten hat, sie alle fangen nun nicht etwa an, zu regieren, sondern sie stehen ratlos umher, in Zweifeln

und Ängstlichkeit befangen und lassen — eine Flasche Kognak kreisen. Vielleicht gibt die ihnen den Mut und den Schwung, der ihnen bisher fehlt.

Die Telefone rasseln. Anrufe verwirrter Kommandeure aus allen Teilen des Reiches, die soeben die erstaunlichen Befehle bekommen haben und nichts damit anzufangen wissen. Hoeppner meldet sich. Was soll man für Befehle geben? Man ist sich ja selbst nicht klar. „Augenblick, ich übergebe Feldmarschall v. Witzleben."

Aber der weiß ebenso wenig zu sagen wie Hoeppner, obwohl er ja de facto Oberbefehlshaber der deutschen Wehrmacht ist. Soll doch der Herr Reichspräsident selber entscheiden. „Augenblick, ich übergebe Generaloberst Beck". Doch der ist am allerwenigsten zur Auskunfterteilung in der Lage. Der Hörer zittert ihm in der Hand. Er stottert unzusammenhängendes Zeug daher. Stauffenberg reißt ihm den Hörer aus der Hand. Die Kommandeure draußen müssen einen schönen Eindruck von der hier herrschenden Verwirrung und Ratlosigkeit bekommen. Klar und sachlich gibt Stauffenberg Auskunft und eindeutige, knappe Befehle. Er ist der einzige, der in diesem hilf- und ratlosen Generalsdurcheinander einen klaren Kopf behalten hat.

GOEBBELS GREIFT EIN

In der Hermann-Göring-Straße Nr. 20 — „Hier ist der Führer!" „Ich nehme Sie fest, Graf Stauffenberg" — Major Remer vom Wachbataillon — Generaloberst Fromm — „Mein Name ist Haase" — Der Putsch ist beendet.

Im Haus Hermann-Göring-Straße Nr. 20 wird es lebendig. Als erster erscheint der dicke Schach, Goebbels Vertreter im Gau. Er verlangt unbedingt und sofort den Minister zu sprechen, wie es übrigens alle tun, die ihm an diesem Nachmittag folgen. Er habe eine Mitteilung von höchster, staatspolitischer Wichtigkeit.

Der Minister bespricht inzwischen mit Fritzsche die Einzelheiten der vom Führer so sehnlich erwarteten Rundfunkübertragung. Der Führer will ferner so schnell wie möglich eine kurze Ansprache über den Großdeutschen Rundfunk halten. Der nächst erreichbare Funkaufnahmewagen befindet sich in Königsberg. Das FHQ selbst verfügt über keine entsprechende Einrichtung. So wird es Stunden dauern, ehe die technischen Voraussetzungen für die Übertragung erfüllt sind.

Schach steht inzwischen wie auf glühenden Kohlen in meinem Zimmer.

Die Mitteilung vom Attentat auf den Führer ist von Bormann auf dem Fernschreibnetz der Parteikanzlei an die Gaue geleitet worden und so auch zu Schach gelangt. Bormann hat darin die Möglichkeit eines Militärputsches angedeutet, wovon dem Minister in diesem Augenblick tatsächlich noch nichts bekannt ist. Schach hat sich nach Erhalt dieser Mitteilung sofort mit dem Berliner Polizeipräsidenten, Graf Helldorf, in Verbindung zu setzen versucht, ihn jedoch nicht erreichen können. So hat er die Stadtväter von Berlin, Steeg und Petzke, mitgebracht, die in meinem Vorzimmer warten. Auch sie wissen nicht genau, was los ist. Und in ihrer Ratlosigkeit kommen sie alle zu dem Mann, von dem sie nicht nur Aufschluß zu er-

halten hoffen, sondern vor allem erwarten, daß er in diesem brenzligen Augenblick das Richtige tun wird. Unser Haus erweist sich in der allgemeinen Verwirrung als ein starker Magnet.

Auch Speer erscheint. Wie stets barhaupt, mit zerzausten Haaren. „Was ist denn eigentlich los?" sagt er und zeigt keine Spur von Erregung, als er vom Minister das bisher Bekannte erfährt. Er ist die Ruhe selbst, bewahrt sie auch den ganzen weiteren Abend lang, den er mir gegenüber, an Schwägermanns Schreibtisch verbringt, bequem in einen Sessel zurückgelehnt, die Beine auf einen Stuhl gelegt, gelegentlich zu einem der rasselnden Telefone greifend und sich als Goebbels' Adjutant meldend.

Es stellt sich später heraus, daß er auf der Ministerliste des Putschisten-Kabinetts steht. Er lacht mit dem Doktor herzlich über diesen „Treppenwitz", wie er es nennt.

Es meldet sich ein Leutnant vom Wachbataillon „Großdeutschland", das goldene Parteiabzeichen an der Uniform. Er ist sehr aufgeregt, hat vergessen, umzuschnallen und berichtet zwischen kurzen, heftigen Atemstößen, er sei der Leutnant Dr. Hagen, im Zivilberuf Angehöriger des Propagandaministeriums und habe dem Minister eine Mitteilung von höchster staatspolitischer Wichtigkeit zu machen.

Nachdem seine Papiere sehr genau geprüft und in Ordnung befunden worden sind, wird er zum Minister vorgelassen. Das Wachbataillon, meldet er, habe den Befehl bekommen, das Regierungsviertel zu besetzen. Offenbar sei ein Putsch im Gange, man müsse das Schlimmste befürchten. Er wird beauftragt, den Kommandeur des Wachbataillons. Major Remer, unter allen Umständen und so schnell wie möglich hierher zum Minister zu bringen. Remer wird von ihm als zuverlässiger Nationalsozialist geschildert. Er scheint dem Minister der richtige Mann in dieser allmählich unangenehm werdenden Lage zu sein.

Es ist bisher nicht gelungen, Graf Helldorf ausfindig zu machen. Man befürchtet, daß er von den Putschisten bereits dingfest gemacht worden ist. Daß dieser Träger des goldenen Parteiabzeichens selbst mit zum Komplott gehört, wie sich später herausstellt, ist eine so wahnwitzige Vorstellung, daß niemand darauf kommt. Statt seiner meldet sich der General der Polizei Wünenberg, der angewiesen wird, die Polizeikräfte Berlins zu eventueller bewaffneter Gegenwehr bereit zu halten.

Der Führerapparat neben meinem Schreibtisch schnarrt. Der Führer selbst meldet sich zu meinem Erstaunen. „Hier ist der Führer", sagt er. Seine Stimme klingt frisch. Sehr frisch

sogar und außerordentlich ärgerlich, als er kurz und energisch Dr. Goebbels zu sprechen verlangt.

Ihm ist über dem Ausbleiben der Rundfunkmeldung vom glücklichen Ausgang des Anschlages auf sein Leben der Geduldsfaden gerissen, und er hat sich selbst ans Telefon gehängt, um seinen Propagandaminister auf Schwung zu bringen.

Es müssen heftige Worte sein, die dieser zu hören bekommt, an dem Echo gemessen, das sein anschließendes Telefonat mit Fritzsche darstellt. Während der Doktor diesem Vorhaltungen wie „unverantwortliche Nachlässigkeit" und „Nichtausführung erhaltener Befehle" macht, klingt aus dem Lautsprecher die Stimme des Ansagers: „Achtung, Achtung, wir geben Ihnen eine besonders wichtige Mitteilung..." Jetzt endlich läuft die entscheidende Nachricht, daß der Führer wohlauf sei und in Kürze zum deutschen Volk sprechen werde, über den Rundfunk.

Sie löst in der Bendlerstraße lähmendes Entsetzen aus. Beck schlägt die Hände vors Gesicht und bricht in Tränen aus. Er legt den Kopf auf die Tischplatte und schluchzt: „Jetzt ist alles verloren... alles verloren". Er denkt an den Rat, den ihm vorhin ein junger Mitverschwörer gab, sich mit Anstand eine Kugel durch den Kopf zu schießen.

Olbricht ist weiß wie die Wand geworden. Auf ihm liegt die volle Verantwortung. Er hat viel gewagt und alles verloren. Die anderen sehen sich ratlos an. Stauffenberg fährt sie an:

„Ich bitte Sie, meine Herren, bewahren Sie Haltung! Merken Sie denn den plumpen Goebbelsschen Schwindel nicht? Ich versichere Sie: Hitler kann nicht am Leben sein. Das Bataillon, das das Funkhaus besetzen soll, ist übrigens bereits im Anmarsch. Dann ist es mit Goebbels' Lügen vorbei!"

Einige fassen neue Hoffnung. Doch Beck jammert weiter: „Ich hab'es ja gleich gesagt, daß es schief geht."

Man gibt zu bedenken, daß die angekündigte Ansprache des Führers ja alle Zweifel klären werde. Die Meinungen gehen hin und her. Nur wenige schließen sich Stauffenbergs Ansicht an. Die meisten sind wankelmütig geworden, wenn sie nicht schon bereuen, sich überhaupt auf ein so wahnwitziges und aussichtsloses Unternehmen eingelassen zu haben. Die Vorstellung, daß der totgeglaubte Löwe vielleicht in diesem Augenblick schon die Pranke zum Vernichtungsschlag gegen sie erhoben hat, läßt sie erzittern und nur noch an die Rettung ihres Lebens denken. Witzleben benutzt die allgemeine Verwir-

rung, um sich unbemerkt aus dem Raum zu entfernen, seinen Mercedes zu besteigen und nach Hause zu fahren.

In diesem Augenblick öffnet sich die Tür. Die massige, fast zwei Meter große Gestalt des Generalobersten Fromm erscheint im Türrahmen, gefolgt von dem schmalen, fast zierlich wirkenden einäugigen General v. Kortzfleisch, Befehlshaber im Wehrkreis III, der, da widerspenstig, von Stauffenberg gleichfalls eingesperrt worden war.

Fromm geht auf Stauffenberg zu. Er wird von dem wachhabenden Feldwebel nicht daran gehindert.

„Im Namen des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht", donnert Fromm, „nehme ich Sie fest, Graf Stauffenberg!!"

Die Augen des Grafen gehen von Fromm zu seinen Mitverschwörern. Sie haben sich in die äußersten Ecken des Raumes zurückgezogen. Niemand möchte gern im Vordergrund stehen. Von jenen hat er keine Hilfe zu erwarten, das weiß er. Und ein Ausdruck tiefer Verachtung legt sich auf sein Gesicht.

Da reißt Oberleutnant v. Haeften die Pistole hoch und legt auf Fromm an. Doch Stauffenberg winkt müde ab. Sein Spiel ist verloren. Genug unschuldiges Blut vergossen. Ohne Widerstand läßt er sich abführen. Auch Hoeppner, Olbricht, v. Haeften und Oberst Mertz v. Quirnheim, Olbrichts Chef des Stabes, werden festgenommen.

Da peitscht ein Schuß durch die Stille des Raumes. In dem allgemeinen Durcheinander hat niemand bemerkt, daß Beck seine Pistole hervorgezogen und versucht hat, sich zu erschießen. Er zittert jedoch derart an allen Gliedern, daß der Schuß aus der Pistole, die er sich an die Schläfe gesetzt hat, glatt vorbei und irgendwo in die Zimmerdecke geht. Er setzt ein zweites Mal an, drückt ab. Diesmal reißt die Kugel ihm nur das rechte Auge heraus. Er schreit, läßt die Pistole zu Boden fallen, greift mit der Hand in warmes Blut. Dann sinkt er zusammen. Fromm läßt ihm von einem Unteroffizier den Fangschuß geben und vollendet damit diese letzte Handlung des verhinderten Reichspräsidenten, zu der dieser allein nicht fähig war.

Während so der Verschwörung selbst der Kopf abgeschlagen ist, läuft der Putsch noch eine Weile weiter wie ein Huhn, dem man den Kopf vom Rumpf getrennt hat. Das Regierungsviertel wird besetzt. Ich sehe durch das Fenster meines Arbeitszimmers einen Zug gefechtsbereiter Grenadiere die Hermann-Göring-Straße herunter kommen. Sie sehen gefährlich

aus, tragen Stahlhelm, Handgranaten im Koppel, die MG gefechtsklar, Munitionsgurte über die Schultern gehängt. Vor dem Eingang zu unserem Haus geht eine Gruppe mit einem lMG in Stellung.

Ich habe den Minister auf das eigenartige militärische Schauspiel aufmerksam gemacht. Er sieht sich alles sehr interessiert an.

„Jetzt wird es Ernst", sagt er, humpelt zu seinem Schreibtisch, zieht die Schublade auf, holt seine Pistole hervor. Mir ist nicht sehr wohl, wie ich ihn daran herumfingern sehe. Ich nehme sie ihm aus der Hand, lade durch, sichere und gebe sie ihm zurück.

„Wollen Sie sich bitte auch darauf einrichten, meine Herren", sagt er zu uns, „daß wir, wenn es so weit kommen sollte, unser Leben so teuer wie möglich verkaufen."

Dann bittet er mich, festzustellen, was die Vorgänge an unserem Hauseingang auf sich haben. Ich bin in Zivil, stecke meine Pistole in die Hosentasche und gehe nach unten. Als ich die eiserne Tür unserer Gartenpforte öffne, schiebt sich mir ein Gewehrlauf entgegen. Ich sage „Guten Abend" und frage, so höflich wie sich das für einen Zivilisten bei einer derart kriegerischen Begrüßung gehört, was dieses alles zu bedeuten habe.

„Hier kommt keiner raus noch rein", ist die bündige Antwort des Gewehrträgers, der zu keinerlei ergänzenden Erklärungen zu bewegen ist.

Ich versuche nunmehr mein Glück am rückwärtigen Ausgang zur Wilhelmstraße. Auch dort erhalte ich von gleichfalls bis an die Zähne bewaffneten Soldaten die gleiche, keineswegs freundliche Antwort. Wir sitzen also, an dieser Tatsache scheint nichts zu ändern zu sein, wie die Maus in der Falle. Ich teile dem Minister mein Erkundungsergebnis mit. Er ist davon natürlich nicht begeistert.

„Wo bleibt bloß dieser Remer?" fragt er ungeduldig. Und weiter: „Geht unser Telefon überhaupt noch?"

Es geht. Es ist während der ganzen Dauer des Putsches gegangen. Man hat zwar das Regierungsviertel zernieren lassen, man hat 600 000 Mann in Bewegung gesetzt, man hat eine neue Kabinettsliste und eine Regierungserklärung entworfen, man hat schon sämtliche Plätze des neuen Regimes vergeben. Aber eines hat man vergessen: sich in den Besitz der Nachrichtenmittel zu setzen.

Die Verschwörer haben kein Post- und kein Telegrafenamt besetzt, sie haben uns nicht einmal die Kabel durchge-

schnitten. So kommt es, daß wir aus unserem Haus, das durch vielfache Sicherungen jetzt durch die Verschwörer von der Außenwelt abgeschnitten ist, die ganze Zeit über ungestört mit Gott und der Welt telefonieren können. Was wir denn auch ausgiebig tun.

Endlich, nach vielen verzweifelten Telefongesprächen, erscheint Major Remer, ein baumlanger, hagerer, braungebrannter Offizier, das Ritterkreuz mit Eichenlaub am Kragen der Feldbluse.

Er weiß von dem Vorgefallenen nicht viel mehr, als daß ein Befehl davon sprach, der Führer sei tot, und daß der Rundfunk das Gegenteil behauptete. Er hat daher auf jeden Fall erst einmal den Befehl, das Regierungsviertel zu besetzen, ausgeführt, seinen Offizieren jedoch auf alle Fälle eingeschärft, Befehle von niemand anders als ihm persönlich entgegenzunehmen.

Der kleine Goebbels möchte dem Riesenkerl am liebsten um den Hals fallen. Er ist wahrhaftig der Retter in der Not. Während er ihm mit lebhaften Worten die Ereignisse dieses Nachmittags erklärt, läßt er von mir eine telefonische Verbindung mit dem Führer herstellen.

Sie kommt in wenigen Minuten zustande. Erst spricht der Minister mit dem Führer, dann gibt er Remer den Hörer. Der Führer fragt ihn, ob er seine Stimme erkenne.

„Jawohl, mein Führer!" ruft Remer glückstrahlend in den Apparat.

„Glauben Sie, daß ich lebe?" ist die zweite Frage.

Und wieder donnert die Antwort: „Jawohl, mein Führer!"

Und jetzt bekommt er, der junge Dachs und kleine Major, vom Führer persönlich den Befehl und alle Vollmachten, die Revolte der Generäle in Berlin mit allen Mitteln und so schnell wie möglich niederzuschlagen.

Remer braust los. Als erstes besetzt er die Berliner Stadtkommandantur Unter den Linden und nimmt den Stadtkommandanten, Generalleutnant v. Haase fest. Dann läßt er sämtliche Wehrmachtseinheiten, die zur Zeit aus allen Himmelsrichtungen in die Reichshauptstadt strömen, sammeln und unterstellt sie seinem Befehl. Die meisten Kommandeure sind ebenso ahnungslos, wie Remer selbst es bis vor kurzem noch war, und haben auf alle Fälle erst einmal den durch das Stichwort Walküre ausgelösten Befehl befolgt.

Remer richtet seinen Gefechtsstand im Erdgeschoß unseres Hauses ein. Die teppichbelegte Halle wird zum Kriegsschauplatz. Verbindungsoffiziere kommen und gehen. Krad-

melder und Ordonnanzen mit Handgranaten in Koppel und Stiefelschäften sitzen auf den weichen Polstermöbeln.

Eine Kompanie des Wachbataillons sammelt sich im Garten. Remer bittet den Minister, ein paar Worte zu den Soldaten zu sprechen, die keine Ahnung haben, was hier gespielt wird. Der Doktor stellt sich in seinem hellen Trenchcoat mitten unter die Soldaten und erklärt ihnen die Lage. Zum Schluß bringt er ein Sieg-Heil auf den Führer aus, das aus hunderten von Soldatenkehlen donnernd durchs Regierungsviertel schallt.

Jetzt will Remer in die Bendlerstraße, um dort aufzuräumen. Der Minister rät ab. Man weiß nicht, was hier inzwischen vorgefallen ist. Die Kräfte, über die die Verschwörer verfügen, sind unbekannt. Einige Gestapo-Beamte, die Kaltenbrunner zur Verhaftung der Putschisten ins OKW entsandt hatte, sind von dort nicht zurückgekehrt. Man muß damit rechnen, daß sie überwältigt und unschädlich gemacht wurden.

Kaltenbrunner hat sich daraufhin zu uns in die Hermann-Göring-Straße begeben, um beim Doktor — wie all die anderen auch — Rat und Hilfe zu holen. Er schließt sich dessen Meinung an, daß man erst über genügend starke Kräfte verfügen müsse, ehe man einen erneuten Versuch zur Aushebung des Verschwörernestes unternehme. Goebbels will bei einem Unternehmen gegen die Bendlerstraße vor allem nicht den Verlust des Männes riskieren, der ihm zur Zeit einfach unersetzlich ist: Major Remer.

So wird erstmal Verstärkung herangeholt. Die Ersatz-Brigade „Großdeutschland", die in Cottbus marschbereit auf ihren Motorfahrzeugen sitzt, wird nach Berlin befohlen. Es wird Stunden dauern, bis sie eingreifen kann.

Ich rufe inzwischen das Funkhaus an, um festzustellen, ob dort nicht irgendeine Schweinerei im Gange ist. Tatsächlich, das Funkhaus ist soeben von einem ganzen Bataillon besetzt worden. Es gelingt mir, den Kommandeur an den Apparat zu bekommen. Jawohl, antwortet er mir, er habe befehlsgemäß das Funkhaus besetzt, ich solle dem Minister melden, daß er sich fest auf ihn verlassen könne. Er werde mit seinen Soldaten schon dafür sorgen, daß von hier nichts anderes gesendet würde, als was Dr. Goebbels anordne. Offenbar hat dieser gute Major seinen Befehl aus der Bendlerstraße nicht ganz richtig aufgefaßt. Uns kann's nur recht sein.

Die Besetzung des Regierungsviertels wird jetzt aufgehoben. Einige tausend Menschen warten seit Stunden vergeb-

lich darauf, aus der Innenstadt herauszukönnen. Nun endlich kommen sie nach Hause.

Am Fehrbelliner Platz ergibt sich noch eine kritische Situation. Hier haben sich die Panzer aus den rings um Berlin liegenden Panzertruppenschulen befehlsgemäß konzentriert. Eine beachtliche Streitmacht. Niemand weiß, was sie vorhaben. Das wissen sie selber nicht. Auch nicht ihr Kommandeur, Generaloberst Guderian. Er ist hocherfreut, als ihn ein von Remer ausgeschickter Ordonnanzoffizier aufklärt.

Mit diesen Panzern und der inzwischen aus Cottbus eingetroffenen Ersatzbrigade scheint nun kein Risiko mehr zu bestehen, das Verschwörernest in der Bendlerstraße auszuheben. Remer setzt sich, von den besten Wünschen des Ministers und dem Gestapochef Kaltenbrunner begleitet, zur Bendlerstraße in Marsch. Sie können nicht ahnen, daß sie sich anschicken, offene Türen einzurennen.

Als Remer zur Bendlerstraße kommt, wundert er sich, daß hier weder Artillerie noch Panzer aufgefahren, daß nicht einmal infanteristische Sicherungen aufgestellt oder auch bloß die normalen Wachen an den Eingängen verstärkt worden sind. Ohne von irgend jemand daran gehindert zu werden, begibt er sich mit Kaltenbrunner geradenwegs in das Hauptquartier der Verschwörer. Er ist nur von wenigen mit Maschinenpistolen bewaffneten Soldaten von „Großdeutschland" begleitet.

Generaloberst Fromm tritt ihnen mit hoch zum deutschen Gruß erhobener Hand entgegen. Er wendet sich an Kaltenbrunner, der die Uniform eines SS-Obergruppenführers trägt.

„Ich habe die Revolte niedergeschlagen", sagt er. „Das deutsche Ersatzheer steht mit seinem Befehlshaber treu und unerschütterlich hinter dem Führer. Welch glückliche Fügung, daß das ruchlose Attentat auf sein Leben fehlschlug!"

Remer und Kaltenbrunner wäre statt dieser pathetischen Phrasen eine sachliche Auskunft über das inzwischen hier Vorgefallene lieber gewesen. Vor allem interessiert sie im Augenblick, wo die anderen Verschwörer sind. Denn sie sehen sich außer Fromm nur v. Kortzfleisch und wenigen Offizieren niederer Ränge gegenüber.

„Die Rädelsführer der Verschwörung", erklärt Fromm danach befragt, „sind von mir festgenommen worden. Ich habe ihre durch die Rundfunknachricht hervorgerufene Unsicherheit ausgenützt, um mich zu befreien und sie dingfest zu machen. Denn die Verbrecher hatten mich ja eingesperrt, als ich mich weigerte, an ihrem schändlichen Verrat teilzunehmen.

Drei Stunden lang haben sie mich gefangen gehalten. Hier, der General v. Kortzfleisch, kann das bezeugen."

Auch diese Ausführungen Fromms über sein persönliches Schicksal interessieren Kaltenbrunner nicht sonderlich. Denn ihn hat er ja. Er kann ihm nicht mehr entwischen. Wo aber sind die anderen? Was ist aus den verschwundenen Gestapo-Leuten geworden? Wo befinden sich die Häftlinge?

Fromm reckt bei diesen Fragen seine Riesenfigur noch ein wenig höher auf.

„Ich habe natürlich", sagt er, „sofort ein Standgericht einberufen. Die Revolte mußte im Keim erstickt werden. Höchste Eile war geboten. Das Standgericht hat gegen Stauffenberg, Olbricht, Mertz und Haeften das Todesurteil gefällt. Es ist bereits vollstreckt. Hoeppner ist ins Militäruntersuchungsgefängnis eingeliefert. Witzleben ist flüchtig. Ihre Beamten, die man, ebenso wie mich, eingesperrt hatte, sind befreit."

Dem Vernehmenden verschlägt's die Sprache. Das sind ja tolle Nachrichten. Kaltenbrunner sieht Fromm durchdringend an. Er weicht seinem Blick nicht aus. Aber einwandfrei kommt er ihm doch nicht vor. Er ist ihm zu forsch, zu offensichtlich hitlertreu, zu dienstbeflissen. Die Erschießung Olbrichts und Stauffenbergs beispielsweise war zweifellos übereilt. Immerhin sind sie ja die wichtigsten Figuren der Verschwörung. Was könnten sie alles aussagen!

Jetzt aber liegen die beiden unten auf dem Hof des OKW und schweigen für immer. Schweigen vor allem über die Rolle, die Fromm in dem Komplott gespielt hat. Sie sind neben dem gleichfalls toten Beck und den erschossenen Statisten Mertz und Haeften die beiden einzigen, die darüber etwas wußten. Und ausgerechnet sie sind jetzt tot.

Man wird sich Fromm und Kortzfleisch noch einmal vornehmen. Sonst bleibt für die Gestapo in der Bendlerstraße nicht viel zu tun. Einige Verhaftungen sind schnell erledigt. Witzleben wird am nächsten Tage bei einem Freund auf dem Lande aufgestöbert und verhaftet.

Inzwischen ist Himmler mit dem Flugzeug aus dem FHQ in Berlin eingetroffen und hat sich sofort in die Hermann-Göring-Straße begeben. Er übernimmt zusammen mit Goebbels die Untersuchung des Putsches und die Vernehmung der belasteten Generäle.

In seiner Begleitung befindet sich sein Chef des Stabes, SS-Obergruppenführer Jüttner, ein freundlich aussehender, weißhaariger, bebrillter alter Herr. Die drei setzen sich im Arbeitszimmer des Ministers zusammen.

In meinem Zimmer rasen inzwischen sämtliche Telefone unentwegt. Auf allen verfügbaren Stühlen und Tischkanten hocken irgendwelche Generäle, Minister, Adjutanten, Ordonnanzoffiziere. Da ist der Generaloberst Stumpf, der neu ernannte Befehlshaber der Luftwaffenverbände in der Heimat, der mit einer 8,8 Flak-Batterie am liebsten das ganze OKW in Klump geschossen hätte und von diesem Vorhaben nur mit Mühe durch den Minister abgehalten werden konnte. Da ist der General Reinicke, der Beauftragte des Führers für die weltanschauliche Erziehung der Wehrmacht, der sogenannte Ober-Politruk, ein rundlicher, grauhaariger Herr mit goldenem Parteiabzeichen. Da ist der Kommandeur der Ersatzbrigade Groß-Deutschland Oberst Schulte-Holthaus, ein prächtiger alter Haudegen. Da sind viele andere, die kommen und gehen und dafür sorgen, daß mein Arbeitszimmer bis in den frühen Morgen einem Bienenhaus gleicht.

In diese Gesellschaft tritt plötzlich Generaloberst Fromm. Er begrüßt uns mit hoch erhobenem Arm und einem markigen „Heil Hitler!" Ich sehe ihn zum erstenmal. Er macht auf mich einen äußerst unsympathischen Eindruck. Auf seinem riesigen, dicken Körper sitzt ein klobiger, kurz geschorener Schädel. Aus einem gewöhnlichen, roten Gesicht sehen hinter einer gelben Hornbrille ein paar verschlagene Augen hervor.

Als er erfährt, daß ich der persönliche Pressereferent des Ministers bin, fühlt er sich bemüßigt, mir die Geschichte des Putsches in allen Einzelheiten darzustellen. Er ist der einzige, der in dieser Schilderung gut davonkommt. Trotzdem vermag er mich nicht zu überzeugen, daß einem Mann in seiner Dienststellung die Machenschaften seiner nächsten Untergebenen (Olbricht, Stauffenberg, Mertz und Haeften) völlig verborgen geblieben sein sollen.

Viel wahrscheinlicher ist, daß er von vornherein am Komplott beteiligt war, bei der Nachricht vom Mißlingen des Attentates jedoch, die er als erster in Berlin aus zuverlässiger Quelle erhielt, sofort umschwenkte und, in der richtigen Erkenntnis, daß damit der Putsch zum Scheitern verurteilt war, sich selbst dadurch zu retten versuchte, daß er seine einzigen Mitwisser rechtzeitig beseitigte. Er kann auch bei seiner Vernehmung durch Himmler und Goebbels nicht von seiner Harmlosigkeit überzeugen und wird vorläufig in Gewahrsam genommen. Die Gestapo wird sich mit ihm noch eingehend beschäftigen.

General v. Kortzfleisch dagegen, der vornehm, ruhig und selbstbewußt auftritt, kann einwandfrei nachweisen, daß er mit den Verschwörern nichts zu tun hatte. Erst durch Olbrichts Befehl hat er von dem Komplott erfahren, sich daraufhin sofort ins OKW begeben, wo er von Stauffenberg aufgefordert wurde, sich der Revolte anzuschließen. Er lehnte ab und wurde daraufhin ebenso wie Fromm unter Arrest genommen.

Kortzfleisch gibt im übrigen erstaunliche Tatsachen über die Zurückhaltung von Truppen in der Heimat bekannt. Seine Kasernen sind wie die aller anderen Wehrkreise mit Truppen vollgestopft. Immer wieder hat er Fromm bzw. Olbricht und Stauffenberg um Abstellung der marschbereiten Einheiten an die Front gebeten. Aber immer wieder ist ihm seine Bitte mit irgendwelchen fadenscheinigen Begründungen abgeschlagen worden.

Der Zweck dieser Machenschaften ist nunmehr klar: Es sollten nicht nur Katastrophen an den Fronten herbeigeführt, sondern auch genügend Truppen in der Heimat behalten werden, um das Gelingen des Putsches zu sichern. Der Minister knirscht mit den Zähnen.

„Ich werde schon dafür sorgen, Herr General", sagt er zu Kortzfleisch, „daß Ihre Kasernen leer werden. Und ich werde auch dafür sorgen, daß sie wieder voll werden. Darauf können Sie sich verlassen."

Als Kortzfleisch das Zimmer des Ministers verläßt, steht ihm die Aufregung zwar noch im Gesicht geschrieben, aber es verrät gleichzeitig seine Genugtuung und Freude darüber, daß er die peinliche Befragung glücklich überstanden hat und als freier Mann nach Hause gehen kann.

Es wird der General v. Haase vorgeführt, ehemals Stadtkommandant von Berlin. Er trägt keine Waffe mehr und wird von zwei Feldwebeln eskortiert. Sein Blick geht unstet von einem zum anderen, das verkörperte schlechte Gewissen, ein klägliches Bild, dieser verzagte, kümmerliche General. Er hat keine große Rolle im Komplott gespielt. Man hatte ihn lediglich eingeweiht, damit er keine Schwierigkeiten mache. Er versucht sich jetzt unter dem Motto „Mein Name ist Haase, ich weiß von nichts" herauszureden.

Während er drinnen vernommen wird, erzählt mir einer der Feldwebel, die ihn schon einige Stunden lang hier in einem Salon des Hauses bewachen, wie dieser General sich inzwischen benommen hat. Er habe schrecklichen Hunger, sagte Haase, zum Mittag sei er vor lauter Aufregung gar nicht recht

zum Essen gekommen, und nun fordere der Magen sein Recht. Der Herr General müsse sich ein wenig gedulden, antwortet der Feldwebel, man sei hier im Hause Goebbels, und Marschverpflegung habe man nicht mitgenommen. Die Vernehmung werde gewiß bald stattfinden, und dann werde man schon weitersehen.

Nach zehn Minuten fängt Haase wieder von seinem Hunger an. Schließlich wird dem Feldwebel das Gejammer des Generals zu dumm. Er macht sich auf, nach etwas Eßbarem für seinen Schutzbefohlenen Ausschau zu halten. Er trifft den Diener Emil und trägt ihm seine Bitte vor. Der Emil fragt den Hausintendanten. Der Hausintendant fragt den Adjutanten. Der Adjutant fragt schließlich den Minister, ob der General v. Haase was zu essen haben könne. Natürlich, antwortet der Minister, man solle ihm ein paar Schnitten machen, ihm auch was zu trinken geben.

Haase bekommt also von Emil ein nettes kleines Abendbrot serviert. Ob er auch etwas zu trinken wünsche? Oh ja, er trinke abends immer ein Fläschchen Wein, am liebsten Mosel, wenn es möglich sei. Er bekommt auch das gewünschte Fläschchen. Als er es hinuntergegluckert hat, bittet er den Emil um ein zweites. Emil gerät in Verlegenheit und antwortet höflich, da müsse er erst mal fragen. Die Bitte läuft den gleichen Instanzenweg bis zum Minister. Und der sagt lachend:

„Geben Sie ihm in Gottes Namen noch 'ne Buddel. Aber dann wollen wir sehen, daß wir mit ihm fertig werden, sonst säuft er uns noch den ganzen Weinkeller aus."

Um 1 Uhr nachts endlich kommt die lang erwartete Führerrede über den Rundfunk. Es gibt wohl keinen unter uns, den es nicht ergreift, jetzt die Stimme des Mannes zu hören, vor dessen Füßen kurz zuvor die Bombe der Verschwörer explodierte.

Der Trubel legt sich. Ruhe und Ordnung sind in Berlin wiederhergestellt. Die letzten Truppen rücken wieder in ihre Garnisonen ab. Die Gestapo hat noch einiges zu tun. Das Heerlager in der Halle unseres Hauses löst sich auf. Nur einige Wachen bleiben zurück. Remer, der Held des Tages, rückt mit seinem Stabe ab.

Um 4 Uhr morgens öffnet sich die Tür des Ministerarbeitszimmers. Goebbels und Himmler treten heraus. Mein Arbeitsraum ist noch immer mit Adjutanten und Offizieren angefüllt. Der Doktor sieht uns mit strahlendem Lachen an.

„Meine Herren", sagt er, „der Putsch ist beendet." Im ersten Morgengrauen des neuen Tages geleitet der Minister Himmler zum Wagen. Er schüttelt ihm lange und herzlich die Hand. Wie leicht hätte dieser Morgen des 21. Juli für die beiden anders aussehen können!

Als wir gegen 5 Uhr in unserem Hause endlich wieder einigermaßen allein sind, geht der Minister mit Naumann, Schwägermann und mir langsam die breite Treppe zum 1. Stockwerk hinauf. Er sprüht noch Aktivität, seine Augen leuchten, er ist glücklich, aufgeräumt und mitteilungsbedürftig. Auf jedem Treppenabsatz bleibt er in Erörterung der hinter uns liegenden Ereignisse stehen. Als wir schließlich vor den Räumen des Ministers im ersten Stock zum letzten Mal Station machen, setzt er sich mit Schwung auf ein kleines Tischchen, das eine Bronzebüste des Führers trägt, stützt den Arm auf den metallenen Führerkopf, läßt die Beine baumeln und zieht das Resumé dieses Putsches:

„Das war wie ein reinigendes Gewitter. Wer hätte heute mittag, als die Schreckensbotschaften eintrafen, zu hoffen gewagt, daß das alles ein so schnelles und gutes Ende nehmen würde. Zeitweilig sah die Lage doch mehr als bedrohlich aus.

Das ist nun der sechste Putsch gegen den Führer, den ich miterlebt habe. Keiner noch war so gefährlich, aber auch keiner wurde so blitzartig niedergeschlagen wie dieser. Wenn das Attentat auf den Führer gelungen wäre, säßen wir nicht mehr hier. Darüber bin ich mir vollkommen klar.

Daß es nicht gelang, grenzt tatsächlich ans Wunderbare. Der erste Glücksumstand: Kurz vorm Detonieren der Bombe wechselt der Führer seinen Platz. Der zweite Glücksumstand: Das Fundament der Baracke ist nicht massiv, wie Stauffenberg annehmen mußte, sondern unter den Dielenbrettern befindet sich, was der Attentäter nicht wissen kann, ein Hohlraum, der einen großen Teil der Sprengwirkung verschluckt. Der dritte Glücksumstand: Am Führerbunker wird gebaut, so daß die tägliche Lage nicht hier, sondern in der Baracke stattfindet. Die gleiche Explosion zwischen den massiven Wänden des Bunkers hätte keinen der Anwesenden am Leben gelassen.

Ich bin gewiß ein nüchterner, klar denkender Mensch, dem alle Überspanntheit fernliegt, ja zuwider ist. Aber in diesem Fall kann ich nur sagen: Das ist eine sichtbare Fügung göttlichen Waltens. Hier muß auch der hartgesottenste Realist den Hauch eines überirdischen Schicksals verspüren. Wir haben es

in der Tat, davon bin ich überzeugt, mit einem akuten Fall von Geschichtsidealismus zu tun.

Eine historische Entwicklung, die kleine Menschen zu unterbrechen versuchen, wird wider alle Wahrscheinlichkeit und menschliche Berechnung durch das Eingreifen einer höheren Macht weitergeführt.

Diese Auffassung von den Ereignissen des 20. Juli dem Volk klarzumachen und einzuhämmern, muß auch die Aufgabe unserer Propaganda sein. Der Führer ist uns wie durch ein Wunder erhalten geblieben, das Schicksal hat ihn offenbar dazu ausersehen, unsere Sache zu einem guten Ende zu führen. Jede Revolte in der Geschichte der Bewegung hat bisher noch ihre Kraft gestärkt und ihr zu neuen Erfolgen verholfen. So bin ich auch überzeugt, daß auf diesen Putsch, der den Höhepunkt einer schweren Krise auf vielen Gebieten darstellt, sehr bald der Endsieg folgen wird."

Der Minister kommt nun auf die Putschisten zu sprechen.

„Ich kann nur immer wieder den Kopf schütteln, mit welch grenzenloser Dummheit und welch blutigem Dilettantismus diese Herren glaubten, ein so fest gefügtes Regime wie unseres stürzen zu können.

Da besetzen, um nur einige Beispiele zu nennen, diese Helden das Regierungsviertel, vergessen aber, daß es ein Telefon gibt. Da besetzen sie das Funkhaus, vergessen aber, dem kommandierenden Offizier zu sagen, wozu und warum. Da schicken sie einen Leutnant und acht Mann aus, mich zu verhaften, bedenken aber nicht, daß der Kommandeur des Berliner Wachbataillons ein alter Nationalsozialist ist, der mit einer kampfstarken Kompanie in meinem Hause sitzt, um mich zu beschützen.

Man muß sich freilich unsere Gegenspieler ansehen: Diesen Beck, diesen Olbricht, diesen Witzleben! Der Stauffenberg, allerdings, das war ein Kerl! Um den ist es beinahe schade. Welche Kaltblütigkeit, welche Intelligenz, welch eiserner Wille! Unbegreiflich, daß er sich mit dieser Garde von Trotteln umgab.

Wäre das Attentat geglückt, Stauffenberg allein hätte uns gefährlich werden können. Aber im Augenblick, als er erkennen mußte, daß ein höheres Walten seinen so gut durchdachten und kaltblütig durchgeführten Plan durchkreuzt hatte, verließ ihn der Glaube an die Gerechtigkeit seiner Sache, und er gab das Spiel verloren.

Umgekehrt wäre es gewesen, wenn das Attentat geglückt wäre. Dann hätten nicht nur die Putschisten ihrerseits, son-

dern mit ihnen das Volk an eine Art Gottesurteil geglaubt. Die Folgen wären unabsehbar gewesen. In der Geschichte haben eben nur Tatsachen Beweiskraft. Und die stehen diesmal auf unserer Seite."

Der Minister springt von dem Tischchen, auf dem er bisher gesessen hat, herunter. Er zieht sein goldenes Zigarettenetui und steckt sich die letzte Zigarette vor dem Schlafengehen an. Er hat heute wieder zum ersten Mal öffentlich geraucht. Und zwar eine Zigarette nach der anderen.

Anmerkung des Verfassers:

Die Darstellung von den Ereignissen des 20. Juli kann keinen Anspruch auf absolute Authentizität erheben, obwohl sie durch die inzwischen erfolgten Veröffentlichungen (vor allem die Aussagen des Obersturmbannführers Dr. Kiesel) im großen Ganzen bestätigt wird. Sie stützt sich außer dem, was der Verfasser in der Hermann-Göring-Straße Nr. 20 selbst sah und erlebte, im Wesentlichen auf die Schilderungen des Generalobersten Fromm und Erläuterungen und Hinweise, die Dr. Goebbels am nächsten und übernächsten Tage machte, also bis zu dem Datum des 23. 7. 44, an dem die letzte Eintragung zum 20. Juli in das Tagebuch erfolgte. Die ersten Eintragungen, vor allem über die Ereignisse in der Ministerwohnung und die Kommentare des Ministers, wurden schon am 21. Juli, also unmittelbar nach dem Geschehen, gemacht. Die Aufzeichnungen vom 21.—23. Juli wurden der besseren Übersicht wegen zusammengefaßt. Änderungen im Text erfolgten nur in Bezug auf die Schreibweise von Eigennamen, Diensträngen, Amtsbezeichnungen usw. Kleinere sachliche Irrtümer wurden, obwohl heute offensichtlich, nicht berichtigt. Der gesamte Komplex des 20. Juli ist zur Zeit noch so unübersichtlich, daß eine lückenlose und historisch echte Darstellung der wissenschaftlichen Forschung späterer Zeiten überlassen bleiben muß. Sie wird von Jahr zu Jahr über mehr Quellenmaterial verfügen, das — wie diese Tagebuchblätter — der Öffentlichkeit bisher verborgen war.

DER REICHSBEVOLLMÄCHTIGTE FÜR DEN TOTALEN KRIEGSEINSATZ

Vorschläge für den totalen Krieg — Der Doktor hat seinen größten Sieg errungen — Der erste Mann nach Hitler — „Wir müssen improvisieren" — Düstere militärische Lage — Episode Helldorf — Die Männer des 20. Juli — Der Prozeß — Die Maßnahmen des Reichsbevollmächtigten — Kontroverse mit Rüstungsminister Speer.

25. Juli 1944

Am Vorabend des 20. Juli setzt der Minister seine Unterschrift unter eine Denkschrift von 50 Seiten, die durch einen besonderen Kurier ins FHQ gebracht wird. In dieser Denkschrift hat der Minister dem Führer erneut einen Plan zur Totalisierung der deutschen Kriegsanstrengungen entwickelt, wie er ihn bereits nach Stalingrad entworfen und durchzuführen begonnen hatte. Damals jedoch war dieser Plan, nachdem sich die Gemüter über die Katastrophe von Stalingrad wieder einigermaßen beruhigt hatten, im Sande der Bequemlichkeit und Regierungsbürokratie verlaufen. Wie das möglich war, und welche Rolle dabei die Herren Bormann, Lammers und Keitel (die „heiligen drei Könige", wie er sie scherzend nennt) spielten, erzählt der Minister im Lauf einer langen Unterhaltung, die ich an diesem Abend mit ihm habe.

„Noch nie", sagt der Minister, „habe ich in so ernsten und deutlichen Worten an den Führer geschrieben. Ich habe ihn an Stalingrad erinnert und an den Anlauf, den wir unter dem Eindruck dieser nationalen Katastrophe machten, die Kraftreserven des deutschen Volkes zur Erringung des Endsieges zu mobilisieren.

Ich bekam schon damals vom Führer den, freilich in keinem schriftlichen Befehl oder Erlaß fixierten, Auftrag, die Organisation des totalen Krieges zu übernehmen. Ich hielt daraufhin meine berühmte Sportpalastrede, die zu einer völki-

schen Willenskundgebung für den totalen Krieg wurde und im Volk den Boden für alle nun zu treffenden Maßnahmen vorbereitete.

Kurz darauf besuchte mich Bormann in Lanke. Das haben Sie großartig gemacht, Herr Doktor, sagte er und beglückwünschte mich ein über das andere Mal. Er nannte mich den „Herold des totalen Krieges" und sprach von dem Vertrauen des Führers, das er in mich setze als den rechten Mann zur Durchführung dieser wichtigen Aufgabe. Wir erörterten den von mir entwickelten Plan in allen Einzelheiten.

Bormann fuhr ins FHQ zurück, und eine ganze Weile war von ihm und unserem gemeinsamen Plan erstmal nichts zu hören. Als mir das Warten von Tag zu Tag zu dumm wurde, erkundigte ich mich nachdrücklich bei ihm nach dem Stand der Dinge. Er habe, antwortete Bormann, nachdem wiederum einige Wochen ungenutzt verstrichen waren, Lammers hinzugezogen. So einfach, wie ich mir das denke, sei die Sache nun doch nicht. Es müßten doch erst die gesetzlichen Grundlagen geschaffen, Verordnungen ausgearbeitet und vielerlei Vorarbeiten geleistet werden. Das alles gehe nicht übers Knie zu brechen. Lammers sei bereits mitten in der legislativen Arbeit.

Es verstrichen Wochen und Monate. Der Schlendrian in der Heimat ging weiter. Die Schockwirkung von Stalingrad war vorüber, mein Sportpalast-Appell beinahe vergessen. Endlich bekam ich auf meine wiederholten Mahnungen eine Antwort, diesmal von Lammers. Er bestätigte mir mit außerordentlich liebenswürdigen Worten, daß ich der Vater und Schirmherr des Gedankens vom totalen Kriege, daß ich sein Herold sei. Zur praktischen Durchführung des Gedankens jedoch müßten mir einige erfahrene Ratgeber zur Seite gestellt werden. Dies sollten Keitel für das Gebiet der Wehrmacht, Bormann für das der Partei und er (Lammers) für das des Staates sein. Sie würden mit mir zusammen einen Ausschuß bilden, der alle zu treffenden Maßnahmen beraten und durchführen solle.

Wiederum gingen Wochen ins Land, dann wurde ein Führererlaß über die Bildung des Ausschusses unterzeichnet. Als ich ihn zu Gesicht bekam, glaubte ich erst, nicht recht zu lesen. Es war von einem Dreier-Ausschuß die Rede, von Bormann, Lammers und Keitel. Meine Person aber wurde mit keinem Wort erwähnt.

Ich rief sofort Lammers an. Ich war ehrlich empört. Lammers bedauerte, der Führer habe eben leider so entschieden, da sei nichts dran zu ändern. Ich war aufs tiefste gekränkt und

erbittert. Als ich bei nächster Gelegenheit den Führer sprach, sagte ich zu ihm: Mein Führer, wie konnten Sie mich so brüskieren, daß Sie mich aus meiner Idee, aus meinem Werk völlig ausschalteten? Der Führer fiel aus allen Wolken. Sie selbst, sagte er, haben mir doch durch Bormann sagen lassen, daß Sie sich mit der Rolle des „Herolds" begnügen, die praktische Durchführung der Idee aber den Fachleuten überlassen wollten. Natürlich habe ich Ihren Wunsch respektiert und Sie nicht auch noch mit dieser Arbeit belastet.

Jetzt wurde mir alles klar. Man hatte mich überspielt, an die Wand gedrückt, ganz einfach beschissen. Der Dreier-Ausschuß nahm seine Arbeit ohne mich auf. Was daraus geworden ist, haben wir inzwischen gesehen. Nicht eine einzige praktische Maßnahme wurde durchgeführt. Alles verlief im Sande ministerieller Kompetenzen. Kein Ressort wollte sich freiwillig Einschränkungen auferlegen, und die Herren des Dreierausschusses waren nicht die Männer, sich durchzusetzen.

Der großartige Anlauf, den ich mit meiner Sportpalast-Rede genommen hatte, war umsonst gewesen. Die Energien, die ich im Volk bereits geweckt hatte, verpufften ungenutzt. Ich bekomme noch heute Briefe, in denen höhnisch gefragt wird: Was ist denn aus Ihrem großmäulig angekündigten totalen Krieg geworden? Nennen Sie dies etwa totalen Krieg? oder jenes? Vom Dreier-Ausschuß aber spricht, ja weiß überhaupt niemand im Volk etwas.

Das wird jetzt anders", sagt der Minister, und seine Mundwinkel ziehen sich energisch und verächtlich zugleich nach unten. „Ich werde am kommenden Sonntag, wenn ich im FHQ bin, mit einigen Herren ein paar passende Worte sprechen. Ich werde auch dem Führer gegenüber, wenn es nötig ist, noch deutlicher als in meiner Denkschrift werden. Ein zweitesmal lasse ich mich nicht übers Ohr hauen. Entweder alle Vollmachten oder ich demissioniere, werde ich dem Führer sagen. Ich will gern die volle Verantwortung für die Totalisierung unserer Kriegsanstrengungen übernehmen, die dem Volk neue Lasten aufbürdet. Aber nur, wenn mir niemand in meine Entscheidungen hineinreden darf.

Ich werde dem Führer ein Licht aufstecken, wie er von diesen Herren belogen und betrogen worden ist, wie sie ihn mit falschen Zahlen und gefärbten Informationen hinters Licht geführt haben. Wie sie in unserer Staatsführung einen Eiterherd bilden, der für das Dritte Reich vielleicht gefährlicher ist als mancher offene Gegner, weil sie unseren Staat von innen heraus zersetzen und aushöhlen."

Goebbels verfällt eine Weile in dumpfes Grübeln. Dann nimmt er den Faden wieder auf: „Was haben uns die aus bürgerlicher Bequemlichkeit, Unfähigkeit und Überheblichkeit begangenen Unterlassungen nicht schon alles gekostet!

Ich denke an den Oktober 1941. Unsere Generalität war damals von den gewaltigen Siegen über die Rote Armee wie berauscht. Uns stand der Winter in Rußland bevor. Ich erkundigte mich gesprächsweise bei Jodl, welche Vorbereitungen wir für diesen Fall getroffen hätten. Er sah mich kümmerlichen Zivilisten mit der Herablassung des großen Strategen mitleidig an und sagte ganz von oben herab: „Im Winter? Da sitzen wir in den warmen Quartieren von Leningrad und Moskau. Das lassen Sie unsere Sorge sein."

Der Winter kam. Wir aber saßen nicht in Leningrad und nicht in Moskau, sondern unsere Grenadiere lagen bei Schnee und Eis und 40 Grad Kälte ohne Winterbekleidung in den weiten Ebenen Rußlands, und die Verwundeten froren an den Bodenplanken der Güterwagen fest, weil man nicht genug Decken ja nicht einmal Stroh für sie hatte, so daß ihre Leichen mit der Spitzhacke losgeschlagen werden mußten.

An dieser Katastrophe des ersten russischen Kriegswinters war jedoch nicht die Dummheit und Überheblichkeit unserer militärischen Führung schuld, hier war Verworfenheit, wenn nicht Verrat im Spiel. Der Generalquartiermeister des Heeres, General Wagner, veranstaltete im Herbst 1941 in Smolensk, wo damals das OKH lag, eine Ausstellung, die mir außerordentlich imponierte. Da wurde die Winterausrüstung unserer Ostsoldaten gezeigt: Gemütliche Blockhäuser waren aufgebaut, praktische Grabenöfen verschiedener Typen prasselten, dicke Pelzmäntel, Filzstiefel und warme Felljacken wurden gezeigt.

Ist ja großartig, sagte ich zu General Wagner. Haben wir auch genug davon? Er sah mich geringschätzig an und antwortete: Mehr als genug! Alle Läger sind voll. Die Sachen rollen schon haufenweise zur Front.

Ich war von dieser Vorsorge und glänzenden Organisation so begeistert, daß ich dem Führer den Vorschlag machte, die gleiche Ausstellung in ganz großer Aufmachung in drei großen Städten des Reiches zu veranstalten, um den besorgten Soldatenmüttern und -frauen zu zeigen, wie die Führung auf das Wohl ihrer Männer bedacht sei. Eine der Ausstellungen sollte in Berlin eröffnet werden. Und zwar im Rahmen des Berliner Weihnachtsmarktes. Die Baracken wurden bereits aufgebaut. In der Wochenschau hatte ich schon Aufnahmen

von der Smolensker Ausstellung in allen deutschen Kinos zeigen lassen.

Da brach der russische Winter mit seiner barbarischen Kälte über unser Ostheer herein. Es stellte sich heraus, daß General Wagners Ausstellung und die Versicherungen, die er mir und auch dem Führer gegenüber abgegeben hatte, der pure Schwindel waren. Er hatte nicht viel mehr Winterausrüstung als er für sich selbst und seine Ausstellung benötigte.

Wir standen vor einem furchtbaren Desaster. Ich mußte einspringen. Einen Tag vor Weihnachten bekam ich die unangenehme Aufgabe, das deutsche Volk darüber aufzuklären, daß seine Führung es versäumt hatte, für Winterbekleidung für unsere Ostkämpfer zu sorgen. Ich hatte dem Volk in der Wochenschau das Potemkinsche Dorf von der Winter-Ausstellung in Smolensk gezeigt, das General Wagner aufgebaut hatte. Ich wurde natürlich vom Volk mit der Verantwortung belastet. Da kann man mal sehen, hieß es, wie der Goebbels lügt. Ich hatte wieder einmal eine Schweinerei auszubaden, für die andere verantwortlich waren.

Ich ging damals vor Zorn bebend zum Führer und verlangte die sofortige Bestrafung General Wagners, der, aus welchen Gründen auch immer, den qualvollen Tod vieler Tausend braver Soldaten in Rußlands Eiswüsten verschuldet hatte. Der Führer konnte sich nicht dazu entschließen."

General Wagner wurde nicht bestraft, ja nicht einmal seines Amtes enthoben. Er blieb Generalquartiermeister und wäre es heute noch, wenn er sich nicht, was der Minister, als er mir diese Geschichte erzählte, noch nicht wissen konnte, nach dem 20. Juli, als das Attentat auf den Führer mißlungen war, eine Kugel durch den Kopf geschossen hätte, weil er nämlich an hervorragender Stelle an dem Komplott beteiligt war. Er war Stauffenberg bei der Durchführung des Attentats beispielsweise durch Bereitstellung der Ju, die diesen von Rastenburg nach Berlin brachte, behilflich. Seit Jahren hat er in seiner ausschlaggebenden Stellung, im Auftrage der ränkeschmiedenden Generals-Clique, durch Sabotage bewußt auf den Verlust des Krieges hingearbeitet.

„In das gleiche Kapitel gehört es", fährt der Minister fort, „wenn mir Görings Generalstabschef, General Jeschonnek, im Jahr 1941 auf meinen Hinweis, daß wir unsere Jägerproduktion steigern müßten, antwortete: Wir können gar nicht mehr Jäger gebrauchen. Als dann die Katastrophe in der Luft da war, schoß er sich eine Kugel durch den Kopf. Die Luftherrschaft aber haben wir dadurch nicht zurückgewonnen.

Das alles sind Sünden, die sich bitter gerächt haben. Jetzt aber soll das anders werden. Ich bin fest entschlossen, nunmehr mit eiserner Energie aufzuräumen, keine Laschheit und Bequemlichkeit mehr zu dulden und das Letzte aus unserem Volk herauszuholen. Davon hängt jetzt Sieg oder Untergang ab. Dessen bin ich gewiß."

25. Juli 1944

Ich habe heute den Minister vom Schlesischen Bahnhof abgeholt. Er kam aus dem FHQ, wo er das Wochenende bei Besprechungen über seinen neuen Vorschlag zum totalen Krieg verbracht hat. Als erster steigt Dr. Naumann aus dem Salonwagen. Noch ehe er die paar Stufen auf den Bahnsteig springt, ruft er mir zu: „Der Doktor hat seinen größten Sieg errungen!"

Und so ist es auch. Die Ereignisse des 20. Juli und ihre schnelle Bereinigung, an der der Minister hervorragend beteiligt war, haben seine Stellung beim Führer unerhört gefestigt. Dieser hat sich seinen Standpunkt voll und ganz zu eigen gemacht und ihm auch endlich die nötigen Vollmachten erteilt. Seit gestern ist Dr. Goebbels im Dritten Reich der erste Mann nach Hitler. Niemand hat es mehr gewagt, gegen ihn zu intriguieren und zu hetzen. Alle sind sie froh gewesen, daß sich in dieser hoffnungslosen Lage jemand fand, der bereit war, die Verantwortung zu übernehmen. Der Augenblick, auf den Goebbels so lange gewartet hat, ist gekommen.

Der Minister ist überglücklich, als er beim Essen ausführlich von seinem Erfolg berichtet.

„Wer hätte das zu hoffen gewagt", sagt er mit glänzenden Augen. „Noch vor acht Tagen sagte ich zu Dr. Naumann: Himmler das Heer und mir die zivile Kriegführung, das wäre eine Kombination, die das Steuer der Kriegführung noch einmal herumreißen könnte. Aber das wird wohl leider ein schöner Traum bleiben.

Heute, eine Woche später, ist er Wirklichkeit geworden. Das haben wir den Putschisten vom 20. Juli zu verdanken. Ein Führererlaß, den wir gemeinsam aufgesetzt haben, bestellt mich zum Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz und überträgt mir praktisch diktatorische Vollmachten im Innern. Jetzt geht es an die Arbeit. Jetzt wird rücksichtslos zugepackt. All die Mißstände und all die Korruption, die das deutsche Volk schon seit Jahren erbittern, sollen nun mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.

Ich werde mit meinen Maßnahmen im eigenen Haus anfangen. Meine Frau wird das ganze erste Stockwerk in der Hermann-Göring-Straße in eine große Heimwerkstätte umwandeln, in der sie mit 100 bisher nicht berufstätigen Berliner Frauen Granatzünder oder sonstwas Kriegswichtiges herstellt.

Es soll mir nicht wieder wie vor einem Jahr ergehen, als meine Frau sich zum Arbeitseinsatz bei Telefunken meldete und dieses Beispiel ohne jede Wirkung auf die übrigen Ministerfrauen blieb. Damals entließ ich auch meine gesamte Dienerschaft. Mit welchem Erfolg? Sie kamen nicht zur Wehrmacht oder in die Rüstung, sondern in den Haushalt von — Herrn v. Ribbentrop.

Diesmal wird das anders, dafür garantiere ich Ihnen. Ich werde die 500 000 in Deutschland tätigen Putzfrauen, die 1,2 Millionen Dienstmädchen und Hunderttausende anderer nicht kriegswichtig Beschäftigter so einsetzen, daß Armeen wehrfähiger Soldaten für die Front frei werden."

Vom Führer berichtet der Minister, daß er ihn nach dem Attentat in verhältnismäßig guter körperlicher Verfassung angetroffen habe. Außer einer starken Prellung des rechten Armes habe er nur eine kleine Brandwunde an der linken Hand davongetragen. Freilich scheine er um Jahre gealtert, gehe ganz langsam und gebeugt wie unter einer schweren Last. Schlimmer als die physischen seien gewiß die psychischen Folgen dieses Anschlages auf sein Leben gewesen. Einen derart niederträchtigen Verrat könne eine sensible Natur wie der Führer nicht ohne weiteres verwinden.

26. Juli 1944

An den Fronten sieht es trostlos aus. Die Russen sind bis Augustowo, also bis unmittelbar an die ostpreußische Grenze vorgestoßen. Hier wurden sie freilich aufgehalten, die Spitzengruppe sogar abgeschnitten und aufgerieben. In ihrer bekannten Wendigkeit haben sich die Russen jedoch nicht auf irgendwelche Prestigeerfolge versteift, sondern unsere Front nach anderen schwachen Punkten abgetastet. Sie brauchten nicht lange zu suchen. Bei Lemberg waren unsere Linien trotz eines gut ausgebauten, 50 km tief gestaffelten Stellungssystems durch Abziehungen nach Norden so dünn geworden, daß Model dem Ansturm von 9000 Panzern einfach nicht standhalten konnte. Die Sowjets brachen in breiter Front durch und fluten zur Zeit beinahe ungehindert in die polnische Ebene.

Lemberg ist eingeschlossen, Lublin gefallen. Das russische Oberkommando rechnet damit, daß Warschau in drei Tagen erreicht ist. Wir scheinen uns erst an der Weichsel wie-

der verteidigen zu wollen. Ein weiterer OB einer Heeresgruppe ist abgelöst worden. Generaloberst Lindemann, der bisher den Norden hatte. Er wird durch Schörner abgelöst. Den Süden hat statt dessen Frießner übernommen. Die Mitte bleibt bei Model.

In der Normandie ist Montgomery trotz verzweifelter Bemühungen und hoher Verluste immer noch nicht aus dem schmalen Landekopf heraus und zu Operationen großen Stils gekommen. Churchill stattete ihm einen Besuch ab und scheint ihm angesichts der bedrohlichen Erfolge der Russen im Osten die Notwendigkeit eines Durchbruches klar gemacht zu haben, will man nicht tatsächlich riskieren, daß Stalin allein nach Berlin marschiert.

Politisch schwimmen den Engländern ohnehin in Osteuropa die Felle weg. Stalin hat nämlich, nun er dicht vor der polnischen Hauptstadt steht, eine sogenannte provisorische polnische Regierung aus ihm treu ergebenen polnischen Kommunisten eingesetzt, obwohl es in London eine legale polnische Regierung gibt. Eine schallende Backpfeife für England, das angeblich in den Krieg eintrat, um Polens Souveränität nicht antasten zu lassen.

27. Juli 1944

Gestern nachmittag ein Anruf von Lammers: Der Führer hat den Erlaß über die Totalisierung des Krieges unterschrieben, der damit in Kraft getreten ist. Kaum hat der Minister das Gespräch beendet, da kommt er freudig erregt in mein Zimmer, um mir die Neuigkeit mitzuteilen. Er reibt sich die Hände.

„Jetzt geht es los!" sagt er. „Jetzt soll man mich kennen lernen. Da wird so mancher sein blaues Wunder erleben."

Der heutige Führererlaß bestellt Dr. Goebbels zum Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz, dem es obliegt, das öffentliche Leben Deutschlands und der besetzten Gebiete den Erfordernissen des totalen Krieges anzupassen. Ihm wird — und das ist das Wichtigste an dem Erlaß — Weisungsbefugnis und das Recht, Auskünfte einzufordern, über alle Obersten Reichsbehörden übertragen. Er ist allein dem Führer gegenüber verantwortlich. Beschwerden oder Einsprüche gegen von ihm getroffene Maßnahmen beim Führer sind unzulässig.

Das ist es, wovon der Doktor seit Jahren geträumt hat. Das gibt ihm jetzt endlich die Möglichkeit, sich all seinen Widersachern gegenüber durchzusetzen. Die Möglichkeiten, die ihm nun gegeben sind, wird er nicht ungenutzt vorübergehen

lassen. Er wird seine Widersacher zermalmen und versuchen, durch eine gewaltige Kraftanstrengung des deutschen Volkes das Schicksal im letzten Augenblick zum Guten zu wenden.

Er stürzt sich kopfüber in die Arbeit. Eine Pressenotiz über seine Ernennung wird ausgegeben. Die Rede, mit der er seine neue Tätigkeit eröffnen will, hat er schon ausgearbeitet. Nachts um ½3, während wir bei einem der jetzt fast jede Nacht um diese Zeit erfolgenden Störangriffe im Bunker sitzen, macht er die letzten Korrekturen.

Der Minister hat sein tägliches Arbeitspensum noch wesentlich erhöht. Er hat mit der Intensivierung der Kriegsanstrengungen bei sich und seinen Mitarbeitern angefangen. Die abendlichen Filmvorführungen oder Einladungen fallen fort. Die Bücher- und Schallplattenschränke bleiben verschlossen. Statt dessen arbeitet er bis tief in die Nacht hinein. Der Nachmittagsschlaf wird auf ein Minimum beschränkt, die Mahlzeiten in noch blitzartigerem Tempo eingenommen. Abendbrot fällt ganz fort. Er läßt sich abends nur noch ein paar Schnitten an den Schreibtisch bringen. Zahllose Ideen drängen sich in seinem Kopf. Am liebsten möchte er hundert Maßnahmen zugleich durchführen.

Am nächsten Morgen bereits nimmt der Reichsbevollmächtigte für den totalen Kriegseinsatz seine Arbeit auf. Er hat sich folgende Organe geschaffen:

1.) Den Planungsausschuß. Ihm steht Dr. Naumann vor. Er bearbeitet sämtliche Pläne und Entwürfe zur Totalisierung des Kriegseinsatzes.

2.) Den Exekutivausschuß unter Gauleiter Wegener, der die ausgearbeiteten Pläne in Erlasse, Weisungen und Verordnungen verwandelt und für ihre Durchführung sorgt.

3.) Ein Generalsekretariat, das von Regierungspräsident Dr. Faust aus dem Innenministerium geleitet wird. Er hat die Arbeit der beiden Ausschüsse zu koordinieren und als verbindende Instanz zwischen ihnen und dem Reichsbevollmächtigten zu fungieren.

Der Mitarbeiterstab ist denkbar klein gehalten. Es sind nicht mehr als 50 Mann, die ihre neuen Stellungen ehrenamtlich und zusätzlich zu ihrer bisherigen Tätigkeit versehen. So leitet Naumann gleichzeitig weiter sein Staatssekretariat, Wegener seinen Gau Oldenburg und Faust seine Abteilung I im Innenministerium. Ich selbst bleibe als Pressechef des Reichsbevollmächtigten gleichzeitig persönlicher Pressereferent des Ministers.

Dieser Apparat beginnt am Morgen nach Unterzeichnung des Führererlasses seine praktische Tätigkeit. Sie besteht nicht darin, neue Büros einzurichten, Stenotypistinnen zu engagieren, Botenmeistereien und Registraturen einzurichten. Es wird aus dem Stegreif gearbeitet.

Morgens um 10 tritt der Planungsausschuß zu seiner ersten Sitzung zusammen. Sie findet in Dr. Naumanns Arbeitszimmer — wie das bei ihm so üblich ist — in Form eines Stehkonvents statt. Im Eilzugstempo werden die verschiedenen Anträge und Vorschläge vorgebracht und durchgesprochen. Keine langen Diskussionen. Kurze, klare Entscheidungen. Nach einer Stunde ist die Sitzung beendet. Ihre Teilnehmer sehen zu, daß sie irgendwo ein Telefon oder eine Stenotypistin mit Schreibmaschine erwischen, um die notwendige Büroarbeit zu erledigen.

Die erste praktische Maßnahme, eine Verordnung gegen die Scheinarbeit, tritt bereits heute in Kraft. Sauckel hat seit einem Jahr verzweifelt versucht, eine solche Anordnung zustande zu bringen, ist aber immer wieder an den Widerständen irgendwelcher Instanzen gescheitert. Ebenso ist es mit der Heraufsetzung der Frauenarbeitspflicht von 45 auf 50 Jahre gewesen. Sie wird nun als unsere zweite Maßnahme folgen und schon morgen oder übermorgen in Kraft treten.

So macht das Arbeiten Spaß, wenn sich dem professionellen Ministerialbeamten vielleicht auch dabei die Haare sträuben mögen. Wir arbeiten völlig unbürokratisch. Der Schwung des Ministers reißt seine Mitarbeiter mit. Am Nachmittag ruft er sie zu einer grundsätzlichen Besprechung zusammen.

„Wir müssen so handeln", sagt er, „als stünden die Russen nicht vor Warschau, sondern vor Berlin. Wir haben keine Zeit für die Aktenscheißerei der herkömmlichen Ministerialbürokratie. Nicht auf Akten und Schriftstücke kommt es an, sondern allein auf Handlungen.

Wir müssen weitgehend improvisieren. Wir müssen uns bei unserer gemeinsamen Arbeit stets vor Augen halten: Wenn wir den Krieg nicht in einem Jahr gewinnen, dann haben wir ihn verloren. Es hat also keinen Zweck, Maßnahmen zu treffen, die sich erst nach Jahren auswirken werden. Und es hat keinen Zweck, Einrichtungen und Institutionen zu erhalten, die uns nach einem Jahr doch verloren gehen würden, wenn wir den Krieg nicht gewinnen.

Füs alle Maßnahmen muß die Frage entscheidend sein: Dient sie dem Endsieg innerhalb eines Jahres? Alles, was diese Forderung nicht erfüllt, ist unnötiger Ballast. Also weg damit!

Über Bord mit ihm! Eine Korbflasche voll Rum ist etwas sehr schönes an Bord. Aber wenn der Kutter im Sturm um Sein oder Nichtsein kämpft, wird sich die Besatzung leichten Herzens von dem kostbaren Stoff trennen, wenn sie dadurch das eigene Leben rettet. So müssen auch wir handeln. Alles, wovon wir uns jetzt, um den Sieg zu erringen, freiwillig trennen, wird nach dem Sieg leicht wieder zu beschaffen sein und uns in überreichem Maße zur Verfügung stehen. Alles aber, woran wir uns jetzt aus Bequemlichkeit und falscher Eigenliebe festklammern, wird uns für immer verloren gehen, wenn es dem Feind gelingt, uns niederzuwerfen.

In den ersten Kriegsjahren konnten wir uns", so fährt der Minister fort, „auf unsere großartige deutsche Organisation verlassen. Da klappte alles wie am Schnürchen. Da waren überall riesige Munitions- und Kraftstofflager. Hinter den kämpfenden Panzer- und motorisierten Verbänden marschierten 30, 40, 50 Infanteriedivisionen, die oft genug keinen einzigen Schuß abzugeben brauchten, sondern nur für den Fall da waren, daß irgendetwas schief ginge. Aber es ging damals nichts schief.

Heute ist das anders. Heute haben wir keinen Überfluß, weder an Munition noch an Kraftstoff noch an Soldaten. Heute nützt uns unsere ganze wunderbare Organisation nichts mehr. Sie ist uns zu weit geworden, wie einem abgemagerten Schwergewichtler sein Winterpaletot. Sie hindert uns an unseren Bewegungen. Der Mantel muß jetzt unserem ausgemergelten Körper wieder angepaßt werden. Unsere aus den ersten Kriegsjahren übernommene, ja in vielen Fällen noch aufgeblähte Organisation ist ein Luxus, den wir uns heute einfach nicht mehr leisten können. Sie muß rücksichtslos und radikal abgebaut werden.

Nach diesen Gesichtspunkten muß unser gesamter Staatsapparat überholt werden. Und zwar nützt es nichts, wenn wir hier einen kleinen Steuersekretär abbauen und dort irgendeinen Übelstand in einer Bezirksverwaltung abstellen. Nein, gehen Sie an den Kopf der jeweiligen Organisation, meine Herren, und schlagen Sie ihn, wenn nötig, ab!

Wenn ich einen Flußlauf regulieren oder säubern will, dann fange ich auch nicht an der Mündung, sondern an der Quelle damit an. Doktern Sie bitte nicht an Symptomen herum, sondern packen Sie das Übel bei der Wurzel. So allein werden wir Erfolg haben.

Und wir müssen Erfolg haben! In unsere Hand ist jetzt die Entscheidung über Sieg oder Untergang unseres Volkes gelegt. Seien wir uns der Verantwortung bewußt! Mein Ziel

ist, innerhalb weniger Monate eine Million Menschen für die Front oder die Rüstung freizumachen. Jeder einzelne muß seine Kriegsleistung steigern. Die bisher nicht berufstätige Frau soll eine Rüstungsarbeiterin ersetzen, diese soll für einen männlichen Kollegen einspringen, der wieder soll einen kriegsverwendungsfähigen Rüstungsarbeiter ablösen, und dieser schließlich soll an die Front. So muß es uns gelingen, die Formel für den Sieg zu erfüllen, die ich als Motto über unsere Arbeit stellen möchte: Eine Million Menschen = Hundert Divisionen = Sieg!'

30. Juli 1944

Der Reichsbevollmächtigte beschäftigt sich zur Zeit mit folgenden Maßnahmen: Weitgehende Einschränkungen bei Post und Reichsbahn, Drosselung des Reise- und Fremdenverkehrs, Lösung der Dienstmädchenfrage, Revision des Steuer- und Fragebogenwesens, Durchforstung der Ministerien und Obersten Reichsbehörden. Der Anfang wird in unserem eigenen Ministerium gemacht. Sämtliche Abteilungen geben 30% ihres männlichen Personals an die Front ab. Die Reichskulturkammer wird um 75% beschnitten, die Filmproduktion wesentlich eingeschränkt, die Abteilungen Schöngeistiges Schrifttum und Fremdenverkehr aufgelöst.

In einem Exchange-Bericht aus Moskau heißt es: Der Krieg an der Ostfront ist entschieden. Eine deutsche Front besteht hier nicht mehr. Tatsächlich können die Sowjets an einem einzigen Tage die Einnahme der Städte Lemberg, Przemysl, Bialystok, Brest-Litowsk, Dünaburg und Schauen melden. In Moskau hallen unentwegt die Straßen von den Salutschüssen zu Ehren der Siege der Roten Armee wieder.

Wir scheinen den Versuch machen zu wollen, die Weichsellinie zu halten, obwohl dieser Fluß von der Roten Armee bereits an zwei Stellen überschritten worden ist. Warschau soll als Brückenkopf auf dem Ostufer der Weichsel gehalten werden. Die Russen nähern sich bereits der Vorstadt Praga. Auch das Baltikum soll gehalten werden, obwohl man nach dem eben begonnenen sowjetischen Großangriff bei Kauen und Mitau mit einem Durchstoß der Russen zur Ostsee, das heißt einer Abschnürung Kurlands, rechnet.

An der Invasionsfront sind die Engländer noch immer nicht weiter gekommen. Dagegen ist es den Amerikanern auf dem Westflügel bei St. Lô gelungen, unter ungeheurem Ma-

terialaufwand einen schmalen Durchbruch zu erzwingen. Die Amerikaner behaupten, sie operierten bereits im offenen Gelände und verglichen die Lage mit einer Flasche gärenden Weines, aus der der Korken herausgeschleudert worden ist, und durch deren schmalen Hals sich nun der überschäumende Wein mit explosionsartiger Vehemenz herausdrängt.

Mir scheint dieser Vergleich sehr treffend zu sein. Das FHQ mißt den amerikanischen Erfolgen wenig Bedeutung bei. Man ist überzeugt, den Flaschenhals schon in den nächsten Tagen wieder zukorken zu können.

Im Luftkrieg haben die Engländer durch ein neuartiges Störmittel unser Flugmeldewesen völlig durcheinander gebracht. Kiel wurde von ihnen auf diese Weise ohne einen einzigen Verlust angegriffen. Unsere Flak und Jäger waren völlig ausgeschaltet. Weitere Angriffe auf Mitteldeutschland und Stuttgart beweisen, daß die englischen Nachtbomber nach langer Pause wieder aktiv zu werden versuchen.

4. August 1944

Die militärische Lage hat sich in den letzten Tagen rapide weiter entwickelt und zwar im Wesentlichen zu unseren Ungunsten.

Lediglich im Osten zeigen sich einige nicht ganz so düstere Ausblicke. Seit dem Tage nach dem 20. Juli rollen die Truppentransporte an die Ostfront. Die überfüllten Heimatkasernen werden endlich leer gemacht. Marschbataillone füllen die angeschlagenen Einheiten auf, komplette Divisionen, neu aufgestellt und ausgerüstet, treffen an der Front ein. So bildet sich allmählich wieder eine geschlossene Abwehrlinie. Selbst das berüchtigte „Baltenloch" wurde ausgeflickt.

Der russische Vormarsch ist tatsächlich, wenigstens für den Augenblick, zum Stehen gekommen. Freilich nicht, ehe es dem Feind gelang, zum Meer durchzustoßen, so daß die Heeresgruppe Nord nun, wie befürchtet, abgeschnitten ist. Gegenmaßnahmen sind eingeleitet, die bei der anhaltenden Zuführung frischer Kräfte einige Aussichten auf Erfolg haben, obwohl der Optimismus des FHQ in dieser Beziehung bisher noch stets enttäuscht worden ist.

Am Beskidenpaß konnten wir eine russische Division und vor Warschau ein Panzerkorps einschließen und vernichten. Birsen wurde zurückerobert. In Praga finden heftige Kämpfe statt. Südlich Warschau haben die Russen einen kleineren und bei Sandomir einen größeren Brückenkopf über die Weichsel gebildet, von dem aus sich eine Bedrohung von Krakau und Litzmannstadt ergibt.

In Warschau selbst haben sich die Polen erhoben und das gesamte Stadtgebiet zeitweilig unter ihre Kontrolle gebracht. Deutsche Stützpunkte verteidigen sich zur Zeit noch. Starke Entsatzkräfte sind im Anmarsch, um den Aufstand blutig niederzuschlagen.

Der Ostpreußenwall, ein gut ausgebautes Stellungssystem von insgesamt 5000 km Länge, der unter anderem mit 10 000 Zwei-Mann-Bunkern gespickt ist, hat seine erste Feuerprobe bestanden. Bisher haben sich nur wenige vorgeprellte Russen, unter ihnen der 34jährige jüdische General Tschernjachowski, Sohn eines Kiewer Flickschusters, vorübergehend auf deutschem Boden befunden.

Während so das Bild an der Ostfront im Ganzen etwas freundlicher aussieht, nehmen die Dinge an der Invasionsfront einen katastrophalen Verlauf. Nach ihren Anfangserfolgen bei St. Lô stießen die Amerikaner auf Avranches vor, schlossen starke deutsche Kräfte ein und entwickeln sich zur Zeit fächerförmig in der Bretagne, in der sich nur ganz vereinzelte deutsche Stützpunkte befinden. Rennes ist gefallen. St. Nazaire und Lorient, unsere U-Boot-Basen, sind von der Einschließung bedroht. Nach Westen hin nähert sich der Feind bereits Paris. Ich weiß wirklich nicht, wie man hier noch etwas retten will.

In Finnland hat ein staatsstreichartiger Wechsel auf dem Posten des Staatspräsidenten stattgefunden. Marschall Mannerheim, Exponent der Friedenspartei, ist ans Ruder gelangt. Der Minister sagt dazu:

„Wenn irgendwo ein Marschall an die Spitze eines kriegführenden Staates tritt, dann stinkt's nach Kapitulation."

Er erinnert dabei aus der jüngsten Vergangenheit an die Marschälle Witzleben, Badoglio und Pétain, die ihrem Land zwar Frieden, aber gleichzeitig Schande und Knechtschaft brachten oder doch die Absicht dazu hatten.

Die Türkei hat auf Drängen und erheblichen Druck der Alliierten die diplomatischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu uns abgebrochen.

Der Chef der polnischen Exil-Regierung in London, Mikolajczyk, ist nach Moskau gereist, um nach der Einsetzung einer kommunistischen Gegenregierung in Lublin mit Stalin zu verhandeln. Man gab ihm in London den guten Rat, sich mit Stalin gütlich zu einigen. „Wir wollen uns gütlich einigen, sagte der Fuchs zur Gans und biß ihr den Kopf ab", ist der Kommentar, den der Minister zu diesem Ereignis gibt.

5. August 1944

Am Dienstag (1. 8.) ist Speer zu einer langen Besprechung beim Minister. Als dieser ihn auf der Rampe des Ministeriums am Wilhelmplatz verabschiedet hat und zu uns in den bereitstehenden Wagen gestiegen ist, läßt er sich tief in die Polster fallen und wendet sich strahlenden Gesichtes zu mir.

„So", sagt er, „die ersten 120 000 Mann für die Front habe ich zusammen. Speer gibt sofort alle bisher unabkömmlich Gestellten der Jahrgänge 10 — 27 in der Rüstung für die Wehrmacht frei. Das sind etwa 80 000 Mann. Das so entstehende Vakuum in der Kriegsproduktion soll die durch unsere Maßnahmen für den Totalen Krieg freiwerdenden Kräfte aufsaugen. Weitere 40 000 Mann bekomme ich durch eine radikale Lösung der Dienstmädchen - Frage. Alle Ukrainerinnen werden zunächst aus dem Haushalt herausgezogen. Sie haben zu Hause auch Männerarbeit geleistet, sind dazu körperlich durchaus in der Lage, dazu fleißig und gelehrig. Sie sollen jetzt „ihren Mann" stehen und die Plätze von 40 000 wehrfähigen deutschen Männern in Industrie und Landwirtschaft einnehmen.

Das geht jetzt Schlag auf Schlag. Himmler macht die Kasernen leer, und ich sorge dafür, daß sie sich wieder füllen. Wir werden unsere Million Soldaten bald auf die Beine gestellt haben. An der Ostfront zeigen sich bereits die ersten positiven Auswirkungen. Und auch im Westen muß es uns gelingen, die Lage irgendwie wieder zu stabilisieren."

Abends fahren wir ins FHQ. Die Aburteilung der Juli-Putschisten steht zur Besprechung. Die Vernehmungen sind weit fortgeschritten und zum Teil bereits abgeschlossen. Der Kreis der Verschwörer ist wesentlich größer, als man zunächst annahm. Viele Vorkommnisse innerhalb der Wehrmacht, die uns bisher unverständlich waren, finden ihre Erklärung.

So hat sich bei den Vernehmungen zum Beispiel herausgestellt, daß auf Veranlassung eines am Komplott Beteiligten während der großen Sommeroffensive der Sowjets Hunderttausende von Kubikmetern Kraftstoff, die für einen mit Panzern und motorisierten Verbänden gespickten Abschnitt bestimmt waren, „versehentlich" zu einem anderen Abschnitt geleitet wurden, wo nur bespannte Einheiten eingesetzt waren. Mit dem Erfolg natürlich, daß beim Angriff der Russen sowohl die Panzer wegen Mangels an Kraftstoff als auch der Kraftstoff wegen Mangels an Fahrzeugen dem Feind in die Hände fielen.

Während bei Lemberg unsere Truppen den anstürmenden 9000 Sowjetpanzern ohne das neuartige und hochwirksame

Panzernahbekämpfungsmittel „Panzerfaust" gegenüberstanden, hatte man nach Griechenland, wo wir keine Panzer sondern nur barfüßige Partisanen zu bekämpfen haben, einen Posten von 150 000 Panzerfäusten geschickt.

Zahlose derartige Vorkommnisse, die von unserer Generalität bisher aus Dummheit oder Gemeinheit als bedauerliche aber unvermeidliche Pannen entschuldigt wurden, zusammen mit der bewußten Zurückhaltung großer Truppenmassen in der Heimat zu einer Zeit, da an der Front oft schon ein einziges Bataillon manche Katastrophe hätte verhindern können, geben einen Begriff von dem, was bis zum 20. Juli hinter den Kulissen unserer Wehrmacht gespielt wurde.

„Wir stehen heute", sagt der Minister, „an dem Scheitelpunkt zweier etwa seit Stalingrad in Gang befindlicher Entwicklungen mit entgegengesetztem Ziel. Beide entspringen der Erkenntnis, daß der Krieg so nicht weitergehen darf. Die eine Richtung, repräsentiert durch Witzleben und Konsorten, bemüht sich, ihn durch Verlust, die andere — und das ist meine Richtung — ihn durch den Sieg so schnell wie möglich zu beenden. Beide haben still und verbissen seit damals auf ihr Ziel hingearbeitet. Beide glaubten am Vorabend des 20. Juli den Schlüssel zum Erfolg in der Tasche zu haben: Die Verräter ihre Bombe und ich meine Denkschrift zum totalen Krieg. Welche eigenartige Schicksalsfügung, daß Bombe und Denkschrift am gleichen Tage im FHQ eintrafen. Und beide zündeten. Aber nur eine Bewegung konnte siegreich bleiben. Es war die meine.

So muß man die zur Zeit laufenden Maßnahmen zur Säuberung der Wehrmacht von reaktionären und widerspenstigen Elementen und die zur Totalisierung der Kriegsanstrengungen, nicht als durch einander bedingt betrachten, obwohl sich jetzt beide zur Erhöhung unserer Schlagkraft ergänzen. Ich danke dem Schicksal für seine Fügung, wenn ich bedenke, daß all meine Maßnahmen, daß die Aufstellung der hundert neuen Divisionen völlig vergeblich gewesen wäre, so lange die Saboteure in der Wehrmacht unbehindert weiter arbeiten konnten. Wir hätten unsere mühselig freigemachten Soldaten in die Wehrmacht gesteckt, als gössen wir Wasser in ein Faß ohne Boden.

Wäre Stauffenbergs Bombe am 20. Juli nicht explodiert, und hätte sie nicht den ganzen uns bisher verborgenen Oppositions-Sumpf der Generalität aufgedeckt, so wäre unsere schon jetzt so erfolgreiche Arbeit von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen. Diese ganze Entwicklung bestätigt meinen

Glauben an das übermenschliche Walten der Geschichte, in deren Sinn es nicht liegen kann, uns den Sieg nach so viel Opfern und so viel Standhaftigkeit zu versagen. Ich glaube an diese höhere Macht, die uns ihr Vorhandensein so offensichtlich kundgetan hat. Und darum können mich so betrübliche Ereignisse, wie sie sich jetzt in Frankreich zutragen, auch nicht erschüttern, obwohl ich sie zur Kenntnis nehme und ganz nüchtern einkalkuliere."

Bei der Affäre 20. Juli ist dem Minister die Beteiligung des Grafen Helldorf persönlich am nächsten gegangen, als eines alten Kämpfers, der bei keiner Saalschlacht und keiner Erwerbslosendemonstration im roten Berlin der Kampfzeit fehlte, der mit seiner SA durch dick und dünn ging und dem man wegen seiner vermeintlich echt nationalsozialistischen und unerschütterlichen Gesinnung so manchen kleinen Schönheitsfehler verzieh.

Ihm war beim Putsch selbst keine bedeutende Rolle zugeteilt, jedoch hatte man ihn ins Vertrauen gezogen und von ihm die Zusicherung loyalen Verhaltens erhalten. Nach seiner Verhaftung gab er seine Beteiligung zu und erklärte, er habe sich dem Führer schon lange entfremdet und in seiner Beseitigung die einzige Möglichkeit zur Rettung Deutschlands erblickt.

„Dem Führer entfremdet", sagt der Minister, und sein Gesicht verzieht sich zu einer höhnischen Grimasse. „Drunterdurch war er beim Führer, restlos drunterdurch. Und zwar wegen seines wirklich nicht vorbildlichen Lebenswandels. Ich habe ihn als meinen alten Kampfgefährten immer wieder in Schutz genommen und rehabilitiert. Ich habe ihn darüber hinaus entschuldet, weil es allmählich zu einem öffentlichen Skandal wurde, daß das Vorzimmer des Berliner Polizeipräsidenten ständig von dessen Gläubigern belagert wurde.

Ich ließ ihn eines Tages zu einer kameradschaftlichen Aussprache kommen. Wieviel ist es denn? fragte ich. Er nannte eine märchenhaft hohe Summe, die meine Möglichkeiten bei weitem überstieg. Aber ich sprang zunächst mit 100 000 Mark aus meiner eigenen Tasche ein. Das war mir ein alter Kampfgefährte wert, der im Sumpf der Korruption zu ersticken drohte.

Meine Frau machte mir die bittersten Vorwürfe und meinte, ich hätte das Geld gleich zum Fenster herauswerfen können, Helldorf sei keine 100 000 Mark, ja nicht einmal einen roten Heller wert. Leider sollte sie recht behalten. Jedenfalls bekamen wir die Sache damals in Ordnung. Aus einem besonderen Geheimfonds kaufte ich ihm dann noch ein kleines Gut

von 500 Morgen, damit er im wahrsten Sinne des Wortes wieder Boden unter die Füße bekommen sollte. Schließlich hängte ich ihm auch noch das Ritterkreuz um den Hals, das ihm wahrlich weniger zukam als der Strick, an dem man ihn jetzt bald aufknüpfen wird. Er ließ sich beschenken und dekorieren und konspirierte zu gleicher Zeit mit denen, die nicht nur den Führer, sondern auch mich umbringen wollten.

Warum ist er nicht zu mir gekommen, als er von den ersten Zweifeln angefochten wurde? Ich nehme es niemand übel, wenn ihm unter den augenblicklichen Verhältnissen einmal die Felle wegschwimmen. Das geht selbst mir manchmal so. Aber dann gehe ich zum Führer und sage ihm ganz offen, wie mir ums Herz ist. Hätte Helldorf das gleiche getan, so wäre das anständig gewesen.

Aber diese Herren haben offenbar ihre eigene Moral. Ich bin zwar nur ein einfacher Sohn des Volkes, aber ich glaube, daß meine Begriffe von Ehre und Treue besser fundiert sind. Auch Stauffenberg selbst ist nicht so schwer zu verurteilen wie Helldorf, obwohl auch er seinen Fahneneid gebrochen und die von ihm freiwillig dem Führer beschworene Treue nicht gehalten hat. Aber Stauffenberg war nie Nationalsozialist wie Helldorf und hat auch nie in dem Maß wie gerade dieser Vorteile aus dem Regime gezogen. Für Helldorf also wird eine besonders schwere Strafe zu finden sein."

Zwei Tage dauern die Besprechungen im FHQ, bei denen über das Schicksal der Putschisten und die Art ihrer Bestrafung entschieden wird.

Ich lerne inzwischen den Oberst Tolksdorf kennen, der für seinen erfolgreichen Heldenkampf von Wilna soeben das Eichenlaub zum Ritterkreuz verliehen bekam. Er ist Regimentskommandeur, ein Hüne von Gestalt, 28 Jahre alt, eine imponierende Erscheinung und spricht den ostpreußischen Dialekt seiner Heimat. Er kommt geradewegs von der Front, die von hier ja gar nicht mehr weit entfernt ist, so daß man bei günstigem Wind den Geschützdonner sehr deutlich vernehmen kann.

Was Tolksdorf auf dem Wege von Bobruisk nach hier erlebt hat, ist ungewöhnlich. Seine Kampfgruppe ist bunt zusammengewürfelt: Eisenbahner und OT-Arbeiter, 17jährige Arbeitsdienstler und versprengte Infanteristen, Panzerleute ohne Panzer, Artilleristen ohne Geschütze, Flieger ohne Flugzeuge, Zahlmeister und russische Freiwillige ohne reguläre Bewaffnung und ausreichende Verpflegung, hoffnungslos und von einem furchtbaren Rückzug demoralisiert, die nur durch

die Persönlichkeit und das Beispiel ihres Kommandeurs zusammengehalten und mitgerissen werden.

Sie haben, allein in einer zerborstenen Front, dem oft mit mehr als zehnfacher Übermacht angreifenden Feind immer wieder die Stirn geboten, sie sind unzählige Male eingeschlossen worden und haben sich immer wieder freigekämpft und dabei dem Gegner so viele Schwierigkeiten bereitet und so starke Kräfte gefesselt, daß an diesem Abschnitt schließlich die Front wieder geschlossen und eine wirksame Abwehr aufgebaut werden kann.

„Was die Truppe dabei geleistet hat", sagt Tolksdorf, „ist kaum zu glauben. Wir haben in den letzten vierzehn Tagen nur ebensoviele Stunden Schlaf gehabt. Hinter Kauen fand ich einen meiner Soldaten am Straßenrand liegen, die Füße durchgelaufen, die Uniform zerfetzt, ausgemergelt, völlig heruntergekommen, kaum mehr einem Menschen, geschweige denn einem Soldaten ähnlich. Ich forderte ihn auf, aufzustehen. Er schüttelte nur den Kopf, sah mich aus seinen hohlen Augen an und sagte: Schießen Sie mich tot, Herr Oberst, ich kann nicht mehr. Und doch habe ich ihn wieder hochbekommen. Aber da ziehen keine Kommandos mehr, wie wir sie auf dem Kasernenhof gelernt haben. Da gehört schon ein bißchen mehr dazu."

Als Tolksdorf mit seiner Kampfgruppe jetzt an der ostpreußischen Grenze unsere Linien erreicht, kann er einen Abstecher auf seinen im Kreise Treuburg liegenden Bauernhof machen. Er kommt gerade zurecht, als hier der Räumungsbefehl eintrifft. Sein Besitz ist Kampfgebiet geworden. Er packt mit zu. Die Räumung muß in zwei Stunden vollzogen werden. Er stellt den Treck zusammen. 400 Schweine und mehr als 100 Pferde muß er laufen lassen, die in mühseligen Jahren des Aufbaues angeschafften Gebäude und Geräte und vor allem den Boden seiner Väter im Stich lassen.

Als der Treck in westlicher Richtung davongezogen ist, meldet er sich befehlsgemäß im FHQ. Er soll an einem Lehrgang für Divisionskommandeure teilnehmen. General Burksdorf, Schmundts Nachfolger als Chef des Heerespersonalamtes, mit dem Tolksdorf und ich zusammen im Teehaus sitzen, macht dem jungen Regimentskommandeur klar, welch ungeheure Auszeichnung diese Kommandierung bedeute. Er aber lehnt ab. Er bitte, bei der Truppe, an der Front bleiben zu dürfen.

Alle Gespräche des Ministers drehen sich in diesen Tagen um die Ereignisse des 20. Juli. Er berichtet von einer Reihe

von Familientragödien, die sich im Zusammenhang mit dem Putsch zugetragen haben. Der Sohn des Grafen Helldorf erfährt an der Invasionsfront, wo er, mit höchsten Auszeichnungen dekoriert, eine Kompanie in den schweren Abwehrkämpfen führt, von der Felonie seines Vaters und begeht einen Selbstmordversuch.

Zwei Brüder des verhafteten Grafen Yorck von Wartenburg sind gefallen, ein dritter schwer verwundet. Der Rektor der Universität Prag, Prof. Klausing, Vater des Adjutanten Stauffenbergs, nimmt sich das Leben, als ihm die Nachricht vom Verhalten seines Sohnes überbracht wird.

SS-Obergruppenführer Graf v.d. Schulenburg richtet nach dem Attentat ein Telegramm an den Führer, in dem er ihn mit rührenden Worten zu seiner wunderbaren Rettung beglückwünscht. Er kann zu dieser Zeit nicht wissen, daß sein eigener Sohn, der letzte deutsche Botschafter in Moskau, an hervorragender Stelle an dem Komplott beteiligt ist. Wenige Tage später fällt sein zweiter Sohn in der Normandie. Die Todesanzeige steht in derselben Nummer des Völkischen Beobachters, in der die schimpfliche Ausstoßung des Verräters Schulenburg aus der Wehrmacht bekanntgegeben wird.

„Es ist wie in der Kampfzeit", sagt der Minister, „als auch die Familien auseinandergerissen wurden, als Väter gegen Söhne und Brüder gegen Brüder standen. Wir befinden uns an der Scheide zweier Welten. Und der Riß, ein recht schmerzlicher oft, geht durch alle Familien."

Dem Führer ist der Anschlag auf sein Leben seelisch sehr nahe gegangen. Wären es Agenten des Secret Service oder kommunistische Terroristen gewesen, die ihn umzubringen versuchten, er hätte es als selbstverständlich hingenommen. Aber daß es seine Offiziere waren, die ihm den Treueid geschworen hatten, die von niemand dazu gezwungen waren, sondern die sich freiwillig der großdeutschen Wehrmacht zur Verfügung gestellt hatten, mit Ehrungen, Auszeichnungen und Beförderungen überhäuft wurden, daß es darüber hinaus Männer aus seiner nächsten Umgebung waren, denen er sein volles Vertrauen geschenkt hatte, die er immer wieder gegen Angriffe zum Beispiel von Goebbels und Himmler in Schutz nahm, weil er felsenfest an die Unerschütterlichkeit ihrer Treu- und Ehrbegriffe glaubte, obwohl er wußte, daß sie keine Nationalsozialisten waren, das hat ihm einen so heftigen seelischen Stoß versetzt, daß er sich davon wohl so bald nicht erholen wird.

Ich habe ihn dieses Mal längere Zeit beobachtet. Er ist ein alter Mann geworden. Er geht langsam und tief gebeugt wie unter einer schweren Last. Sein Gesicht ist schlaff und von unzähligen Falten durchzogen. Seine Hände zittern, was er dadurch — vergeblich — zu verbergen sucht, daß er sie ständig tief in seinen Rocktaschen vergräbt.

„Ich habe den Führer", sagt der Minister, „in einer so verzweifelten Gemütsverfassung bisher nur einmal erlebt. Das war Ende 1932 nach der Revolte von Gregor Strasser. Auch Strasser war ja ein Kamerad, Vertrauter und Freund, von dem er einen solchen Verrat am allerwenigsten erwartet hätte. Ich entsinne mich des Tages noch ganz deutlich. Der Führer war in unserer damaligen Wohnung am Reichskanzlerplatz in Berlin zu Gast. Er war an diesem Abend glänzender Stimmung, scherzte und plauderte und machte meiner Frau in der reizendsten Weise den Hof.

Da wurde ich plötzlich herausgerufen. Ein Setzer von der „Täglichen Rundschau" stand vor mir, ein guter alter Nationalsozialist. Er war mit einer Taxe aus dem Zeitungsviertel hierher gekommen. Wortlos reichte er mir den noch feuchten Bürstenabzug eines Artikels, der am nächsten Morgen in der „Täglichen Rundschau" erscheinen sollte. Er war von Gregor Strasser und hieß „Mein Abschied von Hitler". Ich las ihn in fliegender Eile durch und war erschüttert. Ich bat den Führer in ein Nebenzimmer. Als er den Aufsatz gelesen hatte, wurde er blaß. Wortlos verabschiedete er sich. Ich wollte ihn begleiten. Er lehnte, beinahe heftig, ab, fuhr davon.

Er konnte noch nicht lange im Kaiserhof sein, da läutete das Telefon. Der Führer meldete sich. Ob ich nicht doch schnell mal zu ihm kommen könne. Er brauche mich. Ich fuhr sofort zu ihm. Ich traf ihn in einer furchtbaren Verfassung an. Er war vollkommen niedergeschlagen. Es waren auch damals nicht so sehr die praktischen Folgen des Verrates, die ihn beunruhigten. Mit ihnen waren wir bald fertig. Sein Gefühl für Treue, Kameradschaft und menschlichen Anstand war verletzt. Er trug sich ernsthaft mit dem Gedanken, mit seinem Leben Schluß zu machen. Ich hörte damals von ihm zum erstenmal die Worte: Ich schieße mir eine Kugel durch den Kopf.

Wir gingen beide von einer Ecke des Zimmers in die andere, in endlosen Gesprächen, bei denen er schließlich seine Zweifel und seinen Lebensüberdruß überwand. Als wir uns morgens um halb fünf Uhr verabschiedeten, konnte ich ihn getrost allein lassen. Er hatte wieder zu sich zurückgefunden. Acht Wochen später waren wir an der Macht."

6. August 1944

Wir sind inzwischen für einen Tag in Posen gewesen, wo die Gauleiter tagen, und fahren jetzt noch einmal zu einer kurzen abschließenden Besprechung zur Wolfsschanze zurück. Unser Zug kommt nur langsam vorwärts, weil die Strecke mit an die Front rollenden Truppentransporten verstopft ist.

„Solche Aufenthalte hat man gern", sagt der Minister schmunzelnd, als wir wieder einmal einen langen, mit Soldaten und Gerät beladenen Güterzug an uns vorbei lassen müssen.

Als wir dann abends vom FHQ nach Rastenburg zurückfahren, berichtet der Minister, was er mit dem Führer über die Aburteilung der Verräter besprochen hat. Zunächst wird von einem aus verschiedenen Marschällen und Generälen des Heeres gebildeten Ehrenhof über die Ausstoßung der Schuldigen aus der Wehrmacht befunden. Dann werden diese wie jeder andere Staatsfeind vom Volksgerichtshof abgeurteilt.

„Ich habe", sagt der Minister, „dem Führer gegenüber den Standpunkt äußerster Härte vertreten. Es muß allen Verrätern und solchen, die es werden wollen, ein kalter Schauer über den Rücken gehen. Es kann gar keine Rede davon sein, daß diese Herren vor ein ordentliches Kriegsgericht kommen. Die Kugel, durch die Millionen tapferer und anständiger Frontsoldaten den Tod gefunden haben, ist für sie zu schade.

Die Ausstoßung aus der Wehrmacht wird sich in schimpflichster Form durch Abreißen der Schulterstücke und Zerbrechen der Degen vollziehen. In Zivilkleidung kommen sie vors Volksgericht. Und in Sträflingskleidung werden sie gehängt. Denn nur am Galgen kann ihre Tat gesühnt werden. Kein Tod ist für sie schimpflich genug. Der Führer hat sich anfänglich gegen jede der von mir geforderten Maßnahmen gesträubt. Aber ich habe sie alle durchgesetzt."

10. August 1944

Am Montag (7. August) findet vor dem Volksgerichtshof in Berlin der erste einer Serie von „20. Juli"-Prozessen statt. Angeklagt sind Generalfeldmarschall v. Witzleben, Generaloberst Hoeppner, Generalleutnant v. Haase, Generalmajor Stief (Chef der Organisations-Abteilung des Heeres), Oberstleutnant Bernardis (Ia von Stauffenberg), Hauptmann Klausing (Stauffenbergs Adjutant), Oberleutnant d.R. v. Hagen und Lt. d.R. Graf Yorck von Wartenburg.

Imposante Wagenauffahrt vor dem Gebäude des Amtsgerichtes in der Elsholzstraße. Alles, was Rang und Namen hat,

und eine der schwer erhältlichen Zulassungskarten ergattern konnte, ist zur Stelle.

Scharfe Kontrolle an den Eingängen. Ein Kriminalbeamter in Zivil prüft meine Ausweise, unterzieht meine Aktentasche einer genauen Durchsicht. Offiziere mit Aktentaschen sind der Gestapo seit dem 20. Juli von vornherein verdächtig.

Die Verhandlung ist bereits im Gange, als ich den Gerichtssaal betrete. Einer der Statisten des Putsches, Oberleutnant v. Hagen wird vernommen. Das dröhnende Organ des Präsidenten Freisler, des „rasenden Roland", wie er genannt wird, füllt den Saal. Er spielt hier ganz offensichtlich die Hauptrolle. Seine Aufmachung, die blutig rote, faltenreiche Amtsrobe, wirkt phantastisch. Sein mächtiger Schädel wird von wenigem, schütterem Haar umrahmt. Sein Gesicht ist von lebhaftem Mienenspiel bewegt. Sein ungewöhnlich großer Mund verzerrt sich beim Sprechen in eigenartiger, fast grotesker Weise. Seine Haltung ist theatralisch. Bei der Vernehmung beugt er sich oft weit über den Richtertisch, wirft sich schwungvoll in den Sessel zurück oder stemmt die Arme gegen die Tischkante.

Seine Sprache ist deutlich akzentuiert und auf Wirkung berechnet. Sie donnert in höchster Lautstärke, wenn er dem Angeklagten seine Argumente oder Anschuldigungen entgegenschleudert. Sie senkt sich, wenn er mit scharfer Betonung und wohl überlegten Pausen eine seiner ironischen oder sarkastischen Zwischenfragen stellt. Sie soll den Angeklagten zerschmettern und das Publikum beeindrucken.

Als Witzleben eine seiner fürwahr nicht sonderlich intelligenten Äußerungen macht, lehnt sich Freisler in den Sessel zurück, verschränkt die Arme über der Brust, nickt mit dem Kopf und sagt, nachdem er die Aussage Witzlebens wiederholt hat:

„Also wirklich, ich muß schon sagen: ebenso dumm wie gewissenlos. Aber wir haben hier nicht über den Grad Ihrer Intelligenz zu befinden, Angeklagter, sondern allein über Ihre Schuld!"

Der Versuch irgendeiner Rechtfertigung wird von ihm sofort im Keim erstickt. Als Yorck von Wartenburg, übrigens als einziger der Angeklagten, seine Tat politisch zu begründen versucht und feststellt, Hitler habe die Menschenrechte mißachtet, die Freiheit des Individuums aufgehoben und das Recht gebeugt, springt Freisler auf und übertönt Yorcks mit näselnder Fistelstimme zaghaft vorgebrachten Worte mit einer brüllenden Erklärung über die nationalsozialistische Rechtspflege.

Meisterhaft verwickelt er die Angeklagten in Widersprüche, zwingt sie mit wahrer Wollust, sich selbst zu erniedrigen. Er

hat den Angeklagten Stief auf einem Widerspruch zwischen zwei von diesem gemachten Aussagen ertappt. Es entspinnt sich folgender Dialog.

Freisler: „Sie haben damals dies und das ausgesagt. Später haben Sie diese Aussage widerrufen und das Gegenteil davon behauptet. Bei welcher Aussage haben Sie nun gelogen?"

Stief: „Ich habe nicht gelogen."

Freisler: „Welche ihrer Aussagen ist richtig, die erste oder die zweite?"

Stief (nach einigem Zögern): „Die zweite ist genauer als die erste."

Freisler: „Also die zweite ist richtig, und die erste ist falsch. Stimmt das, Angeklagter?"

Stief (wiederum zögernd): „Jawohl."

Freisler: „Also haben Sie beim zweiten Mal die Wahrheit und beim ersten Mal die Unwahrheit gesagt?"

Stief: „Ich habe beim ersten Mal nicht ganz die Wahrheit gesagt."

Freisler: „Nicht ganz die Wahrheit ist die Unwahrheit. Stimmt das?"

Stief (kaum hörbar): „Jawohl."

Freisler: „Sie haben also die Unwahrheit gesagt."

Stief (mit gesenktem Kopf): „Jawohl."

Freisler: „Die Unwahrheit sagen ist lügen. Sie haben also gelogen. Wiederholen Sie laut und deutlich."

Stief (mit grimmigem Gesicht): „Jawohl, ich habe gelogen."

Wieder lehnt sich Freisler auffällig in seinen Sessel zurück und sieht mit ironischem Lächeln beifallheischend durch den Saal:

„Jawohl, Sie haben gelogen. Mehr wollten wir gar nicht wissen."

Als Witzleben zur Vernehmung aufgerufen wird, tritt er aus der Anklagebank vor den Richtertisch und hebt, sei es aus Verwirrung oder jahrelanger Gewohnheit, die Hand zum deutschen Gruß. Einen schlechteren Start zu seiner Vernehmung konnte er nicht haben. Wie von der Tarantel gestochen fährt Freisler von seinem Sitz hoch und brüllt mit höchster Lautstärke:

„Sie wagen es, Angeklagter v. Witzleben, die Hand, die sich gegen den Führer erhoben hat, hier vor Ihren Richtern zum deutschen Gruß auszustrecken?! Sie sind verworfen genug, den deutschen Gruß, der jedem von uns das täglich erneute

Gelübde der Treue und Gefolgschaft unserem geliebten Führer gegenüber bedeutet, zu benutzen, um Ihre Richter zu bestechen und eine Wandlung Ihrer treu- und ehrlosen Gesinnung vorzutäuschen! Schämen Sie sich, Angeklagter, und wagen Sie nicht noch einmal den Gruß zu erweisen, der Ihnen als einem mit Schimpf und Schande aus der Wehrmacht und der Volksgemeinschaft Ausgestoßenen nicht mehr zusteht!"

Das ist Theater. Aber die Szenen packen das Publikum, das den Saal Kopf an Kopf füllt. Viele Partei- und SS-Uniformen sind darunter, einige Generäle und andere Offiziere der Wehrmacht. Der Pressetisch ist dicht besetzt. Die Bleistifte huschen über die Notizblöcke. Die Blitzlichter der Photographen zucken unaufhörlich. Ein Mann von der Wochenschau macht mit der Schulterkamera Filmaufnahmen von Angeklagten, Richtern und Publikum. Jedes Wort wird von Mikrofonen aufgenommen. Deutlich hört man das Surren der in die Wände eingebauten Filmkameras.

Zwei riesige Hakenkreuzfahnen bedecken die Stirnwand des Saales, an der hinter dem erhöhten Richtertisch eine überlebensgroße Büste des Führers zwischen Lorbeerbäumen steht.

Ein Blick zur Anklagebank. Da sitzen die Männer, die geglaubt haben, das Schicksal Deutschlands in ihre schwachen Hände nehmen zu können. Natürlich wirkt ein Untersuchungsgefangener äußerlich nie imponierend, wenn er unrasiert, übernächtig. ohne Schlips und Kragen und mit schlotternder Hose vor dem Richtertisch steht.

Vor allem wird dieser äußerliche Eindruck noch durch ihre Haltung verstärkt. Keiner, der aufgestanden und mutig gesagt hätte: Jawohl, ich wollte den Führer beseitigen, weil ich ihn und seine Lehre für das Verderben Deutschlands halte. Keiner, der, auch ohne Uniform und ohne den Glanz seines hohen militärischen Ranges, Größe oder nur Würde gezeigt hätte. Nein, sie alle versuchen, sich irgendwie herauszureden, machen faule Ausflüchte und hoffen, noch dies und das zu retten, wenn nicht die Ehre, so doch das Leben, wenn nicht das Leben, so doch das Geld.

Witzleben: Im hageren Gesicht die scharfe Adlernase über dem schmalen, zusammengepreßten Mund. Er spricht mit der typischen gequetschten Fistelstimme des Kasernenhofes, abgehackt, die einzelnen Worte wie Kommandos herausstoßend. Peinlich ist es, daß er seine viel zu weite Hose in Ermangelung von Gürtel oder Hosenträger ständig festhalten und hochziehen muß. Selbst Freisler wird durch dieses unaufhörliche Hosen-

ziehen derartig irritiert, daß er ersucht, dem Angeklagten einen passenden Hosenknopf anzunähen.

Hoeppner: wie er so in seiner kurzen Strickjacke mit ausgebeulten Ärmeln vor dem Richtertisch steht, würde man ihn für alles andere, nur nicht für einen deutschen Generaloberst halten. Sein Gesicht ist trotz der Gefängnisluft vom langen Rotweingenuß kräftig gerötet. Die Backenknochen treten stark hervor, die Nase ist flach, die Gesichtszüge scheinen gewöhnlich. Bei seinen Aussagen hat er stets ein schiefes Lächeln um den Mund. Er macht von allen den kümmerlichsten Eindruck.

Stief ist 1,60 Meter groß. Seine Gesichtsfarbe ist gelblich, sein Haar ist tiefschwarz und ölig glänzend. Seine kleinen stechenden Augen gehen unstetig hin und her. Wenn ich nicht wüßte, daß er bis zum 20. Juli der Chef der Organisations-Abteilung des deutschen Heeres war, ich würde in ihm viel eher einen italienischen Piccolo oder einen Schuhputzer aus den Straßen Madrids vermuten. Er ist für Freisler keine leichte Nuß, sondern versteht sich mit Geschick und List zu verteidigen.

Haase sieht äußerlich gut aus. Was er zu sagen hat, ist bemitleidenswert dürftig. Er hat beim Putsch nur eine untergeordnete Rolle gespielt, war freilich in alles eingeweiht und hatte die Aufgabe übernommen, in Berlin, vor allem durch die Besetzung des Regierungsviertels, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Er versucht sich nun darauf hinauszureden, daß eine solche Aufgabe doch kein Verbrechen sei. Als die Nachricht über den Rundfunk kam, daß der Führer am Leben sei, wurde er unsicher und ging zu seinem Vorgesetzten, dem Wehrkreiskommandeur. Der wußte auch nicht, was zu tun sei. So standen sich die beiden Generäle hilflos und achselzuckend gegenüber, bis Haase zu dem Ranghöheren sagte: „Herr General müssen jetzt irgendeinen Befehl geben". Schallende Heiterkeit im Publikum quittiert diese Aussage.

Und nun die Jungen, die in einem angenehmen Gegensatz zu der angeklagten Generalität stehen. Vor allem die beiden engsten Mitarbeiter Stauffenbergs, Oberstleutnant Bernardis und Hauptmann Klausing, junge Offiziere, die klar und ohne Umschweife zu ihrer Tat stehen und, da sie nicht zum erhofften Erfolg führte, die Folgen mannhaft auf sich nehmen. Es gibt wohl keinen unter den Zuhörern, der diesen beiden nicht ein gewisses Gefühl der Sympathie entgegenbringt. Wie anders wäre der Prozeß wohl verlaufen, hätte Stauffenberg selbst hier vor dem Richtertisch stehen können!

Bernardis, groß, dunkelhaarig, tritt aufrecht und selbstbewußt vor den Richtertisch. Im Gegensatz zu dem hilflosen Ge-

stammel der Generäle hält er eine fließende, oratorisch einwandfreie Verteidigungsrede, die selbst Freisler nicht zu unterbrechen vermag. Er ist Ostmärker, stammt aus der Arbeiterklasse, arbeitete sich als Autodidakt zum Bautechniker empor, stieß noch während der Verbotszeit zur illegalen NSDAP. Dann tritt er als Berufssoldat in das österreichische Bundesheer ein, wird nach dem Anschluß Offizier, Generalstäbler, bringt es mit 34 Jahren zum Oberstleutnant.

Bernardis bezeichnet sich selbst als überzeugten Nationalsozialisten, dessen Glaube an den Führer erst durch den sehr starken persönlichen Einfluß Stauffenbergs ins Wanken geraten sei. Nach Stalingrad seien ihm Zweifel an unserer militärischen Führung gekommen. Er habe sich seinem Vorgesetzten, Stauffenberg, anvertraut, und dieser habe ihn davon zu überzeugen vermocht, daß die Ursache unserer militärischen Mißerfolge in der Person des Führers liege. So sei er in das Komplott hineingeraten. Er stehe voll zu seiner Tat.

Noch überzeugender, da knapper und selbstbewußter, wirkt Hauptmann Klausing. Ein schmaler, rassiger, blonder Kopf, große Augen. Seine Sprache ist kurz, militärisch, fast arrogant. Er ist 24 Jahre alt, sieben Mal verwundet, wegen Tapferkeit vor dem Feinde außer der Reihe zum Hauptmann befördert. Aus dem Lazarett reißt er aus, um wieder an die Front zu kommen. Nach seiner siebenten Verwundung wird er jedoch als d.u. ins OKW versetzt, wo er als Stauffenbergs Adjutant gleichfalls in den Bannkreis dieser ungewöhnlichen Persönlichkeit gerät.

Klausing hatte im Komplott die Aufgabe, Stauffenbergs Tat durch die Bereitstellung von Wagen und andere Hilfeleistungen zu erleichtern. Er wirkte nur bei den ersten beiden (mißlungenen) Versuchen mit, war aber am Tage des eigentlichen Attentates krankheitshalber nicht mit dabei. Wie leicht wäre es ihm gefallen, seine Schuld zu verkleinern, sich als unschuldigen Verführten darzustellen. Er tat nichts dergleichen. Seine Aussage schließt er mit den Worten:

„Ich bin in vollem Bewußtsein meiner Verantwortlichkeit an den Versuchen, Hitler zu beseitigen, beteiligt gewesen. Jetzt freilich (dabei wirft er einen Blick auf die Generäle in der Anklagebank), wo ich sehe, wer die Köpfe dieses Putsches und seine voraussichtlichen Nutznießer waren, bin ich mir klar, daß er zu keinem guten Ende führen konnte und ich der falschen Seite gedient habe."

Die Aussagen der übrigen Angeklagten sind im Wesentlichen durch die Veröffentlichungen in der Presse bekannt. Als Hoeppner gefragt wird, wie er sich die Sache gedacht habe, antwortet er:

„Mit dem Attentat wollte ich natürlich nichts zu tun haben. Ich wollte nur die Gelegenheit ergreifen, wieder eine militärische Stellung zu bekleiden, wenn alles in Ordnung wäre."

Freisler: „Was meinen Sie damit: Wenn alles in Ordnung wäre?"

„Nun", antwortet Hoeppner und gerät dabei ins Stottern, „wenn eine legitime, legitimierte, legalisierte, legale ... ich meine gesetzmäßige Regierungsänderung herbeigeführt wäre."

Witzleben antwortet, nach seinen politischen Beweggründen befragt, er habe sich nie mit solchen „zivilistischen Belangen" befaßt. Er sei sich nur mit Beck darüber einig gewesen, daß es so nicht weitergehe, und daß es irgend jemand besser machen müsse.

Darauf Freisler: „Und wer hätte es nach Ihrer Ansicht besser machen können?"

Witzleben: „Nun, Beck und ich."

Freisler: „So, so, Sie glaubten also, Sie könnten es besser machen als der Führer. Wie sollte sich denn nun die Machtübernahme durch Sie abspielen?"

Witzleben richtet sich auf und gibt wie auf einer Lagebesprechung schnarrend und abgehackt seinen Plan bekannt:

„Wir wollten uns des Führers bemächtigen. Zu diesem Zweck sollte ein starker Stoßtrupp ausgeschickt werden. Er sollte den Auftrag bekommen, den Führer in einem günstigen Augenblick, etwa auf einer Reise, in seine Gewalt zu bringen."

Freisler: „Wollten Sie diesen Stoßtrupp führen oder sich daran überhaupt selbst beteiligen?"

Witzleben (entrüstet): „Nein, natürlich nicht. Dafür hätten wir Leute abgestellt."

Freisler: „So, so, dazu wollten Sie Leute abstellen. Na, das war ja dann doch wohl nicht so einfach, wie Sie sich das vorgestellt hatten. Weil sich nämlich in der deutschen Wehrmacht keine „Leute" fanden, die so einfach auf Befehl eines ehemaligen Marschalls ihren Führer umlegten. Da mußten Sie sich schon an einen Graf von Stauffenberg halten."

Es folgt die Anklagerede des Oberreichsanwaltes. Matt, schwach und lahm. Mit ihren Phrasen und politischen Gemeinplätzen und bei der langen Dauer der Verhandlung und der drückenden Hochsommerhitze einfach unerträglich. Er bean-

tragt für sämtliche Angeklagten die Todesstrafe durch den Strang.

Die Plädoyers der Verteidiger sind eine einzige Farce. Einer von ihnen, er ist mir mit seinem kugelrunden, knallroten, glatt rasierten Kopf, den er sich der starken Hitze wegen unentwegt während des Redens mit dem Taschentuch wie eine Billardkugel poliert, sehr gut in Erinnerung, faßt das Dilemma des Pflichtverteidigers beim Volksgerichtshof sehr treffend zusammen: Entweder er setze sich zu seiner eigenen nationalsozialistischen Überzeugung, die ja bei einem Anwalt Voraussetzung sei, in Widerspruch, wenn er ein so abscheuliches Verbrechen eines Staatsfeindes ernsthaft verteidige, oder er werde zu einem zweiten Anklagevertreter, was nicht der Sinn der Sache sei.

Witzlebens Verteidiger macht seine Sache verhältnismäßig gut. Sein Mandant, sagt er, sehe seine Schuld ein und erwarte kein anderes als ein Todesurteil. Um dem Gericht jedoch zu einer gerechten Urteilsfindung zu verhelfen, wolle er auch die Tatsachen und Umstände nicht verschweigen, die zu Gunsten des Angeklagten sprächen. Witzleben sei 64 Jahre alt, infolge eines schweren Magenleidens früh gealtert. Sein Abschied habe seinen Ehrgeiz maßlos gekränkt. Da habe er durch eine Teilnahme an dem Komplott noch einmal die Möglichkeit gesehen, wieder aktiv zu werden, Taten zu vollbringen und habe sich in einer Art Torschlußpanik den Verschwörern zur Verfügung gestellt, die bei seiner Beteiligung weniger seine Person als seinen hohen militärischen Rang im Auge hatten. Er sei sich der Tragweite seines Handelns zweifellos nicht voll bewußt gewesen.

Den einzigen ernsthaften Versuch einer Verteidigung nach subjektiven Maßstäben macht der Verteidiger v. Hagens. Sein Mandant habe nichts gewußt von dem Verwendungszweck des von ihm im Auftrage Stiefs an Stauffenberg überbrachten Sprengstoffes bis zu dem Augenblick, als er bei der letzten Sendung Stauffenberg geradezu danach fragte. Stauffenberg habe ihm lachend geantwortet: „Um den Führer hochgehen zu lassen". Mußte Hagen nicht eine so ungeheuerliche Eröffnung für einen Spaß halten? Aber selbst wenn er sie für Ernst genommen hätte, was sollte er, der kleine Reserve-Oberleutnant, gegen den Oberst des Generalstabes ausrichten? Diese Beweisführung wird von Freisler aufs Schärfste zurückgewiesen. Man solle sich auf keine juristischen Spitzfindigkeiten einlassen, sondern nach dem gesunden Volksempfinden urteilen. Eine ziemlich heftige Auseinandersetzung zwischen Präsident und Verteidiger ergibt sich, aus der sich der für seinen Mandanten kämp-

fende Verteidiger schließlich achselzuckend und anscheinend innerlich empört als der Schwächere zurückzieht.

Es kommt zum Schlußwort der Angeklagten. Dem jüngsten wird es zuerst erteilt. Klausing steht auf und sagt mit heller, klarer Stimme, er sei sich bewußt, daß sein Leben verwirkt sei, er bäte aber als Offizier darum, es durch eine Kugel beenden zu lassen.

Bernardis spricht die gleiche Bitte aus.

Yorck sagt mit hochmütiger Miene, über Publikum und Richter hinwegsehend:

„Ich habe Ihnen nichts zu sagen."

Alle übrigen Angeklagten bitten um die Kugel. Hoeppners Schlußwort ist beschämend. Er betont noch einmal, er sei in die Sache doch eigentlich „nur so hereingeschliddert", er bäte daher vor allem darum, sein Vermögen nicht einzuziehen, es sei auch gar nicht viel.

Urteilsverkündung: In allen acht verhandelten Fällen Tod durch den Strang und Einziehung des Vermögens.

Noch einmal wird den Verurteilten das Wort erteilt. Nur Bernardis macht Gebrauch davon. Er steht auf, sucht eine Zeitlang nach Worten und preßt dann mit erstickter Stimme hervor:

„Es trifft mich hart, daß Graf Stauffenberg durch eine Kugel fallen durfte und daß wir mit diesen hier zusammen am Galgen sterben sollen."

Die Verhandlung wird geschlossen.

Zwei Stunden nach der Urteilsverkündung, in denen die Verurteilten Zeit haben, ihre Abschiedsbriefe zu schreiben und geistlichen Zuspruch zu empfangen, findet die Hinrichtung statt.

Hinkel wohnt ihr als Zuschauer bei und berichtet dem Minister ausführlich darüber. Später werden ihm auch Ausschnitte aus den insgesamt 15 000 Metern Film vorgeführt, die man von Prozeß und Hinrichtung drehte. Die Szenen am Galgen mit anzusehen weigert er sich hartnäckig. Er hält sich die Hand vor die Augen und läßt sich sagen, wenn das Bild vorbei ist.

Das Schafott ist eine blutige, aber doch irgendwie heroische Angelegenheit. Der Sandhaufen ist die Sterbestätte von Helden. Ich habe mancher Erschießung beigewohnt und mich nie eines gewissen ehrfürchtigen Gefühls für die erwehren können, die so starben. Aber der Tod am Galgen, — nein, der ist nichts als ekelhaft.

16. August 1944

Vierzehn Tage nach seiner Bestallung zum Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz kann der Minister die Öffentlichkeit von der Durchführung folgender Maßnahmen in Kenntnis setzen:

Herausziehung sämtlicher fremdländischen und eines Teiles der deutschen Dienstmädchen aus den Haushaltungen, Heraufsetzung der Arbeitspflicht für Frauen von 45 auf 50 Jahre, Einschränkungen personeller Art bei Post und Reichsbahn, Vereinfachung des Reichsjustizministeriums, Schließung sämtlicher Theater, Varietés, Orchester, Schauspielschulen und Konservatorien, Einschränkungen bei Film und Rundfunk, Verhängung einer allgemeinen Urlaubssperre und Einführung der 60-Stunden-Woche auch in Wirtschaft und Verwaltung.

Das ist für 14 Tage schon ein ganz schönes Ergebnis. Hunderttausende von Arbeitskräften sind dadurch freigeworden. Die wichtigste Aufgabe, der sich der Minister nunmehr widmet, ist, sie in die Rüstung zu bringen und aus dieser dafür zunächst 300 000 kriegsverwendungsfähige Männer herauszuziehen.

Es handelt sich dabei keineswegs um Greise oder Krüppel, sondern um voll taugliche, zum Teil bereits ausgebildete Soldaten der besten Jahrgänge, die sofort zu neuen Divisionen zusammengestellt werden können. Bisher waren sie „unabkömmlich". Diese 300 000 Mann sollen bis zum 1. September stehen. Im Oktober sollen weitere 450 000 Mann herausgezogen und im November mit 250 000 die Million neuer Soldaten voll gemacht werden.

„Speer hat sich verpflichtet", sagt der Minister, „diese 100 Divisionen zu bewaffnen. Wenn das gelingt, und wenn dazu bis zum Spätherbst sowohl unsere neuen Vergeltungswaffen einsatzbereit sind als auch unsere U-Boote wieder aktiv werden und wir, vor allem auch durch die von Speer gewaltig vorgetriebene Jägerproduktion, auch in der Luft wieder ein Wörtchen mitzureden haben, dann kann an einem deutschen Sieg gar kein Zweifel mehr bestehen. Der Feind, der seine Siegesfeiern schon für Weihnachten dieses Jahres vorbereitet, wird eine furchtbare Enttäuschung erleben.

Clausewitz hat ganz recht, wenn er d e n Augenblick für den kritischsten eines kriegführenden Landes hält, in dem es sich kurz vor dem Siege wähnt. Denn in diesem Augenblick lassen im Vertrauen auf das baldige Kriegsende die Anstrengungen des Volkes bereits nach. Überlebt der Gegner diesen

Augenblick, dann können sich die Kriegschancen leicht völlig umkehren. Dieser Clausewitzsche Satz wurde im Jahr 1942 an uns erhärtet, als auch wir glaubten, bereits über dem Berg zu sein. Heute sind die anderen in unserer Lage. Und auch für sie wird es ein böses Erwachen geben.

Jetzt ist jedenfalls die Zeit gekommen, geschichtliches Verdienst zu erwerben", fährt der Minister fort. „Es ist in der deutschen Geschichte immer so gewesen, daß in nationalen Notzeiten Scharnhorste und Gneisenaus aufstanden. Wenn es mir gelingt, den totalen Kriegseinsatz so durchzuführen, wie ich es vorhabe — und ich werde all meine Kraft daran setzen —, dann werde ich bei einem glücklichen Ausgang des Krieges den gleichen Ruhm wie diese Männer für mich in Anspruch nehmen können.

Denn ist erstmal mein Plan zu einer militärischen Festigung unserer Lage gelungen, dann werden sich auch wieder zahlreiche politische Möglichkeiten bieten. Vorerst sind Verhandlungen jeder Art mit der einen oder anderen Feindseite unangebracht. Es verhandelt sich schlecht, wenn man am Boden liegt und der Gesprächspartner mit gespreizten Beinen über einem steht. Da soll man lieber erst zusehen, daß man wieder auf die Beine kommt, Schlagposition einnimmt und nun mit ruhiger Stimme fragen kann: Was willst du eigentlich? Wollen wir uns weiter prügeln, oder wollen wir uns endlich gütlich einigen?"

Der Minister arbeitet zur Durchsetzung seiner Totaler-Krieg-Maßnahmen aufs engste mit den Gauleitern zusammen. Sie haben sogenannte Gau- und Kreiskommissionen gebildet, die die vom Reichsbevollmächtigten im Kampf mit den einzelnen Ministerien durchgefochtenen und zentral angeordneten Maßnahmen ihrerseits in ihrem jeweiligen Bereich praktisch durchzuführen haben.

Hierzu war es nötig, die dem Reichsbevollmächtigten durch Führererlaß gegebenen weitgehenden Vollmachten auf die Gauleiter in ihrer Instanz zu übertragen, so daß sie, wie Goebbels den Reichsbehörden gegenüber, den staatlichen Behörden der Mittelinstanz Weisungen erteilen können. Auch das kostete einen harten Kampf. Als die sogenannte Delegation endlich gelungen war, sagte der Doktor:

„Das ist der halbe totale Krieg!"

Eine großartige Einrichtung für die Zusammenarbeit mit den Gauleitern hat sich der Minister mit dem Gauleiter-Rundruf geschaffen. Jeden Mittag punkt zwölf Uhr spricht er über eine Telefon-Konferenz-Schaltung zu sämtlichen 43 Gauleitern

und gibt ihnen seine neuesten Weisungen und Mitteilungen zum totalen Kriegseinsatz bekannt.

Kein Gauleiter versäumt je diesen Rundruf, denn der Minister verbindet geschickterweise seine dienstlichen Ausführungen mit einer kurzen Übersicht über die tägliche militärische und politische Lage, in welcher er stichwortartige Informationen gibt, die den Gauleitern auf anderem Wege nicht zugänglich sind. Er hat sie so im wahrsten Sinne des Wortes alle „an der Strippe" und besitzt damit eine Einflußmöglichkeit, wie sie niemandem, selbst dem Führer nicht, zur Verfügung steht. Für mich bedeutet der Gauleiter-Rundruf eine neue zusätzliche Arbeit, da ich ihn zusammenstellen und redigieren muß.

20. August 1944

Das zivile Haupt der Verschwörung vom 20. Juli, Dr. Gördeler, ehemaliger Reichskommissar für die Preisbildung und Oberbürgermeister von Leipzig, auf dessen Ergreifung eine Belohnung von einer Million Mark ausgesetzt war, ist durch die Umsicht einer Luftwaffenhelferin auf einem ostpreußischen Flugplatz verhaftet worden.

Gördeler, der sich wochenlang mit einem Rucksack auf dem Rücken, ungewaschen und unrasiert, umhergetrieben hat, soll ganz froh gewesen sein, als sein unstetes Wanderleben durch die Gestapo beendet wurde. Er soll weiter geäußert haben, er hätte nie geglaubt, daß die Gestapo so nett und umgänglich wäre. Vielleicht ändert er diese seine Ansicht noch. Zunächst jedenfalls dankt er für freundliche Aufnahme durch freimütige Aussagen. Die Gestapo kann seinen sich überstürzenden Angaben kaum folgen. Er hat ihr Hunderte von Namen Beteiligter genannt und das Netz der Verschwörung in seinen feinsten Fäden vor ihr ausgebreitet. Man ist über den Umfang und die Ausdehnung des Komplotts erstaunt.

Ein Schlaglicht auf die Naivität und Leichtfertigkeit dieser Putschisten wirft folgender Vorfall: Ein Kriminalbeamter erkundigt sich in einem Berliner Hotel, in dem Gördeler abzusteigen pflegte, nach diesem Gast. Herr Dr. Gördeler sei leider nicht zugegen, wird ihm von der Direktion geantwortet, aber er habe bei seinem letzten Besuch eine Aktentasche hier gelassen, wenn die vielleicht interessiere?

Sie interessierte. Interessierte sogar gewaltig, denn in ihr befanden sich geradezu sensationelle Dokumente, unter anderem ein von Gördeler verfaßter Aufruf an das deutsche Volk nach gelungenem Attentat, Entwürfe diplomatischer Noten, die

in diesem Fall an die westlichen, sowohl wie an die östlichen Feinde gerichtet werden sollten und vieles andere mehr.

Und diese Akten lagen hier in dem Berliner Hotel bereits seit dem 15. Juli! Gördeler hatte sie offensichtlich einfach vergessen. Wären sie damals schon entdeckt worden, hätte der ganze Putsch im letzten Augenblick verhindert werden können.

„Und sowas wollte uns stürzen!" sagt der Doktor und schüttelt den Kopf. „Sie müssen sich mal die Liste der Beteiligten, die Gördeler jetzt ausgeplaudert hat, ansehen: Verkrachte Zentrums- und SPD-Politiker, abgetakelte Gewerkschaftsbonzen, ein wahrer Gespensterreigen abgedankter Größen, die vor zehn Jahren aus Altersschwäche und Unfähigkeit in der Versenkung verschwanden und deren Abtreten von niemand als ihnen selbst bedauert wurde. Sie, ausgerechnet sie, wollten in dieser so überaus schwierigen Lage, in der w i r kaum aus noch ein wissen, das Schicksal Deutschlands in die Hände nehmen. Welch glückliche Fügung, daß uns das erspart blieb!"

1. September 1944

Heute läuft der Termin ab, an dem der Minister dem Führer die Gestellung der ersten 300 000 Mann aus den Maßnahmen zur Totalisierung unserer Kriegsanstrengungen melden wollte. Er hat sie auch gemeldet und — sogar gestellt. Aber dazu war ein solches Übermaß an Mühe und Kämpfen notwendig, dabei türmten sich so viele Widerstände und Schwierigkeiten auf, daß die erste Phase unserer neuen Aufgabe beinahe mißlungen wäre und man für die Zukunft recht schwarz sehen muß.

Tatsächlich scheint die Arbeit des Reichsbevollmächtigten bereits auf einem gewissen toten Punkt angelangt zu sein. Nicht daß seine Maßnahmen auf Widerstand bei der Bevölkerung stoßen. Im Gegenteil, sie macht bewundernswert mit und nimmt alle zusätzlichen Belastungen willig und anständig auf sich, obwohl ihr doch bisher schon weiß Gott genug zugemutet worden ist. Die Schwierigkeiten liegen woanders.

Das zeigt sich an der Tatsache, daß es wohl gelang, durch die neuen Maßnahmen Hunderttausende von Arbeitskräften für die Rüstung zu mobilisieren, daß es jedoch nicht gelang, diese Hunderttausende oder auch nur einen nennenswerten Teil von ihnen in der Rüstung unterzubringen, um durch sie kriegsverwendungsfähige Rüstungsarbeiter für die Front freizumachen. Ergebnis: eine künstliche Arbeitslosigkeit von beachtlichem Ausmaß.

Wie kam es dazu? Die 300 000 kv.-Männer, die bis zum heutigen Tage gestellt werden sollten, waren in Quoten auf die 43 Gaue des Reiches aufgeteilt worden. Schon die Festlegung dieser Quoten, bei der die örtlichen Verhältnisse berücksichtigt werden sollten, war ein Kunststück. Natürlich fühlte sich jeder Gauleiter seinen Kollegen gegenüber benachteiligt. Beschwerden am laufenden Band. Verhandlungen, Schlichtungsversuche, Appelle an das nationalsozialistische Gewissen. Schließlich stehen die Quoten für alle 43 Gaue fest. Sie sollen zur Hälfte aus der Rüstung, zur Hälfte aus allen anderen Gebieten des öffentlichen Lebens herausgezogen werden. Die Gauleiter haben in ihrem Bereich genügend Arbeitskräfte zur Ersatzgestellung zur Verfügung. Es kann also losgehen. Der Minister ruft den Gauleitern über den Rundruf zu: „Ans Werk!"

Er hat sich auch mit Speer geeinigt. In der deutschen Rüstung sind zur Zeit 15 Millionen Menschen beschäftigt, unter ihnen etwa eine Million „Unabkömmlicher", das heißt also kriegsverwendungsfähige, größtenteils militärisch bereits ausgebildete, wehrfähige Männer. Von der August-Quote von 300 000 Mann entfallen 150 000 auf die Rüstung. Speer hat sich bereit erklärt, sie unter entsprechender Ersatzgestellung freizugeben. Er verpflichtet sich Goebbels gegenüber, eine diesbezügliche Anweisung an die Rüstungsinspekteure und Betriebsführer zu erteilen.

Im täglichen Rundruf richtet der Minister einen flammenden Appell an die Gauleiter. Gewiß gäbe es Schwierigkeiten, riesige Schwierigkeiten. Er verkenne sie durchaus nicht. Aber nun müsse jeder Gauleiter zeigen, was er könne. Es gehe hart auf hart. Es sei wieder Kampfzeit. Und wie damals um jeden einzelnen Wähler, so müsse nun um jeden einzelnen uk.-Gestellten gekämpft werden. Man müsse sich persönlich mit jedem Betriebsführer auseinandersetzen. Die Erfüllung der Quoten werde, auch dem Führer gegenüber, ein Beweis für die Tatkraft und den nationalsozialistischen Elan jedes einzelnen Gauleiters sein.

Die Aktion nimmt einen neuen Aufschwung. Der Termin des 1. September rückt näher und näher. Viel wertvolle Zeit ist durch nutzlose Verhandlungen vergeudet worden.

Bei Speer melden sich jetzt die Rüstungsinspektionen. Sie sind über die Eingriffe der Partei in den verschiedenen Gauen beunruhigt und sehen ihre Felle fortschwimmen. Sie schicken Brandtelegramme nach Berlin des Inhaltes etwa: Soundso viel uk.-Gestelle abgezogen. Produktion in Frage gestellt! — Mit fünfzigprozentigem Produktionsrückgang muß gerechnet werden!

Speer tut all diese Telegramme, eine stattliche Anzahl, in einen hübschen, sauberen Ordner, klemmt ihn sich unter den Arm und geht damit zu Goebbels. Er legt ihm die Telegrammkollektion wortlos auf den Schreibtisch. Da siehst du, was du mit deinen überstürzten Maßnahmen anrichtest, sagt seine Geste.

Es wird eine heftige Auseinandersetzung.

„Lassen Sie sich doch von Ihren Rüstungsinspekteuren nichts vormachen, Herr Speer", braust der Doktor auf. „Sie sollen jetzt von 15 Millionen Arbeitern, die in der deutschen Rüstung beschäftigt sind, 150 000 abgeben. Das ist genau ein Prozent. Wenn ich zu Hause 100 Dienstboten habe und schmeiße davon einen raus, ohne meine Frau zu fragen und sie kommt dann und behauptet, sie könne nun kein Mittagessen mehr auf den Tisch stellen, dann lache ich sie doch einfach aus. Oder mir sollte einmal einer meiner Abteilungsleiter kommen, der behauptet, er könne mit 99 Angestellten nicht mehr genauso arbeiten wie mit 100 und seine Leistungsfähigkeit sei um soundsoviel Prozent abgesunken, na, mit dem mache ich doch ganz kurzen Prozeß! Nein, nein, Herr Speer, solche Argumente verfangen bei mir nicht!"

Doch Speer ist ein hartgesottener Bursche. So leicht gibt er nicht nach. Man einigt sich schließlich auf folgende Formel: Der zu unterschreibende Revers fällt fort. Statt dessen muß der Betriebsführer das Einverständnis der zuständigen Rüstungsinspektion einholen. Speer will einen Riegel vor das selbstständige Verhandeln zwischen Betriebsführer und Gauleiter schieben. Er verspricht aber, die Inspektionen anzuweisen, in jedem einzelnen Fall großzügig vorzugehen.

Das ist am 30. August. Morgen sollen die 300 000 Mann stehen. Die Gauleiter werden per Rundruf angewiesen, alles in ihren Kräften Stehende zu unternehmen, um die Quoten notfalls auch ohne Mitwirkung der Rüstungsindustrie zu erfüllen. Sie stürzen sich auf alle verbleibenden Gebiete und holen auch aus Handel und Wirtschaft, Verwaltung und Verkehr fast den letzten wehrfähigen Mann heraus. Und das Wunder geschieht: am 31. August abends stehen die verlangten 300 000 Mann.

Speer aber hat beim Doktor jetzt verspielt.

„Der Speer soll mich jetzt kennenlernen", sagt er. „Bisher habe ich ihm als einziger die Stange gehalten. Bormann schießt gegen ihn, Himmler schießt gegen ihn. Alle Gauleiter laufen gegen ihn Sturm. Von nun an kann er auch mich zu seinen erbitterten Gegnern rechnen. Es hat mich gleich stutzig gemacht, daß die Putschisten ihn auf ihre Ministerliste gesetzt hatten. Eine englische Zeitschrift schrieb neulich, er sei der einzige Mi-

nister in Deutschland, der ohne, ja gegen die Partei arbeite. Ich werde mir jetzt auch seine angeblichen Produktionsziffern mal etwas genauer ansehen. Sie kommen mir schon längst verdächtig vor."

„Die Rüstung ist", fährt der Minister nach kurzem Überlegen fort, „die letzte Enklave reaktionärer, parteifremder Elemente. Ich kenne doch diese Industriebarone. Sie haben, wie die Generäle, so lange mitgemacht, als es bei uns zu verdienen gab. Jetzt aber möchten sie sich irgendwie verdrücken. Sie würden staunen, wer von diesen Herren alles am 20. Juli beteiligt war. Sogar ein Vetter von Göring. Und was tut Speer? Er stellt sich schützend vor diese Herren. Er könne sonst seine Rüstungsproduktion nicht garantieren.

Da lobe ich mir die Stalinsche Genickschußmethode. Stünde er vor denselben Problemen wie wir, er sagte seinen Rüstungsführern: Ihr gebt jetzt so und so viel Prozent eurer Arbeiter an die Rote Armee ab, und bei wem dann die Produktion absinkt, den holt die GPU. Ich garantiere Ihnen, daß die Produktion nicht nur nicht absinken würde, sondern sich die Verantwortlichen bemühen würden, sie noch zu steigern, statt wie bei uns pampige Telegramme zu schicken. Unseren Industriebaronen ist ihre Industrie wichtiger als Deutschland. Ihre Obstruktion muß jetzt gebrochen werden, oder wir können mit unserem ganzen totalen Krieg einpacken."

Freilich wird es höchste Zeit, daß irgend etwas Durchgreifendes geschieht. Unsere militärische und politische Lage sieht heute, da wir ins sechste Kriegsjahr eintreten, denkbar düster aus. Der Abfall Rumäniens hat so schwere Folgen gehabt, daß damit unsere gesamte Position auf dem Balkan unhaltbar wird. Die Russen haben Galatz und Konstanza. Auch Plösti scheint sich bereits in ihrer Hand zu befinden.

Bulgarien ist dem rumänischen Beispiel gefolgt. Es hat sich neutral erklärt und eine Friedensdelegation nach Kairo geschickt.

In Frankreich befinden sich Amerikaner, Engländer und Kanadier in zügigem Vormarsch. Die Seine ist in breiter Front überschritten. Auch die Somme-Linie scheint nicht mehr zu halten zu sein. Der Feind nähert sich bereits der belgischen Grenze. Unsere V1-Abschußbasen mußten nach Holland verlegt werden. Wie lange werden die fliegenden Bomben überhaupt noch nach London rauschen? Feindliche Panzerspitzen nähern sich Metz. Model hält ein Abstoppen der Amerikaner nur noch für möglich, wenn es gelingt, den Westwall in Verteidigungs-

bereitschaft zu versetzen und mit frischen Truppen zu bemannen.

„Wenn ich die Meldung lese", sagt der Minister, und seine Augen funkeln vor Zorn, „daß zwischen Verdun und Metz noch anderthalb Kompanien SS stehen, dann könnte ich mir die Haare raufen bei dem Gedanken, daß die Divisionen, die wir jetzt aus dem Boden stampfen, vielleicht zu spät kommen. Hätten wir nur die Hälfte davon vor zwei Monaten gehabt, dann säßen die Alliierten wahrscheinlich immer noch in der normannischen Mausefalle.

Dann brauchten wir uns jetzt keine Sorgen zu machen, ob wir die Bierherstellung einstellen oder die Brotrationen kürzen müssen oder gar beides. Das ist es, warum ich keine Nacht mehr richtig schlafen kann. Der Gedanke ist einfach fürchterlich, daß alles, was jetzt getan wird, daß alle Anstrengungen und Opfer vielleicht zu spät kommen. Jeder, der im vorigen Jahr den totalen Kriegseinsatz sabotiert hat, gehörte von Rechts wegen vor den Volksgerichtshof gestellt.

Aber das eine habe ich jedenfalls gelernt: Ich werde jetzt so radikal vorgehen, daß man mir wohl eines Tages den Vorwurf machen kann, hier und da mal Porzellan zerschlagen zu haben, nicht aber den, der Krieg hätte gewonnen werden können, wenn ich jetzt schärfer durchgegriffen hätte. "

KEINE BESSERUNG

Überstürzt ins Führerhauptquartier — Waffen o d e r Soldaten — Führerentscheid: Waffen u n d Soldaten — Finnland abgesprungen — Der Balkan geht verloren — Künstliche Massenarbeitslosigkeit — Churchill und Roosevelt in Quebec — Das Volk trifft keine Schuld.

3. September 1944.

Am Freitagabend (1. 9.) ein Anruf von der Wolfsschanze. Ein Adjutant des Führers, Sturmbannführer Günsche, wünscht sehr energisch und unfreundlich den Minister zu sprechen. Ich würde ihm gerne den Gefallen tun, kann es jedoch nicht, da der Minister überall .Telefonanschluß hat, nur — in seiner Badewanne nicht. In dieser befindet er sich augenblicklich zwecks Erledigung des obligaten Dienstag-Freitag-Bades.

Es ist gegen 19.30 Uhr. Günsche wird noch energischer und unfreundlicher, als ich ihm mitteile, der Minister sei zur Zeit telefonisch nicht zu erreichen. Er gäbe mir den guten Rat, meint er, ihn so schnell wie möglich ausfindig zu machen, denn er sei sofort, er wiederhole, sofort, zum Führer befohlen, das heißt: er müsse unbedingt mit dem um 20.13 Uhr von Berlin abfahrenden Zug reisen.

Das ist also in 43 Minuten. Und noch plätschert der Minister in der Badewanne. Schwägermann tut ein gleiches. Ich alarmiere beide. Den Minister durch Emil. Schwägermann persönlich. Es wird ein Rekord an Geschwindigkeit des Aufbruches. So unwahrscheinlich es auch klingen mag, wir haben den Zug noch erreicht. Ohne Abendbrot, unrasiert, in fliegender Hast. An den Salonwagen ist natürlich nicht zu denken. Aber im Schlafwagen läßt es sich auch reisen.

Der Grund dieser überstürzten Reise wird mir sofort klar, als ich erfahre, daß sich Speer bereits seit diesem Morgen im FHQ befindet. Er hat sich also beim Führer beschwert. Die Bombe der Goebbels-Speerschen Kontroverse kommt zum Plat-

zen. Unsere Chancen stehen schlecht. Speer hat einen Tag Vorsprung und diesen bestimmt genützt, um seine Minen zu legen. Ein Kollege des Ministeramtes schüttelt mir beim Abschied die Hand und sagt: „Hoffentlich kommt ihr noch als Reichsbevollmächtigte wieder."

Im FHQ der gewohnte Betrieb, die gleiche idyllisch friedliche Atmosphäre wie zur Zeit, als unsere Fronten noch tausend Kilometer entfernt waren. Dabei hört man jetzt hier ununterbrochen das Grollen der Front von der nahen ostpreußischen Grenze. Die Decken der Bunker sind inzwischen auf sieben Meter verstärkt worden und gewähren den unter ihnen Sitzenden das für ihre wichtige Arbeit unerläßliche Gefühl absoluter Geborgenheit.

Im Ton, der bei den Lagerbesprechungen herrscht, ist ein gewisser Wandel zu bemerken. Er ist heftiger geworden. Besonders Guderian, der neue Generalstabschef des Heeres an der Ostfront, soll kein Blatt mehr vor den Mund nehmen.

Die Lage an der Westfront und die Entsendung Himmlers dorthin ist das Hauptgesprächsthema im FHQ. Es haben sich nach dem schnellen Vormarsch der Alliierten ähnlich trostlose Erscheinungen unter der flüchtenden Etappe ergeben wie seinerzeit im Osten. Die Autos von Zahlmeistern und Luftwaffenoffizieren rollen hochbepackt über die Reichsgrenze und verbreiten Panik und wilde Gerüchte unter der Bevölkerung.

Hier soll Himmler jetzt mit eiserner Faust Ordnung schaffen. Man hofft, daß es ihm zusammen mit Model gelingen wird, die Front im Westen irgendwie zu stabilisieren. Trotzdem wird mit dem Verlust Elsaß-Lothringens, ja der Pfalz, des Saargebietes und Luxemburgs gerechnet. Der Sender Luxemburg wurde gestern gesprengt.

Noch fliegen unsere V1-Geschosse von neuen Abschußbasen nach England. Nach der Sprengung der Batterien von Gris Nez, die mit ihren Munitionsbeständen einen letzten phantastischen Feuerzauber veranstalten, verbreitete sich in ganz Europa sogar das Gerücht, der V2-Beschuß habe begonnen. Doch ist das leider wirklich nur ein Gerücht. Nach Andeutungen des Ministers sollte er bereits Ende Juli/Anfang August einsetzen. Hier scheint irgendetwas nicht zu stimmen. Es wird erzählt, der beim Attentat schwer verletzte General Buhle habe bisher den Einsatz von V2 sabotiert, und die V-Waffen seien nunmehr Himmler selbst unterstellt worden.

Die Verhandlungen, derentwegen der Minister hierher gekommen ist, verlaufen erfreulich. Der großen Auseinandersetzung Speer-Goebbels im Beisein des Führers und Bormanns

geht eine Besprechung zwischen dem letzteren und dem Doktor voraus.

Diesmal stellt sich Bormann ganz auf die Seite des Ministers. Speer sieht sich also einer geschlossenen Abwehrfront gegenüber. Er hat von keiner Seite mit Unterstützung zu rechnen. Es kommt hinzu, daß Goebbels dem Führer bereits fernschriftlich die Gestellung der ersten 300 000 Mann gemeldet hat und diese Meldung zur Einleitung der Besprechungen nunmehr mündlich wiederholt.

Der Führer hört sich daher die Einwände und Bedenken Speers gar nicht an, sondern geht mit dem Doktor an den Kartentisch und läßt die — freilich erst auf dem Papiere stehenden — dreißig neuen Divisionen — ebenfalls nur auf Papier — durch halb Europa marschieren.

Waffen oder Soldaten? Diese Frage hat Speer zur Debatte gestellt. Der Führer entscheidet: Nicht Waffen oder Soldaten, sondern Waffen und Soldaten! Die erste Rate von 300 000 habe Goebbels selbst auf die Beine gestellt. Im September müßten weitere 450 000 aufgebracht werden. Er erwarte dringend, daß Speer in loyaler Weise helfen werde, die Erfüllung dieser Aufgabe zu ermöglichen, und zwar ohne Produktionsrückgang. Das Argument von den 100 Dienstboten zieht.

Es sind keine Freunde, diese beiden Minister, die nach der Besprechung gemeinsam den Führer-Bunker verlassen.

Der Doktor ist glücklich und zufrieden, als wir nach Berlin zurückfahren. „Jetzt habe ich den totalen Krieg in der Tasche!" sagt er.

5. September 1944

Im Westen zeigt sich tatsächlich bereits eine gewisse Festigung unserer Lage. Nüchtern betrachtet ist die feindliche Überlegenheit gar nicht so erdrückend.

„Der Feind hat jetzt", sagt der Minister, „50 bis 60 Divisionen in Frankreich stehen. Im ersten Weltkrieg waren es 200. Und doch hielt unsere Front dort jahrelang. Es wäre gelacht, wenn wir die Alliierten nicht auch jetzt wieder zum Stehen brächten, haben wir erst wieder eine geschlossene Front. Bedenken Sie bloß die Versorgungsschwierigkeiten des Feindes, die umso größer werden, je weiter er kommt. Cherbourg ist noch immer nicht benutzbar. In Le Havre ist ein deutscher Igel zurückgeblieben. Brest, Lorient und St. Nazaire verteidigen sich nach wie vor heldenhaft. Lassen Sie jetzt erst mal die

Herbststürme kommen, die die bisher mühelosen Anlandungen in der Seinebucht unerhört erschweren oder unmöglich machen werden, und Sie werden sehen, wie schwer es das alliierte Expeditionskorps haben wird."

Ich gebe zu bedenken, daß die feindliche Luftüberlegenheit ausschlaggebend für unsere mißliche Lage im Westen sei. Etwas ärgerlich geht der Doktor über diesen Einwand hinweg.

„Eine einzige Waffe allein ist nie ausschlaggebend. Und dann haben wir ja auch sonst noch allerlei auf dem Kasten. Im Herbst und Winter kommen unsere neuen Divisionen zum Einsatz. Zu diesem Zeitpunkt etwa werden auch die neuen V-Waffen in Aktion treten können. Und vor allem unsere U-Boote. Dr. Naumann hat mir nach seinem kürzlichen Besuch auf den Danziger Werften Phantastisches berichtet. Wenn diese neuen Boote erst unter den feindlichen Geleitzügen Ernte halten, dann kommen wir mit e i n e r Sondermeldung in der Woche gar nicht mehr aus. Nein, ich bin mit dem Führer der Meinung, daß wir die augenblickliche Krise nicht nur meistern werden, sondern, daß uns dieser Winter den Endsieg bringen wird."

In diesen Tagen hat der Artikel eines Kriegsberichters namens Fernau im In- und Ausland größtes Aufsehen erregt, der die gegenwärtige Kriegslage mit einem Autorennen in seiner letzten Phase vergleicht. Der feindliche Wagen braust mit Vollgas dem nur noch wenige Kilometer entfernten Ziel entgegen, während der eigene noch weit zurückliegt, weil er auftanken muß. Niemand wettet mehr auf den eigenen Sieg.

Aber als der Jubel der Tribünen schon dem vermeintlichen Sieger entgegenschallt, geht diesem der Sprit aus, er wird langsamer und langsamer und bleibt schließlich kurz vor dem Ziel stehen.

Doch jetzt wird das Brummen des frisch aufgetankten Wagens vernehmbar. Er rast herbei, am Rivalen vorbei und durchreißt das Zielband als Sieger. Der Artikel schließt mit den Worten: „Der Sieg ist ganz nahe!"

Er wird allgemein dem Doktor selbst zugeschrieben. Ich habe keine Beweise für diese Annahme, obwohl ein solcher Artikel ganz auf seiner Linie liegt. Er sagt neulich einmal: „Wir sollten uns politische Völker wie das englische noch viel mehr zum Vorbild nehmen. Wenn es ihnen ganz dreckig geht, dann tragen sie eine so unbekümmerte Zuversicht und freche Nonchalance zur Schau, daß ihre Widersacher dadurch unsicher und verwirrt werden."

Während unseres Aufenthaltes im FHQ ist wieder einer unserer Bundesgenossen abgesprungen: Finnland. Es wakkelte schon lange. Aber jetzt ist es ernst und anscheinend endgültig. Keitel war erst kürzlich in Helsinki, um Marschall Mannerheim das Eichenlaub zu überbringen und ihm gleichzeitig unsere sicheren Siegeschancen klarzumachen. Seine Darlegungen scheinen nicht allzu überzeugend gewirkt zu haben.

So ist Finnland jetzt an uns mit der Bitte herangetreten, unsere Truppen bis zum 15. September aus dem Lande abzutransportieren, um damit eine der russischen Waffenstillstandsbedingungen zu erfüllen. Wir entsprechen dieser Bitte. Arme Finnen! Ihr Schicksal ist damit besiegelt. Denn die Freundschaft der ganzen Welt wird sie vor dem bolschewistischen Joch nicht bewahren, nun es die deutsche Wehrmacht nicht mehr tut.

8. September 1944

Die Entwicklung auf dem Balkan ist, wenn auch nicht erfreulich, so doch zumindest interessant. Insofern als hier nämlich die Interessen der westlichen und der östlichen Feinde recht hart aufeinanderprallen. Und zwar in umso stärkerem Maße, je mehr wir uns hier zurückziehen. Unser Vorhandensein auf dem Balkan ist einer Scheidewand vergleichbar, auf die von beiden Seiten mit schweren Knüppeln eingeschlagen wird. Bricht sie unter diesen Schlägen zusammen, dann ist die Möglichkeit gegeben, daß die beiden, die sich nun unvermutet gegenüber stehen, zu schlagen fortfahren, wobei es unter Umständen blutige Köpfe gibt.

In Rumänien nehmen die Dinge ihren erwarteten Verlauf. Die Bolschewisierung des Landes macht gute Fortschritte. Unsere Diplomatie hat hier wieder einmal eklatant versagt. Man merkte den Verrat in unserer Bukarester Botschaft erst, als sie von bewaffneten Kommunisten besetzt wurde. Der deutsche Botschafter v. Killinger hatte gerade alle prominenten Vertreter der deutschen Kolonie zu diesem Zeitpunkt bei sich versammelt, so daß die Kommunisten einen guten Fang machten. Killinger erschoß sich und seine Sekretärin. Er tat gut daran. Denn das Schicksal der Deutschen in Bukarest war furchtbar. Die Männer wurden, nachdem man sie gezwungen hatte, Parteiuniform anzulegen, den Bolschewisten ausgeliefert, die Frauen in Bordelle der Roten Armee gesteckt.

Bulgarien wird zur Zeit von den Russen besetzt, während es gleichzeitig noch mit den westlichen Alliierten Friedensverhandlungen führt. Stalin handelt statt zu verhandeln. In Kürze

dürfte Bulgarien ganz besetzt sein und Rußland damit unmittelbar vor den Dardanellen stehen. Es ist interessant, wenn englische Zeitungen in diesem Zusammenhang bereits Palmerston zitieren, der vor hundert Jahren seine Landsleute so lange auf die russische Gefahr hinwies, bis es zum Krimkrieg kam, der Rußlands ehrgeizige Absichten auf die Dardanellen und das Mittelmeer damals vorerst vereitelte.

„Auch das heutige England", sagt der Minister, „hat natürlich die ihm von Rußland drohende Gefahr klar erkannt. Wenn es trotzdem aus dieser Erkenntnis nicht die notwendigen Konsequenzen zieht, so liegt das vor allem an dem Bleigewicht des parlamentarischen Systems, das jede englische Regierung am Bein hat und das jede ihrer Maßnahmen unendlich erschwert und verlangsamt.

Ich bin überzeugt, daß selbst Churchill heute in seiner Politik eine Schwenkung von 180 Grad vornehmen würde, wenn er das so ohne weiteres könnte. Aber er müßte dazu erst das Parlament befragen, und damit diese Befragung günstig ausfällt, müßte die Öffentlichkeit durch Diskussionen in der Presse auf einen antisowjetischen Kurs langsam vorbereitet werden. In diesem Fall jedoch würde Stalin sofort Lunte riechen und wahrmachen, womit er den Westmächten schon oft genug gedroht hat: sich seinerseits mit uns zu einigen. Er kann sich — als autoritäres Regime — einen so plötzlichen Kurswechsel seiner Politik ebenso leicht erlauben wie wir. Das ist nur eine Frage der Geschicklichkeit und der Propaganda. Das eben ist der Vorteil, den wir den Demokratien voraus haben.

Ich glaube, daß Churchill dieses Dilemma meint, wenn er jetzt immer wieder davon spricht, daß sich England in einer „tragischen Lage" befinde. Sie wird noch dadurch verschlimmert, daß England sich bereits heute so weit in amerikanischer Abhängigkeit befindet, daß es kaum mehr Herr seiner eigenen Entschlüsse ist. Und die USA sind noch lange nicht von der Gefahr des bolschewistischen Imperialismus hundertprozentig überzeugt. Jedenfalls dürfte diese Frage auf dem bevorstehenden Treffen zwischen Churchill und Roosevelt an der Spitze der zu erörternden Themen stehen.

Übrigens haben wir das gleiche unverständliche Zaudern Englands uns selbst gegenüber erlebt. Warum schritt England denn nicht ein, als wir das entmilitarisierte Rheinland besetzten, als wir aus dem Völkerbund austraten und unsere Wehrmacht wieder errichteten, als wir in Österreich, im Sudetenland, in der Tschechei und im Memelland einmarschierten? Warum

machte England erst Ernst, als schon viele wertvolle Positionen gegenüber dem aufsteigenden nationalsozialistischen Deutschland verloren waren? Nun, die Antwort darauf lautet: Aus der gleichen konservativen Schwerfälligkeit der britischen Außenpolitik, die England einer schnell und entschlossen handelnden autoritär geführten Macht stets anfänglich unterlegen sein läßt. Aber genau so wie uns gegenüber eines Tages der Punkt erreicht war, an dem der britische Geduldsfaden riß, so kommt es auch Rußland gegenüber eines Tages so weit. Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Wir müssen nur dafür sorgen, daß in Bezug auf Rußland dieser Punkt eher erreicht wird als damals bei uns, das heißt als nämlich nichts mehr zu retten war.

Interessant ist in diesem Zusammenhang," fährt der Minister fort, „was der gestern zum Tode verurteilte Dr. Gördeler über seine Fühlungnahme mit Churchill aussagte. Churchill habe damals, als er über den schwedischen Bankier Wallenberg mit ihm in Verbindung stand, geäußert, er werde unter keinen Umständen mit Hitler oder irgendeinem anderen Nazi verhandeln. Heute aber, so sagte Gördeler, sei die Entwicklung seines Erachtens so weit gediehen, daß Churchill durchaus auch zu Verhandlungen mit Nazis bereit sei. Interessanterweise fiel in diesem Zusammenhang mein Name."

Die Entwicklung auf dem Balkan jedenfalls wird in unserer Propaganda ebenso vorsichtig behandelt wie sie von der Führung interessiert beobachtet wird. „Am Balkan", sagt der Minister, „hat sich der erste Weltkrieg entzündet. Warum nicht auch der dritte, von dem man heute bei den Westmächten schon ganz offen spricht?"

9. September 1944

Die finnische Tragödie hat durch ein in der Öffentlichkeit kaum beachtetes Ereignis einen scharfen Akzent erhalten. Man hat der finnischen Friedensdelegation zu Ehren im Moskauer Bolschewiki-Theater eine Galavorstellung veranstaltet, bei der — Schillers Wilhelm Tell gegeben wurde. Wie mag den finnischen Friedenssuchern zumute gewesen sein, als ihnen die Bolschewiken das deutsche Freiheitsdrama vorspielten? Welche Gefühle mögen sie bei den Worten des Rütli-Schwures bewegt haben: „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren..."!

„Das ist politischer Sadismus", sagt der Minister. „Und doch imponiert es mir wieder an Stalin, wie er Leuten, die seinem Grundsatz, lieber lebend zu sterben als kniend zu leben, zuwiderhandeln, eine Lehre erteilt, indem er die vor ihm Knieenden moralisch links und rechts ohrfeigt."

10. September 1944

„Der totale Krieg ist auf dem besten Weg zum totalen Unsinn zu werden", sagt Staatssekretär Hierl in einer sehr offenen Aussprache mit dem Minister. Und dieser muß ihm sogar rechtgeben.

„Wenn wir so weiter machen", sagt er, „wird der einzige Erfolg unserer Bemühungen eine künstliche Massenarbeitslosigkeit sein. Nach der Aufbringung der 300 000 Mann im August, die zur Zeit bereits die Kasernen füllen, sind kriegsverwendungsfähige Männer nur noch in der Rüstung vorhanden. Und zwar noch immer rund eine Million Mann. So lange Speer sich weigert, diese an die Front abzugeben und stattdessen die von uns freigemachten Arbeitskräfte aufzusaugen, sind alle unsere Bemühungen sinnlos.

Denn die rund eine Million Menschen, die wir mobilisiert haben, und die nun beschäftigungslos herumlungern, sind ja größtenteils Frauen, auf jeden Fall aber frontuntauglich. In der Rüstung aber können sie sehr wohl ihren Mann stehen. Und wenn zwei, drei von ihnen den Platz eines einzigen Facharbeiters einnehmen müssen. Natürlich arbeitet es sich angenehmer und vor allem auch rationeller mit einem Stamm geschickter Facharbeiter. Aber es kommt jetzt nicht darauf an, daß die Industriebarone Dividenden, sondern daß wir den Krieg gewinnen. Darum muß jetzt mit ihrer stillen Sabotage aus Bequemlichkeit und Selbstsucht Schluß gemacht werden.

Uns bleibt inzwischen die unangenehme Aufgabe, zuzusehen, daß wir die künstlich beschäftigungslos gemachten Menschen irgendwie nutzbringend einsetzen. Seit Beginn unserer Maßnahmen hat sich unsere Lage auch soweit verschlechtert, daß heute nicht so sehr das Problem besteht, Arbeitskräfte, sondern das, Arbeitsmöglichkeiten zu beschaffen. Die Knappheit an Rohstoffen, das desorganisierte Verkehrsnetz, die Luftangriffe, die Ausfälle an Lieferungen aus ehemals besetzten, verbündeten oder neutralen Ländern und viele andere Umstände lassen oft ganze Fertigungszweige für Wochen ruhen.

Auf der anderen Seite mußten jetzt im Westen wie im Osten wichtige Rüstungswerke zeitweilig stillgelegt werden, weil die gesamte Belegschaft zum Schanzen benötigt wurde. Ich will daher jetzt erwirken, daß der von uns freigemachte Überschuß an Arbeitskräften von der Industrie aufgezogen wird, um sich gewissermaßen ein Fettpolster zu schaffen, von dem sie notfalls zehren kann. Natürlich widerspricht die Beschäftigung von Arbeitskräften, die man zur Zeit nicht gebraucht, al-

len herkömmlichen betriebswirtschaftlichen Grundsätzen. Aber darauf kommt es jetzt nicht mehr an.

Im übrigen werden wir nunmehr all unsere Maßnahmen zur Freimachung von Arbeitskräften zunächst abstoppen."

13. September 1944

Churchill und Roosevelt haben sich in Quebec getroffen. Die erste alliierte Verlautbarung über dieses Treffen wird vom Minister als außenpolitische Sensation bezeichnet. Es ist eine Meldung von Exchange Telegraph, in der es heißt, das Hauptthema der Besprechung werde die möglichst schnelle Beendigung des Krieges in Europa sein, wobei man gegebenenfalls sogar von der Casablanca-Formel der bedingungslosen Übergabe abweichen werde, um unnötige Verluste der Alliierten zu vermeiden. Ferner wolle man die Besetzung Berlins nicht den Russen alleine überlassen.

„Donnerwetter", sagt der Minister, als er die ihm von mir vorgelegte Meldung aufmerksam und wiederholt durchgelesen hat. „Hier wird zum ersten Mal in der alliierten Öffentlichkeit davon gesprochen, daß man unter Umständen von der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands absehen wolle. Das heißt mit anderen Worten, daß man geneigt ist, unter Umständen mit uns zu verhandeln. Natürlich nicht wie mit einem gleichberechtigten Partner. Aber immerhin, der Standpunkt scheint jetzt überholt zu sein, daß man gegen uns so lange kämpfen will, bis wir uns bedingungslos, das heißt auf Gnade oder Ungnade, dem Feind ausliefern. Man will nun von uns irgendetwas hören. Etwas anderes kann diese Meldung gar nicht bedeuten.

Da ist weiter die Erwähnung der alliierten Verluste, die man tunlichst vermeiden möchte. Der Krieg der Westmächte wird ja nicht allein gegen uns geführt. Jeder Soldat, den sie gegen uns verlieren, fehlt ihnen bei der Auseinandersetzung mit Japan und der ebenso unvermeidlichen mit Rußland. Je länger sie sich mit uns aufhalten, umso tiefer können die Sowjets in angloamerikanisches Interessengebiet vordringen, wie zum Beispiel auf dem Balkan, wo Churchill zur Zeit — mit Recht — seine Felle wegschwimmen sieht. Wenn Churchill jetzt die Divisionen, die in Italien und in Frankreich kämpfen, auf den Balkan werfen könnte, so wäre dort noch manches zu retten, was ihm sonst unwiederbringlich verloren geht.

Die Westmächte wollen also die deutsche Angelegenheit so schnell wie möglich zu einem Abschluß bringen. Sie haben

aber nach dem 20. Juli einsehen müssen, daß unser Regime weder von innen noch von außen in naher Zukunft zu stürzen ist. Wir sind der Revolte im Innern Herr geworden. Die Lage an den Fronten hat sich einigermaßen gefestigt. Der totale Kriegseinsatz beginnt sich auszuwirken. Man merkt bei den Westmächten, daß unter diesen Umständen mit einem baldigen deutschen Zusammenbruch nicht gerechnet werden darf. Darum öffnet man uns jetzt die Tür zu Verhandlungen. Jetzt heißt es klug, ja weise handeln!"

17. September 1944

Aus Quebec kommen äußerst spärliche Nachrichten; einen Anhaltspunkt über die Gesprächsthemen gibt lediglich ein Reuter-Bericht, der davon spricht, daß man sich über die unnachgiebige russische Haltung in der polnischen Frage und die ernste Lage unterhalten habe, die durch die russische Weigerung entstanden sei, an den Beratungen über die unmittelbaren alliierten Kriegsziele teilzunehmen. Mit anderen Worten: Man ist sich in Quebec klar, daß Rußland für ganz andere Kriegsziele als die Westmächte kämpft und muß daraus nun die notwendigen Konsequenzen ziehen.

Der frühere USA-Botschafter in Paris und Moskau, Bullit, hat in der angesehenen amerikanischen Zeitschrift „Life" einen sensationellen Artikel veröffentlicht, der einem Kassandraruf gegen die wachsende Macht des Bolschewismus gleichkommt. Man müsse sich beeilen, wenn man verhindern wollte, daß sich der bolschewistische Einfluß über ganz Europa ausbreite. Dem Artikel wird umso mehr Bedeutung beigemessen, als er durch den Papst inspiriert zu sein scheint, den Bullit kürzlich in Rom besuchte.

Moskau hüllt sich zu all dem in Schweigen. Es hat den sogenannten Waffenstillstand mit Rumänien abgeschlossen, ohne England und die USA zu befragen oder auch nur zu unterrichten. Den Balkan, das will Stalin damit seinen Verbündeten unmißverständlich sagen, betrachtet er völlig als sein Interessengebiet, in das niemand anders hineinzureden hat. Die Bolschewisierung Bulgariens macht schnelle Fortschritte. Bulgarische Kommunisten haben zusammen mit sowjetischen Truppen fast überall die Gewalt in der Hand. Nur in Sofia sitzt noch eine liberale Regierung und versucht — vergeblich — zu verhandeln.

Eine pikante Note haben die sowjetisch-finnischen Verhandlungen in Moskau dadurch erhalten, daß der Leiter der finnischen Delegation, Hackzell, einen Schlaganfall erlitt

und — die Sprache verlor. Die Zurückführung unserer Truppen bis zum 15. September konnte nicht fristgerecht durchgeführt werden. Viele finnische Soldaten und Offiziere schließen sich unseren zurückgehenden Verbänden an.

18, September 1944

Die Stabilisierung der Fronten in Ost und West hält an. Seit drei Tagen versuchen die Bolschewisten mit 47 Divisionen die Heeresgruppe Nord wiederum abzuschneiden. Ihre Angriffe im Raum von Bauske, Modohn und Walk wurden bisher abgewiesen.

Im Westen scheinen die vier amerikanischen Armeen die Aufgabe zu haben, den Westwall frontal zu berennen, während ihn die zwei englischen Armeen im Norden bei Aachen überflügeln sollen. An drei verschiedenen Stellen ist der Feind wenige Kilometer auf Reichsgebiet vorgedrungen. Doch sind ihm bedeutende Erfolge bisher versagt geblieben. Aachen wurde geräumt. Auch Trier soll evakuiert werden.

Als erste rückten aus Aachen Verwaltung, Polizei und Partei ab. Es kam zu Ausschreitungen. Der Mob unter Anführung ausländischer Arbeiter plünderte. Die Räumung erwies sich als verfrüht. Verwaltung und Polizei kehrten zurück und stellten die Ordnung wieder her. Die Bevölkerung war dem Räumungsbefehl nur in sehr geringem Umfange nachgekommen. Die Verlockung, den pausenlosen Luftangriffen zu entgehen, war zu groß. Mit ihrer Haltung ist es vorbei, sowie der ständige Zwang, unter dem sie gestanden hat, von ihr genommen ist. Ich glaube, man sollte sich auf sie nicht allzu sehr verlassen.

Ich habe heute morgen mit einem Berliner Arbeiter gesprochen. Wir unterhielten uns über den blödsinnigen Völkischen Beobachter-Artikel von Sündermann, der zum Partisanenkrieg und dem Prinzip der verbrannten Erde auffordert. „Ob nun die Bolschewisten oder die Amerikaner zuerst in Berlin sind", sagt er, „dett eene steht fest, dett ick mein Häuseken nich anstecke. Bin froh, dett et stehn jebliehm is. Wennse komm, wer ick janz scheen stikum sin. Schnauze halten hamwa ja jelernt."

Der Mann hat natürlich recht. Wenn man dem Volk die eigene Meinung zehn Jahre lang abgewöhnt hat, darf man nicht erwarten, daß es unter einer fremden Besatzung selbständig und verantwortlich handelt. Befehle werden in Deutschland ausgeführt. Wer sie gibt, ist gleichgültig.

Und noch eins kommt hinzu. Die Partei ist im Volke nicht beliebt, sondern verhaßt. Ich spreche nicht vom Nationalsozialismus, der der breiten Masse in Deutschland zum ersten Mal Arbeit, Brot und einen gerechten Anteil an sämtlichen Gütern

der Nation gegeben hat. Ihm wird das Volk, sollten wir diesen Krieg verlieren, immer eine dankbare Erinnerung bewahren. Nicht aber der Partei, die mit Zwang, Gesinnungsschnüffelei und vor allem Bonzentum im Bewußtsein des Volkes gleichbedeutend ist. Die großen Bonzen, die Nationalsozialismus zwar gepredigt aber nicht vorgelebt haben, sind schuld daran, daß heute niemand mehr etwas mit der Partei zu tun haben will.

19. September 1944

In der Feindpresse mehren sich die Gerüchte, daß Göring kaltgestellt oder gar verhaftet worden sei.

„Göring!" ruft der Minister. „Hören Sie mir bloß auf. Jetzt stehen die Düsenjäger zu hunderten auf den Horsten herum und können nicht aufsteigen, weil kein Tropfen Sprit für sie da ist.

Das ist wie die Geschichte von dem Ei und dem Huhn. Hätten wir Sprit, dann könnten die Jäger aufsteigen und die Angriffe auf unsere Hydrierwerke verhindern. Dann hätten wir wieder genügend Kraftstoff, um auch andere Zweige der Rüstung vor Luftangriffen zu schützen, die dann noch mehr Jäger produzieren könnte als wir heute schon haben. Und so weiter. Dann könnten wir den Verlust des rumänischen Erdöls leicht verschmerzen.

So aber sind wir mit unserem Sprit absolut am Ende. Und deswegen verlieren wir auch auf der Erde eine Schlacht nach der anderen. Oh, es ist zum Wahnsinnigwerden."

Wir sitzen im Wagen und fahren über die Autobahn nach Lanke. Rechterhand taucht der riesige Luftwaffen-Kasernen-Komplex auf, der bei Bernau wenige Jahre vor dem Kriege errichtet wurde.

„Hier", sagt der Minister und deutet auf die Prachtbauten, „Kasernenpaläste bauen, das konnte er, mit Marmorkaminen und tiefen Klubsesseln. Aber seine Jägerproduktion, die hat er vernachlässigt. Jetzt stehen diese Kasernen leer, weil die Luftwaffe 500 000 Mann an das Heer abgeben muß.

In Italien liegt eine sogenannte Luftflotte Süd. Sie hat ein Bodenpersonal von 110 000 Mann. Und wieviel Flugzeuge haben sie zu bedienen? Ganze 30 Stück, die nur ganz selten aufsteigen können, weil sie kein Benzin haben. Da lungern also 110 000 kraftstrotzende junge Männer beschäftigungslos in Italien herum. Und wir lösen daheim im totalen Kriegseinsatz ein Ministerium auf, um ganze 250 Mann freizubekommen, die

Asthma, Rheuma oder nur noch ein Bein haben ... Totaler Krieg — wirklich totaler Unsinn. Es ist zum Verzweifeln!"

Klatschend schlägt Goebbels sich gegen die Stirn.

„Heute vergeht kein Tag, daß das Ausland nicht irgendeine Nachtricht bringt, Göring sei verhaftet, in Ungnade gefallen oder gar am 20. Juli beteiligt. Das stimmt natürlich nicht. Und doch ist es bezeichnend, wenn mir unser erfolgreichster Kampfflieger, der Schwertträger Major Baumbach, neulich sagt: Wenn die Luftwaffengeneräle keinen Putsch mitmachen, dann nur, weil ihnen dazu der Mut fehlt.

Sehen Sie, ich könnte heute triumphieren, nun er tatsächlich von seinem hohen Roß heruntergefallen ist und im Dreck liegt. Ich könnte mir an die Brust schlagen und sagen: Seht her, da bin ich doch ein anderer Kerl. Aber es ist nicht Freude oder Genugtuung, was ich empfinde, sondern Trauer und Schmerz darüber, daß es einer der unseren ist, der soviel Unglück unseres Volkes mit verschuldet hat. Denn das Volk trifft keine Schuld. Es hat sich in diesem Krieg so anständig und opferbereit, so treu und heldenhaft erwiesen, daß es wahrlich ein besseres Schicksal verdient hätte."

„WENN ICH AUSSENMINISTER WÄRE..."

50 Seiten Denkschrift — Ribbentrops Versagen — „Ich würde es besser machen" — Einigung mit Rußland möglich — Churchill, der blinde Hasser — Besuch in Westdeutschland — Die militärische Lage wird immer ernster — Das leidige Thema Luftwaffe — Zu spät, zu spät! — Bormann ist der Stärkere.

20. September 1944

Die mit so viel Erwartungen gestartete Konferenz von Quebec ist unerwartet geräuschlos zu Ende gegangen. Es wurde nicht einmal das übliche Abschluß-Kommuniqué ausgegeben. Die alliierte Öffentlichkeit ist enttäuscht. Wir auch. Der mysteriös ereignislose Ausgang dürfte mit der plötzlichen Reise Edens nach Quebec zusammenhängen.

Vermutlich hat Stalin auf die von Churchill und Roosevelt uns gegenüber angedeuteten Verhandlungsmöglichkeiten den britischen Botschafter in Moskau zu sich bestellt und ihm mit erhobenem Zeigefiner klargemacht, daß er auf weitere Schritte dieser Art sehr sauer reagieren, das heißt sich mit uns ganz plötzlich einigen würde. Eden dürfte sich sofort nach Erhalt dieser Nachricht aus Moskau ins Flugzeug gesetzt haben und nach Quebec geflogen sein, um Churchill und Roosevelt vor unüberlegten Schritten zu warnen. Nur so ist das völlige Stillschweigen verständlich, das in Quebec nach dem ersten Trompetenstoß herrscht.

Stalin wird für seine Äußerung gegenüber dem britischen Botschafter in Moskau guten Grund gehabt, haben. Denn es ist bekannt, daß Japan wiederholt und besonders in allerjüngster Zeit versucht hat, einen deutsch-russischen Ausgleich herbeizuführen. Japan weiß sehr gut, daß es nur so lange nicht dem Ansturm der gesamten anglo-amerikanischen Macht ausgesetzt ist, als starke Kräfte der westlichen Alliierten durch uns in Europa gefesselt sind.

Es hat darum das allergrößte Interesse daran, unseren Zusammenbruch zu verhindern. Man scheint den Japanern in Moskau gewisse Vorschläge unterbreitet zu haben, unter denen der Kreml geneigt wäre, zu einer neuerlichen Übereinkunft mit uns zu gelangen. Botschafter Oshima dürfte sie bei seinem kürzlichen Empfang durch den Führer diesem mitgeteilt haben. Was dabei herausgekommen ist, ist leider unbekannt.

Die von mir für bedeutungslos gehaltene Meldung einer englischen Zeitschrift, daß in der Weltpolitik große Überraschungen in der Luft lägen, wird vom Minister mit vielen dikken Anstrichen seines Grünstiftes versehen und ausdrücklich für In- und Ausland gesperrt.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß der Minister mir gegenüber zum ersten Mal den Ausdruck gebraucht hat: „Wenn ich Außenminister wäre..." Das Gespräch drehte sich um die Ereignisse in Rumänien.

Der Landesgruppenleiter von Rumänien, der als einer der wenigen dem Gemetzel hat entgehen und sich ins Reich durchschlagen können, hat ihm darüber berichtet.

21. September 1944

Der letzte Akt der finnischen Tragödie ist durch die Unterzeichnung des Waffenstillstandsvertrages in Moskau eingeleitet worden. Die Bedingungen sind sehr hart und liefern das Land praktisch dem Bolschewismus aus. Eine Massenflucht der finnischen Bevölkerung hat eingesetzt. Wir werden unter dem Druck der finnischen Ereignisse wahrscheinlich das Baltikum räumen und uns darauf beschränken, einen Brückenkopf in Kurland zu halten.

Im Westen haben sich die feindlichen Operationen, sowohl die der Amerikaner als auch die der Engländer, festgefahren. Um sie wieder in Fluß zu bringen, setzen die Engländer große Teile ihrer neuen Fallschirmjäger-Armee zu Luftlandungen in Holland ein. Ziel ist, den Weg durch Holland ins Ruhrgebiet zu öffnen.

Es bestcht ein südlicher Landeklecks bei Eindhofen und ein nördlicher bei Nimwegen-Arnheim. Zwischen beiden scheint bereits eine lockere Verbindung zu bestehen. Starke Eingreifverbände sind im Anrücken, ihre Bewegungen jedoch durch die erdrückende Luftüberlegenheit des Feindes stark erschwert. Die Entwicklung muß abgewartet werden. Die Stimmung im Rheinland und ganz Westdeutschland ist außerordentlich gedrückt.

22. September 1944

Gestern abend hat der Minister eine neue Denkschrift von 50 Seiten Umfang für den Führer fertiggestellt und abgeschickt. Sie befaßt sich mit unserer Außenpolitik, und der Minister bezweckt mit ihr nicht weniger, als Ribbentrop aus dem Sattel zu heben und sich an seine Stelle zu setzen.

Der Minister ist in der erregten, mitteilungsbedürftigen Stimmung, die ihn stets ergreift, wenn er einen seiner Coups gestartet hat. Er hat die Denkschrift eben unterschrieben, sie in einen dicken weißen Leinenumschlag gesteckt, ihn selbst zugeklebt und versiegelt und das ganze durch mich per Sonderkurier ins FHQ expedieren lassen. Der Schuß ist abgefeuert. Jetzt wartet er auf den Einschlag und die hervorgerufene Wirkung. Wenn diese Denkschrift den gleichen Erfolg hat wie die zum totalen Kriegseinsatz, könnte er in vierzehn Tagen Reichsaußenminister sein. Ja, wenn...

„Diese Denkschrift", sagt der Minister mit glänzenden Augen, „wird in die Geschichte eingehen. Sie kann den Wendepunkt unseres deutschen Schicksals darstellen. Ich habe dem Führer darzulegen versucht, daß die augenblickliche Lage der Weltpolitik zu einer Entscheidung drängt und alle Möglichkeiten birgt, den Krieg, der militärisch nicht mehr zu gewinnen ist, doch noch zu unseren Gunsten zu beenden.

Wir haben nach einer Periode unausgesetzter Rückschläge einen Tiefstand erreicht, an dem wir, militärisch gesehen, unsere Sache verloren geben müßten. Trotzdem ist gerade jetzt, da der Feind in Ost und West etwa unsere Landesgrenze erreicht hat, eine Stabilisierung unserer Fronten und eine erhebliche Versteifung unseres Widerstandes zu beobachten. Der Feind weiß, daß wir entschlossen sind, unser Leben unter Aufbietung unserer gesamten nationalen Kraft so teuer wie nur möglich zu verkaufen.

Auch an ihm sind die fünf Jahre Krieg nicht spurlos vorübergegangen. Die endgültige Niederringung Deutschlands erfordert einen außerordentlichen Kraftaufwand, bei dem er sich fragen muß, in welchem Verhältnis er zu einem möglichen Erfolge steht. Was nützt ihm ein völlig vernichtetes Deutschland, wenn er dabei Kräfte verausgaben muß, die er zu anderen Zwecken vielleicht noch dringend genug benötigt? Denn uns geht es nur um Deutschland und unsere Stellung auf dem europäischen Kontinent. Die anderen aber haben Interessen, die den ganzen Erdball umspannen. Was andererseits, muß der

Feind überlegen, könnte ihm vielleicht ein intaktes Deutschland nützen, das er, statt es zu vernichten, zu seinem Freund und Verbündeten macht?

Denn — auch daran kann kein Zweifel bestehen — jetzt, da der Krieg in Europa sich seinem Ende zuneigt, treten für jede der heute noch in einer Koalition gegen uns vereinten Mächte ihre oft wichtigeren, außerhalb Europas liegenden Ziele hervor. Wir sind die einzige kriegführende Macht, die nur um ihre Interessen in Europa kämpft. Allen anderen geht es um Weltmacht. Lohnt es also, das Pulver, das man für die kommende globale Auseinandersetzung gebraucht (welche wir uns als unbeteiligte Zuschauer ansehen werden) lohnt es, dies Pulver im Kampf gegen ein heute bereits ungefährliches Deutschland zu verschießen? Oder ist es nicht vielmehr ratsam, so viel Trümpfe wie möglich für die nächste Runde aufzusparen?

Für uns also kommt es darauf an, unsere ganze nationale Kraft zusammenzunehmen, nach Osten und Westen um uns zu schlagen, jeden Meter Bodens so teuer wie möglich zu verkaufen und dem Feinde klar zu machen, daß er sich den Weg nach Berlin nur unter schwersten blutigen Verlusten Meter für Meter erkämpfen kann. Gleichzeitig aber müssen wir nun alle gegebenen politischen Möglichkeiten weise und mit höchstem Geschick ausnützen.

Für eine solche Aufgabe ist natürlich ein Mann völlig ungeeignet, dessen Außenpolitik, seit er dem englischen König mit dem deutschen Gruß gegenübertrat und durch diese einmalige Instinkt- und Taktlosigkeit die so hoffnungsvolle deutsch-englische Verständigungspolitik im Keim erstickte, eine einzige Aneinanderreihung von Mißerfolgen und Katastrophen darstellt.

Das letzte Glied in dieser Kette von Katastrophen ist Rumänien. Ich habe von vornherein unsere falsche Politik in diesem Lande angeprangert. Es war ein grundlegender Fehler, die Unterdrückung der Eisernen Garde und die Erschießung Codreanus durch Marschall Antonescu zuzulassen. Damals sagte Ribbentrop: Der Marschall ist unser Mann. Auf ihn und seine Armee können wir uns verlassen. Welcher Verlaß auf ihn war, haben wir dann erlebt. Von einem halben Knaben hat er sich überrumpeln lassen, und seine Armee hat keinen Finger gerührt, weder für ihn noch für uns. Solche Marschälle sind so lange zu gebrauchen, als alles gut geht. In Zeiten schwerer Belastungen aber können nur Männer bestehen, die unseres Geistes sind.

In diesem Kriege hat sich gezeigt, daß es eine bestimmte Schicht gibt, die in Krisenzeiten Anstand, Haltung und Nerven bewahrt. Das sind die Männer einer neuen Zeit. Sie sind in England ebenso hervorgetreten wie in Rußland und bei uns. Sie gibt es in jedem Volk, eine Internationale der Anständigkeit und Haltung. In Rumänien haben wir uns nicht auf sie, sondern auf die andere Internationale der Kapitulations-Marschälle gestützt, und haben verspielt. Aber mit „hätten wir" und „wären wir" macht man keine Politik. Jetzt heißt es von vorne anfangen.

Zwei Argumente", fährt der Minister fort, „führt Ribbentrop stets zur Entschuldigung seines Versagens an. Einmal, sagt er, könne man im Schatten militärischer Mißerfolge keine erfolgreiche Außenpolitik betreiben. Nun, zunächst kann man kaum behaupten, daß unsere Außenpolitik besser war, als wir auf der Höhe unserer militärischen Erfolge standen. Ja, es ist doch wohl umgekehrt, daß unsere militärischen Rückschläge zu einem großen Teil die Folge unserer miserablen Außenpolitik waren. Vor allem aber erweist sich die Kunst eines Außenministers gerade in schwierigen Lagen. Das ist wie bei einer Hausfrau. Wenn alles reichlich vorhanden ist, gehört keine Kunst dazu, ein vorzügliches Essen zu bereiten. Aber wenn die Zutaten knapp werden, ein schmackhaftes Mahl auf den Tisch zu stellen, das ist Hausfrauenkunst.

Solange das Reich auf der Höhe seiner Macht stand, war es keine Kunst, außenpolitische Erfolge zu erzielen, und es gehörte schon ein Ribbentrop dazu, trotzdem eine Position nach der anderen zu verspielen. Heute aber brauchte man einen Mann von anderem Format, um aus dem Debakel politisch noch etwas herauszuholen. Und doch reizt mich gerade eine solche Aufgabe ungeheuer. Was würde ich darum geben, wenn mir der Führer diese Aufgabe übertrüge!

Ich würde mich mit verbissener Wut in die Arbeit stürzen. Ich traue mir zu, die gegnerische Koalition auseinanderzusprengen. In emsiger Kleinarbeit würde ich Sprengloch auf Sprengloch bohren, Pulver hineinstreuen und dann plötzlich den ganzen Laden hochgehen lassen. Beharrlichkeit gehört dazu und Klugheit, ja List. Ich würde all meine politische Erfahrung zusammennehmen. Ich würde meine Rednergabe und meine publizistischen Fähigkeiten allein auf dieses eine Ziel ausrichten. Ich bin überzeugt, daß allein die Tatsache meiner Betrauung mit diesem Amt einen guten Teil des Erfolges ausmachen würde. Jeder würde wissen: Jetzt wird es Ernst. Jetzt ist ein Mann am Ruder, der lieber ganz Europa in einen Trüm-

merhaufen verwandelt, als auch nur einen einzigen Gedanken an eine feige Kapitulation zu verschwenden.

Ich würde nach beiden Seiten operieren. Die englische Geistesart liegt mir ja sehr. Ich könnte meine guten und freundschaftlichen Beziehungen zu vielen bedeutenden Engländern spielen lassen. Aber auch mit den Bolschewisten würde ich ins Gespräch kommen. Ich gelte ja nicht umsonst als der Vertreter des linken Flügels der Partei. Welche Möglichkeiten! Welche Aussichten!"

Der Minister seufzt und lehnt sich in seinen Sessel zurück. Einen Augenblick schweigt er und scheint seinen Zukunftsplänen nachzuhängen. Dann fährt er fort:

„Das zweite Argument, das Ribbentrop zu seiner Entschuldigung anführt, ist eine glatte Gemeinheit, weil es sich gegen den Führer richtet. Ich bin ja nur ausführendes Organ, sagt er. Umso schlimmer, daß er selbst als bloß ausführendes Organ noch in der Lage war, die Konzeption des Führers von einer deutsch-englischen Verständigung unmöglich zu machen und damit unsägliches Leid über unsere beiden großen Völker zu bringen.

Dieser Mann jedenfalls muß weg! Das ist die Vorbedingung dafür, aus der augenblicklichen Lage, die noch alle Möglichkeiten in sich birgt, das Beste für uns herauszuschlagen. Ich glaube, daß es mir gelungen ist, den Führer in meiner Denkschrift davon zu überzeugen."

23. September 1944.

Die bei Arnheim abgesetzte 1. britische Luftlande-Division ist jetzt völlig eingeschlossen und geht ihrer Vernichtung entgegen. Bisher 3000 Gefangene. Die beiden anderen Landegruppen bei Eindhofen und Nimwegen haben die Verbindung zu einander aufgenommen, so daß hier ein schmaler englischer Schlauch in unsere Front hineinragt. Model soll versuchen, ihn unter allen Umständen zu beseitigen.

Im Osten vollzieht sich die Räumung des Baltikums planmäßig. Der Feind drängt stark nach.

25. September 1944.

Der Stiefsohn des Ministers, Harald Quandt, Leutnant und Bataillons-Adjutant bei der 1. Fallschirmjäger-Division in Italien, ist schwer verwundet wahrscheinlich in englische Gefangenschaft geraten. Der Reichsmarschall selbst hat den

Minister angerufen, um ihm die Tatsache in allen Einzelheiten, soweit er sie ausfindig machen konnte, mitzuteilen und ihm sein Mitgefühl auszusprechen.

Beim Abendessen erzählt der Minister davon.

„Göring hat eben doch", sagt er, „einige Züge, die ihn menschlich sehr sympathisch machen. Persönlich kann ich ihm trotz seines furchtbaren Versagens nicht böse sein, während ich Ribbentrop dagegen nicht nur sachlich ablehne, sondern von ganzer Seele verabscheue. Göring hat, und das beweist auch seine trotz allem beim Volke immer noch vorhandene Beliebtheit, viele positive Charakterzüge. Selbst seine unbändige Eßlust wirkt auf mich nicht abstoßend, sondern erinnert irgendwie an die alten Recken, die nicht nur auf dem Schlachtfeld sondern auch im Schwingen von Humpen und Verzehren ungeheurer Braten Bewunderswertes leisteten.

Ich entsinne mich da noch mancher netter Erlebnisse aus der Zeit, als wir gemeinsame Kundgebungen veranstalteten. Aus Sparsamkeitsgründen reisten wir gewöhnlich zusammen in einem Schlafwagenabteil. Ich saß nach der Kundgebung meist schon auf meinem Bett, während er bis zur letzten Minute vor Abfahrt des Zuges damit beschäftigt war, Reiseproviant einzukaufen.

Wie ein Weihnachtsmann kam er dann pustend und ächzend an, über und über mit Päckchen beladen, die alle irgendetwas Eßbares enthielten. Er pflegte sich nun neben mich aufs Bett zu setzen, um all die leckeren Dinge auszupacken und zu verputzen. Er bot mir stets sehr freigebig davon an und wurde richtig ärgerlich, wenn ich nicht mittat. Das verderbe ihm den ganzen Appetit, behauptete er.

Lag er dann endlich im Bett über mir, daß die Federn von seinen Zentnern ächzten, so waren noch lange Zeit Kaugeräusche vernehmbar, ja es kam oft genug vor, daß er mitten in der Nacht wieder zu essen anfing, wenn er, von unbezähmbarem Appetit gepackt, aufgewacht war.

Auch dem Führer war diese schwache Seite Görings bekannt, und er hänselte ihn gerne damit. Wir fuhren einmal, es war noch vor der Machtübernahme, zusammen von Frankfurt am Main irgendwohin: der Führer, Göring und ich. Als wir gegen 10 Uhr morgens starteten, hatte Göring schon ausgiebig gefrühstückt. Aber wir waren noch nicht lange unterwegs, da begann er bereits sehnsüchtig nach den Gasthäusern auszuschauen, an denen wir vorüberkamen. Der Führer liebte es gar nicht, unterwegs einzukehren. Wenn sich eine Eßpause

auf so einer Autofahrt gar nicht vermeiden ließ, hielt er am liebsten auf einer Waldwiese oder an einem lieblichen Abhang, um das in einem Picknickkorb Mitgebrachte zu verzehren.

Göring wurde mit jedem Kilometer, den wir fuhren, ungeduldiger. Ob wir denn gar nicht eine Frühstückspause einlegen wollten? Der Führer schüttelte verneinend den Kopf. Er habe nichts Eßbares mitgenommen. In wenigen Stunden seien wir an Ort und Stelle und könnten dort Mittag essen. Bei jedem Restaurant, an dem wir vorbeikamen, tippte Göring dem vor ihm sitzenden Führer auf die Schulter und machte ihn auf die besondere Eignung gerade dieses Lokales zur Einnahme einer kleinen Magenstärkung aufmerksam. Aber jedes Mal lehnte der Führer lachend ab.

Schließlich, als Göring schon ganz apathisch in den Polstern lag, hielten wir vor einer kleinen Dorfschänke. Göring war als erster draußen und wählte zwischen den Schlackwürsten, kalten Bouletten und Sülzkoteletts, die in einer Glasvitrine auf der Theke ausgestellt waren. Als wir die Schänke betraten, hatte er die erste Portion schon fast verschlungen. Und während wir beim Wirt nun unsere Bestellungen machten, rief er mit vollem Mund nach jeder Bestellung dem Mann hinter der Theke zu: „Mir auch. Mir auch!"

Gelegentlich brachte uns Görings Eßlust aber auch in arge Verlegenheit. Es war in irgendeiner rheinischen Industriestadt. Wir hatten zusammen auf einer Arbeiterversammlung gesprochen und Göring danach wie üblich seine Einkäufe gemacht. Da entdeckte ein Berichterstatter des örtlichen Kommunistenblattes in einem Konfitürengeschäft der Stadt die Durchschrift einer auf Görings Namen ausgestellten Rechnung über gelieferte Pralinen, Schokolade usw. im Betrage von 27 Mark. Die Rechnung wurde im Faksimile unter der Überschrift „So leben die Nazi-Arbeiterführer" veröffentlicht, was natürlich höchst peinlich war.

Was bei Göring aber immer wieder versöhnt", fährt der Minister fort, „ist, daß er diese seine Schwäche gar nicht verhehlt oder zu beschönigen versucht, wie er eben menschlich durchaus anständig und ehrlich ist. Was ich z. B. von Ribbentrop nicht sagen kann. Es war widerwärtig zu beobachten, wie dieser um den Führer herumscharwenzelte, und beschämend, wie er den guten alten Neurath beim Führer in niederträchtigster Weise schlecht machte und anschwärzte. Wenn

es jetzt gelingen sollte, diesen Nichtskönner unschädlich zu machen, dann ist damit gleichzeitig ein Akt der Gerechtigkeit seinem Amtsvorgänger gegenüber vollzogen."

28. September 1944.

Die Denkschrift zur deutschen Außenpolitik liegt jetzt seit einer Woche beim Führer. Nichts ist bis jetzt darauf erfolgt. Der Minister wird von Tag zu Tag unruhiger. Seine Betrauung mit dem Amt des Reichsbevollmächtigten war in wenigen Tagen perfekt. Die jetzt dem Führer vorgelegte Frage erscheint ihm noch weit dringlicher. Jeder Tag, der unter den augenblicklichen politischen Verhältnissen ungenutzt verstreicht, ist eine verlorene Chance. Wiederholt hat der Minister im FHQ angefragt, um einen Empfang beim Führer gebeten. Die Antwort ist immer ausweichend, vertröstend.

Zur Zeit muß der Besuch der Ungarn als Entschuldigung herhalten. Die Lage in Ungarn, das von der Roten Armee zangenartig umklammert wird, ist kritisch genug. Ich vermute jedoch, daß Bormann irgendwie seine Finger im Spiel hat, daß er den Vorstoß des Ministers hintertrieben hat. Goebbels ist ihm mit seinen Vollmachten im Innern schon viel zu mächtig. Ihm auch noch die Außenpolitik zu übertragen, muß Bormann gefährlich erscheinen.

Der Minister ist außerordentlich nervös und gereizt. Er glaubt zwar noch nicht, daß sein Vorstoß endgültig gescheitert ist, aber er muß es befürchten. So versucht er inzwischen, dem Auswärtigen Amt auf dem Weg über den totalen Kriegseinsatz ans Leder zu gehen. Er hat Gauleiter Wegner, seinen besten Mann, damit beauftragt, die Presse-, Propaganda- und Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes als überflüssig aufzulösen. Wegner berichtet heute über seine diesbezüglichen Verhandlungen mit Steengracht. Sie sind ergebnislos verlaufen. Steengracht hat sich nur unter der Voraussetzung mit der Auflösung dieser Abteilungen einverstanden erklärt, daß das Propagandaministerium seinerseits seine Auslandsabteilung auflöst. im übrigen solle die Angelegenheit dem Führer vorgetragen werden.

Während sich der Minister Wegners Ausführungen anhört, sehe ich, wie ihm die Zornesader anschwillt. Ein Wutausbruch steht bevor. Und kaum hat Wegner geendet, da geht es los:

„Ich denke gar nicht daran", schreit er, „mich mit Herrn v. Ribbentrop auf einen Kuhhandel einzulassen. Wenn ich

meine Auslandsabteilung auflöse, dann tue ich das als Propagandaminister. Ich verkehre aber mit dem Auswärtigen Amt nicht als Propagandaminister sondern als weisungsberechtigter Reichsbevollmächtigter für den totalen Kriegseinsatz. Und als solcher verlange ich die Auflösung.

Was heißt verlange! Ich ordne sie an! Jetzt ist Schluß mit der Quatscherei! Jetzt wird mit den Herrn nicht mehr verhandelt, sondern jetzt mache ich von meinen Vollmachten Gebrauch! Jetzt wird eine ganz klare, juristisch einwandfreie Weisung ausgearbeitet: Sie haben auf Grund der mir mit Führererlaß vom soundsovielten übertragenen Vollmachten bis da und dahin die betreffenden Abteilungen aufzulösen. Vollzugsmeldung bis zum soundsovielten ... usw.

Ich bin es jetzt leid! Ich werde die Macht gebrauchen, die mir übertragen wurde. Eine Beschwerde beim Führer steht ihm nicht zu. Und sollte er es doch versuchen, dann werde ich den Führer fragen: Haben Sie mir diese Vollmachten gegeben? Ich lege sie gern in Ihre Hand zurück. Aber mit ihnen auch mein Amt. Dann kann er die noch fehlenden 70 Divisionen in den Wind schreiben. Ich weiß genau, daß der Führer das nicht tut. Ich kenne ihn doch. Und wenn die Auflösung dann perfekt ist, wird Ribbentrop hoffentlich die einzig mögliche Konsequenz ziehen und demissionieren."

Eine Weile noch läuft der Minister wutschnaubend auf und ab. Seine Wut scheint sich allmählich in Energien umzusetzen. Er hat jetzt einen neuen Plan. Zieht der erste nicht, muß dieser es schaffen.

29. September 1944.

Die Lage auf dem Balkan und die hier zu Tage tretenden Gegensätze zwischen den Angloamerikanern und den Russen werden immer interessanter. Vor einigen Tagen überraschten die amerikanischen Nachrichtenagenturen mit einer Sondermeldung, in der es hieß, angloamerikanische Streitkräfte seien von See und aus der Luft an der balkanischen Adriaküste gelandet, um sich an der Vertreibung der deutschen Truppen vom Balkan zu beteiligen.

Die Meldung wirkte sensationell. Ich muß dem Minister einen großen Atlas herbeischleppen, und er rechnet sich bereits aus, wo die gelandeten Kräfte der Engländer und Amerikaner mit der Roten Armee zusammenstoßen könnten. Das OKW teilt auf Anfrage mit, daß ihm von einem solchen Unternehmen nichts bekannt wäre. Das will nicht viel besagen. Aber auch sonst bleibt jede Bestätigung der Meldung aus.

Nach ein paar Tagen erklärt Reuter, es hätte sich nur um vereinzelte, kleinere Unternehmungen zur Unterstützung der jugoslavischen Partisanen gehandelt. Die ganze Sondermeldung also war offensichtlich nur ein Versuchsballon der Westmächte, um die russische Reaktion auf ein solches Unternehmen festzustellen.

Diese Reaktion war sehr deutlich. Sie bestand in der Ausweisung der in Sofia befindlichen amerikanischen und englischen Militärmissionen zur Unterstützung der Balkanpartisanen, und zwar innerhalb einer Frist von 24 Stunden. Deutlicher konnte Stalins Antwort nicht ausfallen. Wir brauchen eure Unterstützung hier nicht, wir wollen sie auch gar nicht. Auf dem Balkan habt ihr nichts zu suchen. Das ist mein Revier. Finger we, sonst klopfe ich sehr energisch drauf!

30. September 1944

Die 1. britische Luftlande-Division bei Arnheim ist vollständig vernichtet. 6500 Gefangene und die gesamte Ausrüstung sind in unsere Hand gefallen. Ein schöner Erfolg, der das vorläufige Scheitern der Montgomery-Offensive bedeutet. Großes Wehklagen in der englischen Presse.

Im Osten ist jetzt die Evakuierung des Baltikums nahezu abgeschlossen. Wir hatten nur noch einen Brückenkopf im Umkreis von etwa 60 Kilometern um Riga.

Schweden hat den Schiffsverkehr mit uns eingestellt.

Die Schweiz hat ein Ausfuhrverbot für alles mittelbare und unmittelbare Rüstungsmaterial nach Deutschland erlassen. Unser Handelsverkehr mit der Schweiz hört damit praktisch auf.

Churchill hat vor dem Unterhaus gesprochen. Über seine Konferenz mit Roosevelt verriet er nichts. Er gab zu, daß zwischen den drei großen Alliierten mancherlei Meinungsverschiedenheiten beständen. Einen Schock löste in England seine Feststellung aus, daß mit einer Beendigung des Krieges erst im Laufe des Jahres 1945 gerechnet werden dürfe.

Die Churchill-Rede nimmt der Minister zum Anlaß, sich wieder einmal über die politischen Aussichten dieses Krieges zu äußern.

„Ich glaube nicht", sagt er, „daß eine Verständigung mit England möglich ist, solange Churchill lebt. Und seine Gesundheit scheint ja leider unverwüstlich zu sein. Obwohl fünf Jahre Krieg für jeden, der an führender Stelle in einer Nation steht, keine Kleinigkeit sind. Die unaufhörliche geistige

und körperliche Anspannung zehrt an der Substanz. Ich bin überzeugt, daß es sich heute niemand von uns leisten darf, ernstlich krank zu werden.

Interessant ist, was der Präsident der New Yorker Handelskammer, Johnston, von seinem kürzlichen Besuch bei Stalin berichtet. Stalin sei müde und lustlos gewesen, schreibt er. Wie geistesabwesend habe er während der Unterhaltung Kringel auf Papier gemalt. Schließlich habe er erklärt, daß die Kriegsgeschäfte schwer auf ihm lasteten, er habe die Sorgen und Verantwortung für die ganze Sowjet-Union zu tragen. Dies Bild des müden Stalin ist gewiß wirklichkeitsgetreu gezeichnet.

Nach fünf Jahren eines so intensiven Krieges ergibt sich irgendwann einmal ein Punkt, an dem nicht nur die Völker selbst, sondern auch ihre Führer diesen Krieg satt haben, an dem sie die Grenze ihrer physischen und moralischen Leistungsfähigkeit erreichen. Wer dann aufgibt, über den geht der Schritt der Geschichte hinweg. Aber eines Tages kommt es gewiß auch so weit, daß selbst die Standhaften, die Runde um Runde durchgekämpft haben, sagen: Nun ist es genug. Nun wollen wir sehen, wie wir auf vernünftige Art aus dieser Geschichte herauskommen.

Ich neige immer mehr zu der Ansicht", fährt der Minister nach kurzem Überlegen fort, „daß wir eher zu einer Übereinkunft mit Rußland gelangen würden. Denn Churchill ist, das hat seine von den gemeinsten und zynischen Beleidigungen gegen uns strotzende jüngste Rede wiederum bewiesen, ein blinder Hasser. Stalin dagegen ist ein nüchterner Realpolitiker. Seine Bedingungen sind nicht leicht und würden uns harte Verzichte auferlegen. Aber wir blieben doch wenigstens zunächst am Leben. Und aus einer Allianz läßt sich oft mehr erben als aus einem blutigen Kriege. Das hat die englische Geschichte ja zur Genüge bewiesen.

Ich habe dieses Problem erst kürzlich mit Gauleiter Forster durchgesprochen, den ich übrigens für einen der wenigen klugen Köpfe unserer Führerschaft halte und den ich, sollte ich Außenminister werden, unbedingt zur Mitarbeit heranziehen würde. Forster hat bei den deutsch-sowjetischen Wirtschaftsverhandlungen des öfteren mit Stalin gesprochen. Er gewann damals die Überzeugung, daß Stalin England und sein politisches System aufs tiefste haßt und immer auf seine Vernichtung hinarbeiten wird, auch wenn er mit ihm zeitweilig in einer kriegerischen Koalition vereint ist.

Stalin könnte, einigte er sich jetzt mit uns, seine Kräfte ganz dem Ziel widmen, England an einer seiner empfindlichsten

Stellen zu treffen: dem Balkan, Mittelmeer und Vorderen Orient. Wir müssen ihm nur zur Zeit, genauso wie den Westmächten, durch die Tat beweisen, daß die endgültige Niederringung Deutschlands noch sehr viel kostbares Blut erfordert. Umso größer wird die Verhandlungsbereitschaft, und umso besser werden unsere Chancen sein, die wir dabei haben."

2. Oktober 1944

Der Doktor kränkelt seit ein paar Tagen an einer leichten Erkältung. Auch machen ihm seine Nieren zu schaffen. Das Wochenende verbringt er im Bett. Er genießt die Ruhe sehr. Sein größtes Vergnügen ist es, einmal nicht zu der üblichen Zeit aufstehen zu müssen, sondern im Bett liegen bleiben zu können.

3. Oktober 1944

Gestern abend haben die Aufständischen in Warschau den letzten Schuß abgegeben und unter ihrem Anführer, dem General Bor-Komorowski, nach 63 Tagen heldenhaften Kampfes kapituliert. General Bor wurde interessanterweise von der Londoner Exil-Polen-Regierung als Nachfolger des von Moskau als untragbar bezeichneten Generals Sosnkowski auf dem Posten eines Oberbefehlshabers der polnischen Streitkräfte bei den westlichen Alliierten vorgeschlagen. Jetzt befindet sich Bor bei uns und scheint nicht abgeneigt zu sein, irgendwo auf unserer Seite mitzuwirken.

Die englische Zeitschrift Spectator schreibt, ein deutsch-englisches Bündnis könnte für Rußland ebenso gefährlich werden wie ein deutsch-russisches für England. Ist das nicht unsere Theorie vom Zünglein an der Waage?

Im Zuge der Totalisierung des Kriegseinsatzes hat die Zeitschrift Berlin-Rom-Tokio ihr Erscheinen eingestellt. „War ja auch überholt", meint der Minister dazu, „Berlin-Moskau-Tokio wäre ein besserer Titel gewesen. Hätte sich auch länger gehalten..."

4. Oktober 1944

Der Minister ist in den Westen des Reiches gefahren, um die dortige kritische Lage aus eigenem Augenschein beurteilen zu können. Er hat in Köln und Essen Besprechungen mit den Gauleitern Grohé und Schlessmann, fährt mittags zu Models vorgeschobenem Gefechtsstand unweit des englischen Ein-

bruchsraumes in Holland und spricht abends vor der Belegschaft eines Glanzstoffwerkes in Köln. Ein reichhaltiges Programm.

Wir haben Glück. Es ist schlechtes Wetter. Nebel und niedrige Wolken. So bleibt der „Jabo-Schirm", wie Fachleute den ununterbrochenen Einsatz feindlicher Jagdbomber über ganz Westdeutschland nennen, für heute zusammengefaltet. Wir sehen und hören kein einziges feindliches Flugzeug, was die Reise außerordentlich erleichtert. Wir hatten damit gerechnet, zusammen mit dem Doktor öfter mal im Straßengraben Deckung nehmen zu müssen.

Mit dem Verkehr freilich sieht es böse aus. Die Züge quälen sich mit vielen Stunden Verspätung schlecht und recht ihrem Ziel entgegen. Dabei sind sie heute, wie gesagt, aus der Luft unbehelligt. An klaren Tagen ist es ein beliebter Sport feindlicher Jabos, auf Lokomotiven Jagd zu machen und ihnen die Kessel mit Bordwaffen zu durchsieben. Trotz Ruhe in der Luft sehen wir Eisenbahnstrecken, die viele Kilometer lang von einem Güterzug hinter dem anderen verstopft sind. Wie sich unter diesen Verhältnissen überhaupt noch ein irgendwie geregelter Verkehr aufrecht erhalten läßt, ist mir unerfindlich.

Natürlich leidet die Industrie unter dieser Verkehrsnot ganz außerordentlich. Viele Werke liegen still, weil keine Rohstoffe oder Halbfertigfabrikate herankommen. In den Gruben werden die Sonntagsschichten eingestellt, weil die Bahn den Abtransport der Kohle nicht bewältigen kann und die Halden bereits überfüllt sind. Wenn die Luftangriffe für ein paar Tage aussetzen, dann kommt alles langsam wieder in Betrieb. Aber die feindliche Luftherrschaft über Westdeutschland hat einen Grad erreicht, daß sich die These von der Unverletzlichkeit unserer Industrie durch Luftangriffe nicht länger aufrecht erhalten läßt.

Die militärische Lage wird von Model ernst beurteilt. Immerhin sieht sie nicht mehr so katastrophal aus wie noch vor wenigen Wochen. Als die Amerikaner damals den Westwall erreichten, war er mit keinem einzigen Soldaten besetzt, geschweige denn mit schweren Waffen bestückt. Die Sherman-Panzer hätten bis Köln und darüber hinausfahren können, ohne auf irgendwelchen Widerstand zu stoßen. Sie taten es zum Glück nicht. Aus Vorsicht? Aus Nachschubmangel? Oder einfach weil sie das Bedürfnis verspürten, mal wieder eine Pause einzulegen? Diese Pause jedenfalls rettete uns, und wir verfügen heute bereits über eine feste Abwehrfront, die zu durchstossen dem Feind mindestens schwere Verluste kosten dürfte.

„Wir haben damals", sagt der Minister, „als wirklich nur ein Wunder den amerikanischen Vorstoß bis ins Herz des Reiches verhindern zu können schien, die Nerven nicht verloren. Und dieser Mut ist belohnt worden. Unsere Abwehrfront steht jetzt. Nun müssen wir uns nur noch die Reserven schaffen, die für operative Erfolge unerläßlich sind.

Da ist zum Beispiel der englische Schlauch von Nimwegen, der mit seinen langen offenen Flanken jeden Strategen geradezu herausfordert. Zwei Divisionen und hundert Panzer, sagt Model brauchte er, um diesen Schlauch abzuschneiden und zu liquidieren. Zwei Divisionen! Und wir sind dabei, hundert neue aufzustellen! Mein Gott, mein Gott! Was haben wir versäumt! Alles kommt zu spät!"

Eine andere Sorge von Model sind die fehlenden Panzer.

„Ich glaube dem Speer kein Wort mehr", sagt der Minister. „Er macht uns alle mit seinen Zahlen besoffen. Man fällt immer wieder darauf rein, weil einem das Herz im Leibe hüpft, wenn man hört, daß wir Tausende von Panzern und Jägern ausstoßen. Aber an der Front ist nichts davon zu merken. Wenn sie mal drei Tiger-Panzer bekommen, sagt Model, und die gelangen auch tatsächlich heil an die Front, dann streichen sie den Tag im Kalender an."

Die Meinung im Westen über die Luftwaffe und ihren Chef ist einmütig. Man bekommt ihr Versagen zu deutlich am eigenen Leibe zu spüren. Man spricht allgemein nicht mehr von der Luft- sondern nur noch von „Flucht-Waffe". Ihre riesigen Stäbe und Bodenorganisationen waren es vor allem, die bei dem Rückzug aus Frankreich die ekelhaftesten Panik- und Zersetzungserscheinungen zeigten.

„Wenn die Bevölkerung des Rheinlandes", sagt der Minister, „jetzt die flüchtenden Luftwaffenhorden durch ihre zerbombten Städte rollen sieht, dann wird die Verkommenheit dieses einst so stolzen Wehrmachtsteils vor den Augen des ganzen Volkes enthüllt. Man kann dem einzelnen Luftwaffenoffizier, der jetzt mit einer Kiste Sekt und einer französischen Hure im Fond seines Wagens die sichere Heimat zu erreichen versucht, statt sich, wie die ihm in entgegengesetzter Marschrichtung auf der Straße begegnenden Hitler-Jungen, wenigstens zum Schanzen an den Westwall zu begeben, nicht einmal so schwer verurteilen, wie jenen Mann, der durch seine Laxheit und Genußsucht an all dem schuld ist.

Wären in einer mir unterstellten Truppe derartig zum Himmel stinkende Verfallserscheinungen zutage getreten wie jetzt

bei der Luftwaffe in Frankreich, ich wäre entweder mit dem eisernen Besen dazwischen gefahren oder ich hätte, wenn ich den Mut oder die moralische Berechnung dazu nicht besäße, mir eine Kugel durch den Kopf geschossen.

Sehen Sie", fährt der Minister nach einer Pause des Überlegens fort, „man kann die führenden Nationalsozialisten in zwei Kategorien einteilen: die einen leben dem Werk und der Idee, die es trägt, die anderen leben dem Genuß und sei es nur dem, den die Macht und deren Ausübung verschafft. Diese Zweiteilung tritt erst jetzt, im Stadium der Bewährung unter schwersten Umständen, deutlich in Erscheinung.

Ich will durchaus nicht der reinen Askese das Wort reden. Deren sind nur Ausnahmemenschen wie der Führer fähig. Jeder soll sich neben seinen Pflichten sein Leben nach seinem Geschmack einrichten. Jeder hat seine Schwächen, auch ich zum Beispiel. Aber es kommt darauf an, was der Endzweck, der Lebensinhalt ist: der Genuß oder das Werk. Und es kommt vor allem darauf an, ob man sich vom Genuß beherrschen, und sich zu seinem Sklaven machen läßt."

Als ich neulich im Bücherschrank des Ministers kramte, fand ich die Sprüche des chinesischen Weisen Lao-tse. Darin hatte er sich mit Bleistift folgende Worte dick angestrichen: „Erwerben, nicht besitzen; wirken, nicht gewinnen, das ist der Pfad."

10. Oktober 1944

Seit der Feind an verschiedenen Stellen auf deutschem Boden steht, beschäftigt sich der Minister ernstlich mit der Frage unseres Verhaltens in einem feindbesetzten Deutschland. Alle Pläne eines Partisanenkrieges, wie ihn Sündermann in seinem berüchtigten Artikel im Völkischen Beobachter proklamiert hat, lehnt er ab, weil ihnen die wichtigste Voraussetzung fehlt: eine großzügige und planmäßige Unterstützung von außerhalb.

Wir hätten seiner Überzeugung nach mit den französischen Maquis genauso kurzen Prozeß gemacht wie mit den polnischen Insurgenten in Warschau, hätten die Franzosen nicht die laufende und sehr starke Unterstützung von England aus gehabt. Er lehnt jeden Gedanken eines groß angelegten Partisanenkrieges in Deutschland nach einer eventuellen Niederlage energisch ab. Trotzdem glaubt er, daß eine kleine Schar überzeugter und zum Letzten entschlossener Patrioten einen Machtfaktor darstellen würde, den die Besatzungsmächte in einem besiegten Deutschland durchaus ernstzunehmen hätten.

„Welch glänzendes Beispiel in dieser Beziehung," sagt er, „ist doch Polen, das im Lauf der Geschichte immer wieder okkupiert, zerstückelt, aufgeteilt worden ist, dessen Grenzen ausgelöscht, dessen nationales Leben unterdrückt wurde und dessen nationale Leidenschaft sich trotzdem über die Jahrhunderte erhalten hat, so daß ihre Flammen immer von neuem selbst aus verkohlten Trümmern aufzüngeln und sich, je stürmischer es ist, zu umso hellerer Glut entfachen! Welcher Leistungen und Leiden ist doch ein Volk fähig, das um seine nationale Freiheit kämpft!"

11. Oktober 1944

Die Fronten sind wieder in Bewegung geraten. Bei Aachen ist seit einigen Tagen eine Großoffensive im Gange. Tiefe Einbrüche nördlich und südlich Aachen. Die Stadt scheint eingeschlossen zu sein.

Die Engländer sind an der Scheldemündung gelandet. Ihr Ziel ist der für sie außerordentlich wichtige Hafen von Antwerpen. Die Städte Emmerich und Kleve wurden durch Massenbombardierung buchstäblich weggewischt. Hier steht nichts mehr.

An der Ostfront sind die Russen auf Ösel gelandet. Der Rigaer Brückenkopf ist auf einen Radius von etwa 30 km zusammengeschmolzen. Die von Schaulen ausgehende starke Sowjet-Offensive hat uns auf die Ostpreußenschutzstellung zurückgeworfen. Memel wurde geräumt. Nördlich Warschau scheint sich eine weitere Groß-Offensive vorzubereiten. In Ungarn erzielten die Russen erhebliche Erfolge. Budapest ist bedroht.

Unser Rückzug auf dem Balkan geht planmäßig, aber nicht ohne Schwierigkeiten vor sich. Nur die Räumung Kretas und des Dodekanes vollzieht sich vom Feinde ungestört. Englische Luft- und Seestreitkräfte haben unseren Transportern, statt sie zu torpedieren, gute Fahrt zusignalisiert.

Churchill ist, kaum daß er aus Kanada zurückkehrte, in Begleitung Edens und anderer nach Moskau geflogen. Die Nachrichten, die ihm Eden nach Quebec brachte, scheinen so wichtig gewesen zu sein, daß er ihre Erörterung an Ort und Stelle für unerläßlich erachtete.

Da es sich hierbei offensichtlich um den Versuch handelt, die aus dem Leim gehende Koalition wieder zusammenzukitten, ordnet der Minister in Presse und Rundfunk größte Zurückhaltung an. Trotzdem erscheinen am nächsten Tag auf

den ersten Seiten der Blätter groß aufgemachte Berichte und ebenso lange wie spöttische Kommentare.

Wie ist das möglich? Herr v. Ribbentrop war anderer Ansicht als der Minister, hat sich mit dem Reichspressechef in Verbindung gesetzt, der immer den unterstützt, der gegen Goebbels ist, und dieser hat wieder einmal eine selbstständige Weisung an die Presse ausgegeben.

Es gibt auf der Konferenz eine heftige Auseinandersetzung zwischen dem Doktor und dem Vertreter des Auswärtigen Amtes.

„Wenn ich eine solche Weisung gebe", donnert der Doktor, „dann habe ich meine guten Gründe. Man macht sich doch vor aller Welt lächerlich, wenn man, wie das leider geschehen ist, die Reise des britischen Premiers in unserer Presse als „Befehlsempfang" zu ironisieren versucht. Da bin ich, und ich glaube mit mir auch die öffentliche Meinung, doch ganz anderer Ansicht als das Auswärtige Amt. Ich habe durchaus Hochachtung vor diesem Siebzigjährigen, der um die halbe Welt fliegt, von London nach Quebec, von Kanada nach London, von London nach Moskau, um eine brüchig werdende Koalition, an der seine ganze Konzeption von diesem Kriege hängt, wieder zusammen zu leimen. Das nötigt auch dem einfachsten Volksgenossen Hochachtung ab, umso mehr, als er sich sagen muß, daß wir mit der gleichen Zähigkeit und Energie hätten verhindern können, daß einer unserer Bundesgenossen nach dem anderen abspringt."

12. Oktober 1944

Der Generaldirektor der Augsburger Messerschmitt-Werke wird vom Minister empfangen. Was er zu sagen hat, ist erschütternd. Er beginnt seine Ausführungen mit der Feststellung, daß der für die deutsche Luftrüstung Verantwortliche von Rechts wegen an die Wand gestellt werden müßte. Er sei sich völlig klar darüber, was ihm diese Äußerung eintragen könnte. Aber er werde sie überall und jedem gegenüber wiederholen, denn es gehe dabei um mehr als um seinen Kopf. Und dann packt er aus. Wenn es nicht ein nüchterner Mann der Wirtschaft wäre, der all seine Behauptungen mit Akten und Zahlenunterlagen beweist, man würde ihn für einen Lügner und Phantasten halten. So viel Schlamperei und Unfähigkeit, so viel Faulheit und Gewissenlosigkeit ist einfach unvorstellbar.

Kern seiner gegen Göring und dessen Luftfahrtministerium erhobenen Anklagen ist die Feststellung, daß die Pläne für den

neuen Jäger Me 210, mit dessen Herstellung kürzlich begonnen worden ist, seit dem Frühjahr 1942 (!) in einer Schreibtischschublade des Reichsluftfahrtministeriums schlummern. Bereits seit zweieinhalb Jahren sei dieser Typ fix und fertig durchkonstruiert gewesen und hätte schon damals in die Serienfabrikation gehen können. Generaldirektor Seiler weist nach, daß wir bei den damals ungleich viel günstigeren Produktionsverhältnissen mit Leichtigkeit 10 000 Jäger dieses Typs bis heute hätten fertigstellen können.

Er bäte den Minister flehentlich, nunmehr seinen ganzen Einfluß geltend zu machen, daß Schweinereien wie diese aufhörten. Das sei man schon dem deutschen Rüstungsarbeiter schuldig, der anständig und opferbereit und bis zur Grenze seiner physischen Leistungsfähigkeit seine Pflicht erfülle.

„Ist das nicht zum Wahnsinnigwerden?" sagt der Minister, als er Seiler verabschiedet hat. „Damals hatten wir noch so viel Sprit, wie wir wollten. Damals floß noch im Kaukasus und in Rumänien Öl für uns. Damals hinderte noch niemand die Produktion unserer Hydrierwerke. Wir hätten uns mit 10 000 Jägern die entschwindende Luftherrschaft spielend zurückerobern können. Heute dagegen wird es leider von Tag zu Tag gewisser, daß es damit ein für allemal vorbei ist.

Ich werde dem Führer diesen neuesten Fall zum Thema „Luftwaffe" vortragen. Aber ob das alles überhaupt noch einen Zweck hat?"

13. Oktober 1944

Dr. Dorpmüller hat eine sogenannte Chefbesprechung einberufen, das heißt eine Konferenz aller interessierten Minister beziehungsweise deren Vertreter, auf der die außerordentlich ernste Verkehrslage besonders im Westen des Reiches erörtert werden soll. Da wir kein Kabinett haben, von dem normalerweise solche Fragen besprochen und entschieden werden, muß sich eben ein Mann wie Dorpmüller, der einfach nicht mehr aus noch ein weiß, auf andere Weise zu helfen versuchen. Speer, Funk, Backe und zahlreiche Vertreter anderer Ministerien sind anwesend. Der Doktor ist verhindert.

Dorpmüller schildert die Lage so ernst, ja katastrophal, wie sie tatsächlich ist. Wenn es nicht gelingt, innerhalb der nächsten Wochen etwas Entscheidendes gegen das feindliche Monopol in der Luft zu unternehmen — das ist die Quintessenz seiner Ausführungen — dann ist der Zusammenbruch unserer gesamten Verkehrsorganisation im Westen unvermeidlich, und

wir können nicht erwarten, die Front im Westen noch länger zu halten.

Es sei bereits heute eine Verkehrswüste entstanden, die sich ostwärts bis in den Raum Kassel-Bebra-Fulda erstrecke, und die bald das gesamte Reichsgebiet bedecken und damit unser gesamtes Wirtschaftsleben paralysieren werde.

Die einzelnen Minister machen dazu ihre Bemerkungen und Vorschläge. Speer will seine gesamte OT ausschließlich zu Aufräumungs- und Instandsetzungsarbeiten an Bahn- und Verkehrsanlagen einsetzen. Die Jägerproduktion habe er von 900 im Februar auf 2000 im September gesteigert.

Diese Angaben begegnen dem unverhohlenen Mißtrauen seiner Kollegen. Behauptete er doch schon vor drei Monaten, 3000 Jäger monatlich auszustoßen.

Generaloberst Stumpf erklärt, wie sich der Luftwaffenführungsstab die Rückeroberung der Luftherrschaft vorstellt. Man wolle mit den wenigen noch vorhandenen Jägern und dem noch knapperen Treibstoff zunächst einzelne Schwerpunkte zum Schutz der Hydrierwerke bilden. Flösse der Kraftstoff erst reichlicher, dann solle der Luftschirm gewissermaßen von innen nach außen aufgespannt werden, um die Luftherrschaft zunächst über dem Reichsgebiet und schließlich in vollem Umfang wieder an sich zu bringen.

Da der Reichsbevollmächtigte für den totalen Kriegseinsatz nicht anwesend ist, ergreifen die übrigen Minister die Gelegenheit, ihm und seinen rigorosen Maßnahmen die Schuld an allen Mißständen zuzuschieben. Besonders Speer wird sehr ausfallend, kritisiert den Doktor in schärfstem Ton und sagt unter anderem, wenn Goebbels keine Vernunft annähme, werde er demissionieren.

Der Minister nimmt den Bericht von dieser Sitzung gelassen auf.

„Der Speer", sagt er, „soll sehr vorsichtig sein. Er kann Pech haben und seine Demission wird tatsächlich angenommen. Er soll sich jetzt nur nicht damit herausreden, daß die paar tausend Mann, die er aus seiner Rüstung hat abgeben müssen, an der Nichterfüllung seines Produktionssolls schuld seien. Seit geraumer Zeit schon hat er die fehlenden Flugzeuge und Panzer durch seine statistischen Lügenmärchen ersetzt. Jetzt soll nun der totale Kriegseinsatz als Sündenbock herhalten.

Auch das Verkehrschaos im Westen wäre um nichts besser, wenn die Reichsbahn noch die paar tausend Mann hätte, die ich ihr weggenommen habe. Die Ursachen sind ganz andere, das

weiß jedes Kind in Deutschland. Im übrigen tun die Herren ja gerade so, als zöge ich die uk-Gestellten ein, um mir eine persönliche Leibgarde von Volksgrenadier-Divisionen zu schaffen."

Ich muß dem Minister Recht geben. Diese ganze Chefbesprechung, die ausging wie das Hornberger Schießen, war nichts anderes als ein Spiegelbild der Ratlosigkeit.

14. Oktober 1944

Im Zuge der Überprüfung von Wehrmachtseinrichtungen ist in Sachsen ein Geräte- und Materiallager der Kriegsmarine entdeckt worden, in dem ein Beauftragter des Reichsbevollmächtigten folgende Bestandsaufnahme gemacht hat:

61 000 Sektgläser, 57 000 Likörgläser, 90 000 Mülleimer, 60 000 Fußbadewannen, 70 000 Brechstangen, 15 000 Radioapparate, 170 000 Wolldecken, 585 000 Rollen Toilettenpapier und vieles andere.

Der Kommentar des Ministers dazu:

„Bei dem letzten schweren Angriff auf Dortmund, bei dem es 100 000 Obdachlose gab, die in den kalten Herbstnächten buchstäblich auf der Straße lagen, gelang es mir nach langwierigen Verhandlungen mit dem Wirtschaftsministerium, ganze 10 000 Decken, das heißt für je zehn Obdachlose eine einzige Decke, aus unseren erschöpften Lägern freizubekommen. Und hier liegen, von dicken Zahlmeistern bewacht, 170 000 Decken und warten darauf, beim nächsten Luftangriff zu verbrennen! 61 000 Sektgläser — den Sekt dazu trinken jetzt die Engländer und Amerikaner in Frankreich. 70 000 Brechstangen — die AEG muß ihre Fertigung drosseln, weil sie kein Gerät bekommen kann. 90 000 Mülleimer — so viel Dreck gibt es ja in der ganzen deutschen Wehrmacht nicht. Und 585 000 Rollen Klopapier — damit kann auf Jahre hinaus der Bedarf sämtlicher Zahlmeister und Etappenschweine gedeckt werden, die sich jetzt, da es Ernst wird, in die Hosen machen."

15. Oktober 1944

Der Ton, in dem die Auseinandersetzungen innerhalb unserer Regierung geführt werden, wird von Tag zu Tag heftiger. Stuckard hat sich einer TK-Maßnahme des Ministers widersetzt. Dieser läßt sich telefonisch mit ihm verbinden. Mit jedem Wort schwillt seine Lautstärke an. Schließlich brüllt er, daß sich draußen im Vorzimmer die Damen ängstlich ansehen. Mit hochrotem Kopf geht er, den Hörer in der Hand, vor seinem Schreibtisch mit kurzen Schritten auf und ab. Plötzlich

knallt er den Hörer in die Gabel. Aber statt nun weiter zu brüllen oder finster zu grollen, lacht er laut und herzlich und sagt mit dem vergnügtesten Gesicht der Welt:

„Na also, hab ich ihn doch so weit, wie ich ihn haben wollte!"

Er gehört zu jenen Menschen, die die Gabe haben, sich künstlich alterieren zu können und dabei so natürlich wirken, daß niemand an der Echtheit ihrer Erregung zweifelt.

„Wenn ich schon früher so gebrüllt und getobt hätte", sagt der Doktor, „wie ich das jetzt so oft und mit so erfreulichem Erfolg tue, es wäre manches anders gekommen. Hätte ich mich damals nach Stalingrad schon durchzusetzen vermocht wie heute, dann wäre alles, was wir durch den totalen Kriegseinsatz schon erreicht haben, gerade noch zur rechten Zeit gekommen. Jetzt aber muß man sich leider manchmal fragen, ob nicht alles, was wir unternehmen, unter dem Motto steht: Zu spät — zu spät."

16. Oktober 1944

Die mit Fortschreiten der Ereignisse immer offensichtlicher werdende Aktionsunfähigkeit unserer Regierung beschäftigt den Minister in starkem Maße. Einer der vielen Pläne, die er am liebsten alle auf einmal verwirklichen möchte, ist der einer durchgreifenden Reform unseres gesamten Regierungsapparates.

Er hat dabei weniger die personelle als die organisatorische Seite der Frage im Auge. Daß viele unserer führenden Männer für die von ihnen bekleideten Posten völlig ungeeignet sind, erscheint ihm nicht einmal so bedenklich wie das heillose Durcheinander von Zuständigkeiten, die Vielzahl von Reichskommissaren und -bevollmächtigten, Sonderbeauftragten und Leitern von staatlichen und Parteiinstanzen.

„Was wir dringend gebrauchen", sagt er, „ist Klarheit. Klarheit von unten bis oben. Uns fehlt die große Linie, die Einfachheit und Einheitlichkeit unserer Gesetzgebung und Exekutive. Statt einer Verfassung haben wir eine Unzahl von Erlassen, Führerbefehlen und Verordnungen, die sich oft genug widersprechen oder gar gegenseitig aufheben, und in denen sich zurechtzufinden eine Wissenschaft für sich ist.

Alles ist Stückwerk bei uns. Statt der 53 Obersten Reichsbehörden brauchten wir ein einfaches aber schlagkräftiges Kabinett mit zehn oder zwölf Mitgliedern, das von einem Mann einheitlich ausgerichtet werden müßte. Mir schwebt dabei fol-

gende Zusammenfassung der Kompetenzen vor: Himmler müßte Kriegsminister werden, dem die Oberbefehlshaber der drei Wehrmachtsteile sowie ein Kommandeur der Waffen-SS und Polizei als Staatssekretäre unterstellt sind.

Den ganzen Verwaltungskram, der Himmler als Innenminister zur Zeit am Bein hängt, müßte er an ein neu zu schaffendes Verwaltungsministerium, meinetwegen unter Lammers, abgeben. Ein Parteiministerium unter Bormann sowie ein Rüstungsministerium würden bestehen bleiben. Das wichtigste aber wäre die Schaffung eines politischen Ministeriums, das unsere Innen- und Außenpolitik nach einheitlichen Gesichtspunkten ausrichtet und natürlich auch die Lenkung der entsprechenden Propaganda besorgt.

Um diesen inneren Kreis würden sich die anderen Ressorts wie Wirtschafts-, Ernährungs-, Verkehrs- und Finanzministerium gruppieren. Wir brauchten nicht mehr Minister als jeder von uns Finger an der Hand hat. So ließe sich's arbeiten.

Wie sieht es aber stattdessen bei uns aus? Sehen Sie sich doch nur einmal das Pressewesen an. Es ressortiert bei mir als zuständiger Oberster Reichsbehörde. Daneben gibt es den Reichspressechef und Leiter der Pressestelle der Reichsregierung, der mir zwar als Staatssekretär untergeordnet, zugleich aber auch gleichgestellt ist, da er sowohl als Reichsleiter als auch als Leiter einer Obersten Reichsbehörde fungiert. Dann gibt es noch eine dritte gleichberechtigt neben mir rangierende Instanz, den Reichsleiter für die Presse, der eine Reichspressestelle der NSDAP mit weitverzweigter Gliederung leitet. Daneben hat noch jedes Ministerium seine eigene Pressestelle, deren jede Pressepolitik auf eigene Faust macht. Und schließlich gibt es auch die selbstständige berufsständische Organisation der Presse.

Dieser Zustand hat einmal zur Folge, daß in den Lenkungsorganen der Presse zur Zeit mehr Personen beschäftigt sind als in der gelenkten Presse selbst. Vor allem aber versucht jeder, seine eigene Pressepolitik zu machen und die des anderen zu verhindern oder doch zu beeinträchtigen. Auf dem Karren der deutschen Presse sitzen also viele Kutscher, von denen der eine Hüh, der andere Hoh schreit. Und sie alle schlagen auf den bedauernswerten Gaul ein, zerren ihm am Maul und wundern sich, daß er störrisch, maulhart und unlustig wird.

Ein anderes Beispiel. Der Reichswirtschaftsminister hat sich irgendwo ein Lager von Textilien angelegt, um aus ihm

stoßartigen Bedarf, etwa bei großen Luftangriffen, befriedigen zu können. Dieses Lager entdeckt der Gauleiter, in dessen Gau es sich befindet. Er beschlagnahmt es und verteilt die Strümpfe, Höschen und andere Kostbarkeiten an die Schipperinnen, die ihm seine Schützengräben bauen sollen. Das hebt natürlich die Arbeitsfreude ungemein. Als Funk aber die Sachen braucht, sind sie nicht mehr da. Er flucht, er tobt. Umsonst. Der Gauleiter hat in seinem Gau unbeschränkte Machtvollkommenheit. Er kann machen, was er will. In normalen Zeiten würde Funk jetzt zum Führer gehen, sich beschweren und natürlich Recht bekommen, da seine Autorität als Reichsminister auch einem Gauleiter gegenüber gewahrt bleiben muß.

Heute aber sitzt der Führer auf der Wolfsschanze hinter dreifachem Stacheldraht, und selbst wenn es Funk gelingen sollte, bis zu ihm vorzudringen, was sehr unwahrscheinlich ist, würde er sich hüten, den Führer bei dessen augenblicklichen Sorgen mit so einem Dreck zu belästigen, was dieser sich auch energisch verbitten würde.

Mit anderen Worten: Solange sich der Führer selber um das reibungslose Laufen seiner Regierungsmaschinerie in allen Einzelheiten kümmern konnte, klappte die Sache wunderbar. Aber nun soll sie von alleine laufen. Und das tut sie nicht, weil sie viel zu kompliziert und außerdem schlecht zusammengesetzt ist. So gibt es Pannen über Pannen. Wie viele Mißstände, zeigt sich auch dieser erst jetzt, da unsere Lage nicht mehr normal, sondern im höchsten Grade anormal ist.

„Der Führer also", schließt der Minister, „auf dem heute nicht nur die gesamte Verantwortung für das deutsche Schicksal sondern auch die militärische Führung dieses Krieges bis in geringfügige Einzelheiten lastet, müßte außerhalb des ihn umgebenden Stacheldrahtes, in Berlin, in der Führungszentrale des Reiches, einen Stellvertreter, Kanzler, Ministerpräsidenten oder wie man ihn sonst nennen will, haben, der ihm den Kleinkram der Staatsführung abnimmt, für ein reibungsloses Funktionieren der Regierungsmaschinerie sorgt und eine ersprießliche Zusammenarbeit aller Ressorts bewerkstelligt. Dem Führer diesen Dienst zu erweisen, das wäre die schönste Aufgabe, die ich mir vorstellen kann."

Ob wieder eine Denkschrift fällig ist? Und ob sie ein anderes Schicksal als die zur Außenpolitik haben wird, die ohne Zweifel noch unerledigt in Bormanns Schreibtisch liegt?

18. Oktober 1944

Wir sind im FHQ. Der Minister hat endlich, nach wochenlangem Drängen und vergeblichem Warten, die Genehmigung zu diesem Besuch erhalten. Obwohl er sich sagen muß, daß seine sehnlichen Hoffnungen auf den Außenministerposten nicht in Erfüllung gehen können, reist er voll glücklicher Erwartungen ab.

Es ist nun schon fast Tradition, daß jedesmal, wenn wir ins FHQ fahren, einer unserer Bundesgenossen abspringt. Das war bei Italien, Rumänien, Finnland der Fall. Sehr oft also werden wir uns FHQ-Reisen nicht mehr erlauben dürfen, denn unser Vorrat an Bundesgenossen ist nahezu erschöpft. Diesmal ist es Ungarn.

Dieser Verbündete wollte ja bereits einmal aus unserem D-Zug aussteigen. Schon damals hatte Admiral Horthy die Hand an der Notbremse und konnte durch den deutschen Schaffner erst im allerletzten Augenblick gehindert werden, sie zu ziehen. Auch diesmal hat er gerade noch rechtzeitig eins auf die Finger bekommen. Und das war so:

Nach dem ersten Versuch am 20. März war von Horthy die uns genehme Regierung v. Stzojay eingesetzt worden. Systematisch hatte er sie jedoch nach und nach verwässert und schließlich als Stzojays Vertreter ein übles Subjekt namens Lakatos eingesetzt, der es als seine einzige Aufgabe betrachtete, Verbindung mit den Alliierten aufzunehmen.

Ungarische Abgesandte in Kairo, ungarische Diplomaten in Rom, ungarische Vertreter in Angara. So lauteten seit Wochen die geheimen Informationen. Wir waren auf der Hut. Als dann am Sonnabend (15. Oktober) Horthy über den Rundfunk verkündete, er habe mit dem Reich gebrochen und eine Friedensdelegation nach Moskau entsandt, schlugen wir zu.

Der Duce-Befreier Skorzeny war mit der Durchführung der Aktion betraut. Sie verlief schlagartig. Zunächst bemächtigte man sich Horthys Sohnes. Als Abgesandte Titos getarnt wurden Skorzeny und seine Leute zu ihm vorgelassen. Sie überwältigten ihn, fesselten, knebelten und rollten ihn in einen Teppich, mit welchem sie, unbehelligt von den Wachen, das Gebäude verließen und mit einer Taxe quer durch das rebellische Budapest bis zu ihrem Stützpunkt fuhren.

Horthy senior hatte sich inzwischen auf der Burg verbarrikadiert. Ein paar gut gezielte 15 cm-Granaten genügten, um die weiße Fahne hochgehen zu lassen. Als sich Horthy, wie es

so schön hieß, „unter deutschen Schutz" begeben hatte und von dem Schicksal seines Sohnes erfuhr, war er sofort bereit, seine eben gehaltene Rundfunkbotschaft zu widerrufen, das Gegenteil zu behaupten, die Regierung Lakatos zu entlassen, den Pfeilkreuzler Szalasy, den er seit drei Jahren im Zuchthaus eingesperrt hatte, mit der Neubildung des Kabinetts zu beauftragen, einen Aufruf an die Honved herauszugeben, in dem er sie aufforderte, treu an der Seite Deutschlands weiterzukämpfen, und nach all diesem als Reichsverweser zurückzutreten, um sich auf ein Königsschloß in Bayern in eine Art Ehrenhaft zu begeben.

Der ungarische Absprungversuch war damit zum zweiten Male mißglückt.

Das zweite große Thema, mit dem man sich zur Zeit im FHQ beschäftigt, ist die Aufrufung des Volkssturmes, die morgen durch Himmler erfolgen soll. Alle Männer zwischen 16 und 60 Jahren, ob wehrfähig oder nicht, einschließlich also der Buckligen und Lahmen, gehören ihm an. Der Volkssturm untersteht nicht der Wehrmacht sondern Himmler persönlich. Seine Angehörigen tragen keine Uniform, werden aber durch Armbinden als Kombattanten gekennzeichnet. Die Bewaffnung übernimmt Speer. Sie erscheint problematisch, da gerade panzerbrechende Waffen, mit denen der Volkssturm ausgerüstet werden soll, selbst bei der kämpfenden Truppe außerordentlich knapp sind. Aber Speer verspricht erstmal alles.

So bleibt für Goebbels wenig Zeit. Er wird vom Führer zwar kurz begrüßt, aber zunächst nicht zu der erwarteten Aussprache empfangen. Er sitzt, wie wir, untätig und mißgestimmt herum. Die Atmosphäre ist gespannt.

Ich trinke im Teehaus mit Lorenz und Jodl zusammen Kaffee. Ich kannte Jodl bisher noch nicht. Er wirkt älter als er tatsächlich ist. In der Unterhaltung gewinne ich den Eindruck eines ungewöhnlich klugen, vielseitig gebildeten und interessierten Offiziers, dessen Kenntnisse und Ambitionen weit über das militärische Gebiet hinausgehen.

Er erzählt unter anderem, daß Ribbentrop sich beim Führer beschwert habe, es werde in hohen Kreisen des Staates und der Partei die Ansicht vertreten, er, Ribbentrop, sei an der rumänischen Katastrophe schuld, die uns neben vielem anderen auch zwölf komplette Divisionen gekostet hat.

„Nun", bemerkt Jodl mit feiner Ironie, „ich kann zu dieser Beschwerde nur sagen, daß Herr v. Ribbentrop etwas vergessen hat. Die von ihm gerügte Ansicht über sein Versagen wird nicht nur von Partei und Staat sondern auch von der Wehrmacht vertreten, jedenfalls soweit uns noch eine eigene Ansicht zur Politik gestattet ist."

Der Minister steht also mit seiner Ansicht über die Unfähigkeit und Sterilität unseres derzeitigen Außenministers keineswegs allein. Im Gegenteil, diese ist notorisch und wird im FHQ genauso offen besprochen wie die Denkschrift des Ministers, von welcher er allein annimmt, daß ihr Inhalt geheim und nur ihm und dem Führer bekannt sei.

Ja, man amüsiert sich über die Berserkerwut, mit der der kleine Goebbels sein Ziel zu erreichen versucht, gegen das sachlich kaum jemand etwas einzuwenden hat, dessen durch Bormann und seine Clique verursachtes Scheitern jedoch in dieser mit Intriguen und Bosheit angefüllten Atmosphäre wie der schmerzhafte Sturz eines Clowns im Zirkus belacht wird.

Tatsächlich hat Bormann die so überzeugend abgefaßte und mit so zwingenden Argumenten ausgestattete Denkschrift dem Führer überhaupt nicht vorgelegt, sondern diesem gegenüber nur so nebenbei erwähnt, Goebbels wolle nun auch noch Außenminister werden. Je mehr er hat, je mehr er will. Mit dem Reichsbevollmächtigten sei's doch wohl erstmal genug. Die Denkschrift, die darüber vorliege, brauche der Führer gar nicht erst zu lesen, sie enthalte keine wesentlich neuen Gesichtspunkte, und so weiter, und so weiter.

So ist der Führer dem Doktor gegenüber heute recht kurz und nicht sehr gnädig. Die Denkschrift wird nur mit wenigen Worten erwähnt. Er habe sie aus Zeitmangel nicht lesen können. Bormann habe ihn über das Wissenswerte unterrichtet. An eine Umbesetzung des Außenministerpostens sei gar nicht zu denken. Die Zeit sei für Streitigkeiten unter den Ressorts zu ernst. Jeder solle auf dem Platz, auf den er gestellt sei, seine Pflicht erfüllen.

Der Minister ist vollkommen niedergeschmettert. Das also ist aus seiner Denkschrift geworden, an die er so viel Mühe gewendet, von der er sich eine Wendung des deutschen Schicksals erhofft hat. Nur nach und nach erfährt er die Zusammenhänge.

Er schreit nicht, er tobt nicht, er rauft sich nicht die Haare. Er ist ganz still. Und das ist schlimm. Denn es kann Resignation bedeuten.

Als wir abends im Salonwagen nach Berlin zurückfahren, verabschiedet er sich bald. Eine halbe Stunde später komme ich zufällig noch einmal in das große Abteil unseres Wagens. Wider Erwarten sitzt der Minister noch am Tisch. Er hat den Kopf in die Hände gestützt. Tiefe Falten liegen auf seinem grauen Gesicht. Er scheint mir wie ein alter Mann. Seine Augen blicken ins Leere

ZU SPÄT

Erinnerungen an die Kampfzeit — Leys Zeitungsartikel — Roosevelt wiedergewählt — Hitlers Gesundheit — Volkssturm — In Norddeutschland — Der Führer in Berlin — Überprüfung der Wehrmacht — Die Ardennenoffensive — Die alliierte Kriegführung
Fünf Minuten nach zwölf

25. Oktober 1944

Die militärische Lage hat sich weiter verschärft.

Die Sowjets haben eine von starken Kräften getragene Zangenoperation gegen Ostpreußen eingeleitet. Der nördliche Zangenarm ist die von Schaulen aus gestartete Offensive. Sie hat den Ostpreußenwall durchstoßen. Als erste deutsche Stadt fiel den Russen Eydtkau in die Hand. Sie sollen hier unter den zurückgebliebenen Einwohnern furchtbar gehaust haben. Der Stoß führt in Richtung Goldap-Gumbinnen weiter. Auch Goldap ist in Feindeshand.

Das FHQ bei Rastenburg, das damit in den unmittelbaren Kampfbereich geriet, mußte geräumt werden. Es verlegte nach Berlin. Schade um die vielen starken Bunker, die nach vierjähriger Bauzeit gerade rechtzeitig fertig wurden, um wahrscheinlich bald irgendeinem Bolschewistengeneral als Stabsquartier zu dienen.

Der zweite Zangenarm ist der mit noch stärkeren Kräften aus dem Raum nördlich Warschau vorgetriebene Angriff, der heute begann.

In Ungarn heftige Kämpfe im Raum Szegedin-Szolnok-Keszkemet.

Im Westen abflauende Kampftätigkeit bei schlechtem Wetter. Aachen wurde nach hartnäckiger Verteidigung vom Feind genommen. Die 1. Amerikanische Armee und das belgische Hinterland wurden mit V1 und V2 beschossen.

Amerikanische Soldaten haben sich nach einer Meldung von United Press über den hartnäckigen deutschen Widerstand beschwert, der nach ihrer Meinung durch die gegen Deutschland gerichteten und so freimütig veröffentlichten Vernichtungspläne bedingt sei.

„Diese kleine Meldung", sagt der Minister, „beweist zweierlei. Einmal, wie richtig unsere Propaganda ist, die jeden derartigen Plan aufgegriffen und tief ins Bewußtsein des Volkes gehämmert hat. Und zum anderen, daß auch die andere Seite unverzeihliche und nie wieder gutzumachende Fehler in der psychologischen Kriegführung begeht.

Wir haben diese Fehler seinerzeit Rußland gegenüber begangen. Diejenigen hatten recht, die wie ich sagten: Redet doch bloß nicht von uns als dem Herrenvolk und von der beabsichtigten Germanisierung des Ostens. Nehmt euch ein Beispiel an den Engländern. Sie handeln als Herrenvolk, reden aber nicht darüber. Sie haben zum Beispiel die südafrikanischen Buren zum Teil ausgerottet, zum Teil anglisiert, aber nie davon gesprochen.

Gebt den Völkern der Sowjet-Union, sagten wir, eine Chance zur Entfaltung ihrer völkischen Eigenart, nutzt den natürlichen Haß eines Bauernvolkes gegen das bolschewistische System, indem ihr ihnen statt der bisherigen Knechtschaft Freiheit beschert und sei es auch in noch so bescheidenem Umfang.

Mit all dem hatten wir recht. Aber nicht mit der Annahme, daß solche Fehler, die sich immer bitter rächen müssen, nur von uns Deutschen begangen werden können. Die westlichen Alliierten haben mit ihren gegen die Gesamtheit des deutschen Volkes gerichteten Haß- und Vernichtungsplänen eines Vansittard, Morgenthau oder Kaufmann genau die gleichen Fehler begangen, die sie hoffentlich genau so teuer bezahlen müssen wie wir. Es werden also auf beiden Seiten Fehler gemacht, und den Krieg gewinnt schließlich der, der die wenigsten begeht."

„Im übrigen", fährt der Minister nach einer Weile fort, „kommt es jetzt darauf an, daß wir die nächsten zwei, drei Monate überstehen. Schon im Dezember oder Januar sollen unsere neuen U-Boote wieder gegen die feindlichen Geleitzüge operieren. Dönitz hat mir berichtet, daß unsere neuen radarsicheren U-Boote bereits operieren und sich bestens bewährt haben. Im Januar schon hofft er, die erste Geleitzugsschlacht wieder schlagen zu können."

Das einzige positive Ergebnis unserer letzten FHQ-Reise ist, daß dem Minister eine Überholung der Heimatdienststellen

der Wehrmacht zugestanden worden ist. Hier liegen, nachdem das zivile Leben durch die TK-Maßnahmen so ziemlich ausgekämmt ist, die letzten Reserven an kriegstauglichen Männern.

26. Oktober 1944

Churchill ist nach elftägigem Aufenthalt in Moskau in die britische Hauptstadt zurückgekehrt. Über seine Verhandlungen mit Stalin wurde ein Kommuniqué herausgegeben, in dem es unter anderm hieß, man habe sich bemüht, Meinungsverschiedenheiten abzugrenzen und bestehende Gegensätze auszugleichen. Worin diese Gegensätze bestehen, zeigte die Reise Edens, die er im Anschluß an die Besprechungen von Moskau aus antrat. Er begab sich nach Athen und Kairo.

27. Oktober 1944

Die Russen haben Petsamo genommen und sind bis Kirkenes vorgedrungen. Sie stehen damit auf norwegischem Boden. Ob den demokratischen skandinavischen Ländern dabei sehr wohl zumute ist?

In Ostpreußen ist die Lage wieder einigermaßen stabilisiert, die Rote Armee in die Defensive gedrängt und verlorenes Gelände wieder zurückgewonnen worden. In den befreiten Ortschaften haben sich unseren Soldaten grausige Bilder geboten. Alle hier verbliebenen Deutschen waren getötet, die Frauen zuvor vergewaltigt. Ich lege dem Minister die ersten fotografischen Aufnahmen vor. Sie sind furchtbar. Das erschütternste Bild: Ein etwa neun Monate alter Säugling im Strampelhöschen, durch Kopfschuß getötet. Der Minister entscheidet, daß eine Auswahl der Bilder zur Veröffentlichung freigegeben wird. Das muß im Volk einen furchtbaren Schock hervorrufen.

29. Oktober 1944

Es meldet sich, von der Front kommend, der Eichenlaubträger Generalleutnant Abraham, kommandierender General eines Armeekorps in Südungarn. Er ist ein alter Bekannter und Verehrer des Doktors aus der Kampfzeit. Damals war er in der Polizei des Berliner Polizeipräsidenten Isidor Weiß Major und hat als verschworener Nationalsozialist dem Doktor und seiner SA aus mancher Klemme geholfen. Was er sich mit diesem Major für eine Laus in den Pelz gesetzt hatte, merkte Isidor erst bei folgendem Vorfall, von dem der Minister im Anschluß an Abrahams Besuch erzählt:

„Es muß so um 1929/30 gewesen sein, als ich eine Gefängnisstrafe von sechs Monaten abzubrummen hatte. Nur meine Immunität als Reichstagsabgeordneter hatte mich bisher davor bewahrt, die mir zudiktierte Strafe auch tatsächlich absitzen zu müssen.

Nun ging die laufende Sitzungsperiode des Reichstages zu Ende, und bis zum Beginn der neuen, das heißt bis zu dem Augenblick, da ich mich als Mitglied des neu gewählten Reichstages vor seiner ersten Sitzung im Reichstagsgebäude in die Liste der Abgeordneten eingetragen hatte, war meine Immunität aufgehoben. In dieser kurzen Zeitspanne also mußte mein Freund Isidor mich schnappen, wollte er mich hinter schwedische Gardinen bringen. Da ich mich bei Freunden verborgen gehalten hatte, blieb ihm nichts anderes übrig, als zu versuchen, mich kurz vor Betreten des Reichstages zu verhaften.

Der Tag der ersten Reichstagssitzung kam. Nicht nur meine Freunde und Parteigenossen waren gespannt, wie dies Katze- und Maus-Spiel zwischen Isidor und mir ausgehen würde, auch das Publikum veranstaltete Wetten: Kriegt er ihn oder kriegt er ihn nicht?

Mir wurden die verschiedensten Pläne unterbreitet, wie ich unbemerkt in den Reichstag gelangen könnte. Einige wollten mich schon Tage vorher in das Gebäude schmuggeln, wo ich mich, mit Proviant versehen, bis zum Beginn der Sitzung verborgen halten sollte. Andere empfahlen falschen Bart und blaue Brille. Ich konnte mich für keines der vorgeschlagenen Verfahren entschließen und wählte nach dem Motto „Frechheit siegt" den einfachsten, das heißt direkten Weg.

Der Reichstag war mit einem dichten Kordon von Polizisten abgesperrt. Halb Berlin war auf den Beinen. Unter den Linden herrschte ein solches Gedränge, daß mein Wagen kaum vorwärts kam. Als die Leute mich erkannten, waren wir, ehe wir uns versahen, von der Menge umringt. Die Situation wurde brenzlig. Jeden Augenblick konnte die Polizei eingreifen.

Da ließ mein Fahrer die Kompressoren aufheulen, die Menge stob auseinander, wir fuhren durchs Brandenburger Tor, direkt auf den Polizeikordon zu. Entweder sie machten Platz, dann war es gelungen, oder sie hielten mich an, dann hatte ich Pech gehabt und mußte sechs Monate brummen.

Die Polizisten machten nicht Platz. Wir hielten an. Ich gab das Spiel verloren. Ein Polizeioffizier eilte herbei. Doch statt mich zu verhaften, grüßte er höflich, öffnete die Sperre

und ließ mich passieren. Es war der damalige Major Abraham. Ungehindert betrat ich den Reichstag, trug mich ein, und meine Immunität war wieder für eine Sitzungsperiode gesichert. Ich hatte Isidor Weiß ein Schnippchen geschlagen.

Den Major Abraham jedoch kostete sein gewagter Streich die Stellung. Er wurde strafversetzt, womit er noch sehr glimpflich davongekommen war. Die Zurücksetzung in der Beförderung hat er später, als wir erst an der Macht waren, sehr schnell wieder aufgeholt."

Abraham hat allerlei Interessantes von der Front und aus der Truppe zu berichten. Unter anderem, daß die Ley-Rede zum 20. Juli mit ihren ordinären Beschimpfungen des Adels und Offizierskorps einfach katastrophal gewirkt habe.

Gerade an diesem Abend kommt mir ein neuer Artikel von Ley in die Finger, den er in einer Provinzzeitung unter dem vielsagenden Titel „Juda wird sterben, Moskau muß brennen, Deutschland wird siegen" veröffentlicht hat. Sein Inhalt ist ebenso blödsinnig wie seine Überschrift. Ich lege ihn dem Minister vor. Ein Einsender hat ihn mit Anstrichen versehen und als Kommentar nichts weiter als „verrückt" daneben geschrieben. Der Minister gibt diesem unbekannten Volksgenossen recht.

„Dazu kann man nur sagen", meint er, „ein Irrer hat das Wort!"

„Es ist wirklich ein Jammer", sagt der Minister im weiteren Verlauf dieses Abends, „daß der Ley ein so beschränktes Maß an Einsicht mit einer so rasenden Rede- und Schreibwut verbindet und sich und uns damit in aller Welt in Verruf bringt. Denn im Grunde ist er eine gute Seele, ein grundanständiger, treuer Charakter, wie man ihn nur ganz selten findet. Ich werde ihm zum Beispiel nie seine Haltung vergessen, die er mir gegenüber in einer Affäre einnahm, die damals einige Sensation verursachte.

Es war kurz vor Beginn des Ostfeldzuges. Als bereits die ganze diplomatische Welt voller Gerüchte über eine Spannung oder gar kommende Auseinandersetzung zwischen uns und der Sowjet-Union war, erschien im Völkischen Beobachter ein Artikel von mir, in dem ich — dem politisch Interessierten unmißverständlich — andeutete, daß unser Unternehmen gegen Kreta sozusagen die Generalprobe für eine Invasion Englands gewesen sei und außerordentlich befriedigende Ergebnisse gezeitigt habe.

Jede unserer Äußerungen wurde damals nach Andeutungen über unseren künftigen Kurs durchschnüffelt. Und so war es selbstverständlich, daß dieser Artikel, in dem man zwischen den Zeilen lesen konnte, daß es nun bald gegen England losgehe, zu einer ungewöhnlichen politischen Sensation würde.

Sie wurde noch größer, als die Exemplare des Völkischen Beobachters mit dem fraglichen Artikel, kaum daß sie in den Zeitungsständen auslagen, von der Polizei beschlagnahmt wurden. Es war für den Kenner nunmehr klar, daß hier von mir eine unerhörte politische Indiskretion begangen worden war. Die Vermutung, daß England und nicht Rußland unser nächstes Angriffsziel sei, wurde für die meisten zur Gewißheit..

Nur vier Menschen, der Führer, Dr. Naumann, der Hauptschriftleiter des Völkischen Beobachters und ich, wußten, daß es sich bei der ganzen Angelegenheit um ein wohl durchdachtes und vorbereitetes Manöver zur Irreführung des Feindes handelte. Um die Täuschung vollständig zu machen, fiel ich nun pro forma beim Führer in Ungnade.

Ich pflegte damals täglich mit dem Führer zusammen Mittag zu essen, zu welchem Zweck ich mich stets zu Fuß von meinem Ministerium hinüber in die Reichskanzlei begab.

Die Auslandsjournalisten und Diplomaten belagerten selbst oder durch Beauftragte gewohnheitsgemäß den Wilhelmsplatz, um aus dem Kommen und Gehen von und zur Reichskanzlei und anderen Ministerien ihre Schlüsse auf irgendwelche politischen Vorgänge im Dritten Reich ziehen zu können.

An diesem Tage nun stellten sie fest, daß ich mittags nicht wie sonst jeden Tag zum Führer hinüberging. Es war für die Beobachter nicht schwer zu kombinieren, daß ich in Ungnade gefallen, daß diese Tatsache auf meinen inzwischen verbotenen Artikel zurückzuführen sei, und daß die darin indiskreter Weise angedeutete Absicht eines Angriffes auf England also den Tatsachen entspreche.

Der Zweck war erreicht. Es zeigte sich später, daß es uns durch diesen Trick tatsächlich gelungen war, die internationale Diplomatie und Politik einigermaßen zu verwirren.

Doch die Sache hatte noch einen anderen, unbeabsichtigten Erfolg, der für mich nicht weniger interessant war. Um das Gesicht zu wahren, mußte die Komödie meines Zerwürfnisses mit dem Führer bis zum Beginn des Ostfeldzuges weitergespielt werden, und der Schleier des Geheimnisses durfte auch Freunden und engen Vertrauten gegenüber nicht gelüftet werden. Das hatte recht eigenartige Folgen.

Es war im Nu herum, daß ich beim Führer verspielt hatte. Man rückte von mir ab. Ministerkollegen, die mich sonst regelmäßig besucht hatten, ließen sich nicht mehr sehen, ja sogar verleugnen, wenn ich sie zu erreichen versuchte. Bei unvermeidlichen Begegnungen war man kühl und reserviert. Besucher, die sich schon Wochen zuvor für einen bestimmten Termin angesagt hatten, wurden plötzlich krank oder waren sonst verhindert. Es wurde still in meinem Haus. Ich wurde wie ein Pestkranker gemieden. Meine Vorzimmer-Damen heulten. Ich tat ihnen so leid.

Nur einer ließ sich von all dem nicht beeindrucken. Es war Ley. Am gleichen Tage noch rief er bei mir an, erkundigte sich, wie es mir gehe. Diese blöde Geschichte täte ihm so leid, ob er gleich mal rüberkommen solle. Ich verneinte, es sei nicht opportun. Opportun oder nicht opportun, meinte er, das sei ihm ganz gleich. Wenn ich jemand brauchte, der alles für mich tun würde, dann solle ich ihn rufen. Das war echt Ley. Das habe ich ihm nicht vergessen. Und deswegen kann ich ihm auch nicht ernstlich böse sein, wenn mich auch seine Artikelschreiberei manchmal zur Raserei bringt."

1. November 1944

Der Minister hat eine Rundfunkrede zur Lage gehalten. Er hat sehr intensiv und sorgfältig an ihr gearbeitet. Jede Formulierung ist von ihm genau abgewogen worden. Denn diese Rede ist nicht nur für das deutsche Volk, sondern vor allem auch für das Ausland bestimmt, das zur Zeit alle Äußerungen unserer führenden Männer sehr aufmerksam wahrnimmt. Der Doktor versucht jetzt also, sich auf diesem Weg in unsere Außenpolitik einzuschalten.

Wie richtig er die Lage einschätzt, und wie wichtig und erfolgversprechend gerade jetzt eine außenpolitische Aktivität in bestimmter Richtung wäre, zeigt die Aufnahme seiner Rede besonders in England. Nichts von den sonst üblichen gehässigen Kommentaren, die für gewöhnlich jede Rede eines führenden Deutschen in der englischen Presse begleiten. Im Gegenteil, sie wird als bemerkenswert realistisch bezeichnet und gut veröffentlicht. Die „Daily Mail" bringt sie auf der ersten Seite in guter Aufmachung neben einer Churchill-Rede vom gleichen Tage.

Der Minister freut sich, daß diese Zeitung gerade jenen Satz als Schlagzeile wählte, den er eigens für Englands Politiker geschrieben hatte: „Deutschland wird die Waffen nicht eher aus der Hand legen, als ein Frieden gesichert ist, der ihm

Freiheit, Unabhängigkeit und die Möglichkeit zur Ausweitung seiner Existenzgrundlage garantiert."

„Man sieht daraus", sagt der Minister, „wie recht ich mit meiner Ansicht habe, daß heute in England eine Atmosphäre herrscht, in der man nur das Wort Frieden auszusprechen braucht, um das Ohr des englischen Volkes zu haben."

Unter den vielen Äußerungen zu der Rede ist ein Telegramm besonders bemerkenswert, das Gerhard Hauptmann noch am Abend unmittelbar nach der Rede an den Minister geschickt hat, in dem er feststellt, daß diese Rede der Form, dem Inhalt und dem Vortrag nach ein demosthenisches Meisterwerk gewesen sei.

Besonders eindrucksvoll ist der Schluß der Rede, in welchem der Minister einen Brief zitiert, den Friedrich II. auf dem Höhepunkt des Siebenjährigen Krieges an Voltaire schrieb. Man solle doch nicht glauben, heißt es etwa in diesem Brief, daß er, Friedrich, den Frieden und dessen Annehmlichkeiten nicht zu schätzen wisse. Aber er wolle diesen Frieden nicht mit Schmach und Schande erkaufen.

8. November 1944

Gestern hat in den USA die Präsidentenwahl stattgefunden. Roosevelt ist mit ausreichender Mehrheit wiedergewählt worden, wohl in der klaren Erkenntnis der amerikanischen Wähler, daß man im Rennen nicht die Pferde wechseln soll.

„Ich bin mit dem Ausgang der Wahl", sagt der Minister, „nicht einmal unzufrieden. Gewiß, Roosevelt hat manche für uns sehr unangenehme Eigenschaften und ist vor allem das Werkzeug jener Judenclique, die stur und unversönlich die Vernichtung Deutschlands anstrebt. Aber wer weiß denn, ob sein Nachfolger besser gewesen wäre? Roosevelt lieben wir zwar nicht, aber wir kennen ihn. Er kann uns keine Überraschungen mehr bereiten. Und außerdem ist er wie wir alle von diesem Kriege bereits erheblich verbraucht und angegriffen. Ein neuer Präsident, der frisch und unverbraucht mit ungeheurem Elan an die Sache herangehen würde, wäre zweifellos weniger vorteilhaft für uns gewesen. "

10. November 1944

Die traditionellen Novemberfeiern in München haben dieses Jahr zum erstenmal ohne den großen Rahmen stattgefunden, den der Minister im vergangenen Jahr als überholt und un-

zeitgemäß so scharf kritisierte. Der Führer erschien nicht persönlich, sondern ließ sich durch Himmler vertreten, der eine Proklamation von ihm verlas.

Das Ausland schließt daraus, daß Hitler schwer erkrankt oder überhaupt nicht mehr am Leben sei. Die gesamte Feindpresse ist voll von solchen Gerüchten. Sie finden auch im deutschen Volk Glauben, das schon lange vergeblich auf die Rede des Führers wartet.

Etwas wahres ist wie an den meisten Gerüchten so auch an diesem. Der Führer hat nach dem 20. Juli, obwohl äußerlich unverletzt, nie seine volle Gesundheit zurückerlangt. Er leidet nicht nur unter starken seelischen Depressionen, sondern ist schwächlich und anfällig wie ein alter Mann. Eine leichte Erkältung wirft ihn für Tage aufs Krankenlager. Der Minister berichtet, wie er ihn das letzte Mal sah:

„Ich war erschüttert, als ich ihn sah: Bleich und abgezehrt in seinem Bunker auf dem harten Feldbett liegend, im weißen Nachthemd, eine Militärdecke über sich gebreitet. Niemand hätte es ihm übelgenommen, wenn er in diesen Tagen die Lagebesprechung, die natürlich trotz seiner Krankheit täglich stattfand, vom Bett aus abgehalten hätte. Aber nein, zur bestimmten Stunde quälte er sich aus dem Bett hoch, saß eine Weile heftig atmend auf dem Bettrand, lehnte jede Hilfe, die ich ihm anbot, energisch, beinahe böse ab, zog sich vollständig an, tastete sich an der Wand bis zum Kartentisch, setzte sich schwer auf einen Stuhl, wischte sich mit der Hand den Schweiß, fort, den ihm die Anstrengung auf die Stirn getrieben hatte, und ließ die Herren bitten."

Diese Energie hat etwas beinahe Übermenschliches. Man erzählt sich in Adjutantenkreisen des FHQ, daß der geheimnisvolle Leibarzt, der Wunderdoktor Morell, den Führer immer wieder mit irgendwelchen Spritzen auf die Beine bringt. Ob das auf die Dauer gut geht: Was an diesen Gerüchten wahr ist, kann ich nicht beurteilen.

Der Minister spricht von der angeblichen Entschlußlosigkeit des Führers, die wohl auch an der Ablehnung seines Planes zur Aktivierung unserer Außenpolitik schuld ist.

„Es war für ihn ja seit jeher charakteristisch", sagt er, „daß er die Dinge in einer für mich oft unbegreiflichen Art auf sich zukommen ließ, um dann freilich plötzlich, wie auf eine höhere Eingebung, und stets im richtigen Augenblick zu handeln, und so auch tatsächlich den größtmöglichen Erfolg zu erzielen.

Ich erinnere nur an die Ausschaltung der marxistischen Parteien nach der Machtübernahme. Oder nehmen Sie den 20. Juli. Wie oft habe ich damals wie auch jetzt gesagt: Mein Führer, wie lange wollen Sie sich das noch mit ansehen? Und jedes Mal hat er lächelnd geantwortet: Ich weiß, ich weiß, aber lassen Sie mich noch ein bißchen warten, es ist noch nicht an der Zeit.

Hätten wir zum Beispiel schon zugegriffen, als wir den ersten Verdacht gegen diesen oder jenen General schöpften, wir hätten wohl zwei oder drei Verräter unschädlich machen können. Es mußte aber erst so weit kommen, daß Stauffenberg dem Führer die Bombe unter die Füße legte, damit wir den ganzen Kreis, der viel größer war, als wir annahmen oder auch nur vermuteten, mit einem Schlag ausheben konnten.

Das ist nicht nur in personeller Beziehung so, auch seine allgemeine Politik ist zuweilen die eines Zuwartens, bis dann aus dem sich bedrohlich zusammenbrauenden Gewölk plötzlich der Blitzstrahl der Inspiration hervorbricht und eine geniale Handlung des Führers die noch so verzweifelt erscheinende Lage klärt und zu unseren Gunsten wendet.

Wie oft habe ich das schon erlebt, wie oft habe ich nun schon schwarz gesehen, um dann jedesmal, wenn eine scheinbar aussichtslose Situation plötzlich geklärt war, über meine Kleingläubigkeit beschämt zu sein."

12. November 1944

Am 9. November wurde in ganz Deutschland der Volkssturm vereidigt. Unser Ministerium stellt mit seinen Unterorganisationen das sogenannte Bataillon Wilhelmsplatz. Es ist zur Vereidigung vor dem Ministerium angetreten, auf dessen Balkon der Minister in Begleitung des japanischen Botschafters Oshima und anderer Prominenzen steht.

Vorher sind Waffen ausgegeben worden: Gewehre, Panzerfäuste, MG, mit denen die wenigsten etwas anzufangen wissen. Als das Bataillon nachher in Zwölferreihen Unter den Linden am Minister vorbeimarschiert, stehen Pimpfe und Fronturlauber auf den Bürgersteigen und müssen sich das Lachen verkneifen.

Die Wochenschau arbeitet. Die optische Wirkung ist großartig. Nach Schluß des Vorbeimarsches werden die Waffen wieder abgegeben. Ich weiß nicht, wo man sie sich ausgeliehen hatte. So jedenfalls ist der Volkssturm nicht einen Schuß Pulver wert. Und wenn der Minister in seiner Rede bei der Verei-

digung sagte, er würde, wenn jetzt irgendwo eine Frontlücke entsteht, ein paar Regimenter Volkssturm hineinwerfen, so kann man darüber nur lachen oder weinen. Hoffentlich gibt es militärische Fachleute, die ihm das ausreden oder ihn notfalls daran hindern. Mir ist das bisher nicht gelungen.

15. November 1944

Die Welt ist voller politischer Konfliktstoffe. Der bolschewistische Imperialismus scheint nicht nur militärisch sondern auch politisch kaum mehr aufzuhalten zu sein.

Im Iran stoßen zur Zeit russische und anglo-amerikanische Interessen hart aufeinander. Es geht um Öl. Der derzeitige iranische Ministerpräsident Saed ist der Prügelknabe, auf dessen Rücken die feindlichen Brüder ihre Streitigkeiten austragen.

Im fernen Osten kriselt es. Spannung zwischen den USA und Tschiangkaitschek, weil dieser nicht energisch genug gegen Japan kämpft. Der USA-Oberbefehlshaber in China, Stillwell, sowie der USA-Gesandte in Tschungking sind abberufen worden. Moskau sieht schmunzelnd zu. Es hat an einer schnellen Niederringung Japans, das die USA kräftig zur Ader läßt, zur Zeit gar kein Interesse. Amerikanische Zeitungen behaupten, die Russen gäben die ihnen von den USA gelieferten Waffen zum Teil an Japan weiter.

Regierungswechsel in Rumänien. Die Regierung weist, statt wie bisher zwei, schon sechs Kommunisten auf. Die demokratischen Politiker, die die Kapitulation vollzogen, sind längst abserviert, zum Teil verhaftet oder bereits liquidiert.

Das gleiche in Finnland, dessen Regierung bisher noch kommunistenfrei war. Jetzt sitzen auch hier zwei Beauftragte Moskaus im Kabinett. Man holte sie direkt aus dem Gefängnis, wo sie wegen Landesverrats saßen.

Selbst das demokratische Musterländle, die Schweiz, bekommt den scharfen Ostwind zu spüren. Sie hatte es bisher für unter ihrer Würde gehalten, mit einem autoritären Räuberstaat wie der Sowjet-Union diplomatische Beziehungen zu unterhalten. Jetzt hat sie vorsichtige Fühler nach Moskau ausgestreckt. Da läßt Stalin durch Molotow die Einladung zur internationalen Luftfahrtkonferenz mit der Begründung ablehnen, daß an ihr auch faschistische Länder wie die Schweiz teilnähmen.

Bestürzung in Bern. Zur Entkräftung des Vorwurfes, faschistisch zu sein, offenes Angebot an den Kreml zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen. Überzeugender kann man eine antifaschistische Gesinnung doch nicht bekunden. Schneidend

kalte Ablehnung Moskaus unter der Begründung, mit faschistischen Ländern verkehre man nicht.

Darauf Rücktritt des Leiters der schweizerischen Außenpolitik Pilet-Golaz, ein in der Schweiz völlig ungewöhnlicher Vorgang, da hier die Bundesräte auf Lebenszeit gewählt werden und von ihrem Amtsschemel meist direkt in den Sarg steigen. Die kommunistische Partei, die in der Schweiz bisher verboten war, ist unter der neuen Bezeichnung „Partei der Arbeit" wieder zugelassen und entwickelt eine beachtliche Aktivität.

In Belgien haben sich die kommunistischen Angehörigen der Widerstandsbewegung geweigert, die Waffen abzuliefern und veranstalteten Massendemonstrationen gegen die Regierung Pierlot und die Westmächte. Rote Fahnen über Brüssel.

In Frankreich blutige Kämpfe zwischen regulärem gaullistischen Militär und kommunistischen Banden. Die Amerikaner sind hier zum erstenmal von ihrem Grundsatz abgegangen, sich nicht in die inneren Angelegenheiten der von ihnen „befreiten" Länder einzumischen und haben de Gaulle bewaffnete Hilfe zugesagt.

Churchill ist mit Eden nach Paris gefahren, um einen neuen Plan zu verwirklichen, den General Smuts etwa vor Jahresfrist zum erstenmal andeutete: die Schaffung eines gegen das sowjetische Vordringen in Europa gerichteten Westeuropa-Blokkes. Moskau reagiert sauer und schießt quer.

Gelingt es, Deutschland zu besiegen, schreiben die Baseler Nachrichten, so würde es im Handumdrehen bolschewisiert sein und einen derartigen Machtzuwachs für die Sowjet-Union darstellen, daß damit alle Westblock-Pläne illusorisch würden.

20. November 1944

Engländer und Amerikaner haben an der Westfront eine neue Großoffensive gestartet, obwohl die Wetterverhältnisse denkbar ungünstig sind und nicht die volle Ausnützung ihrer Luftüberlegenheit zulassen. Fast die gesamte Front ist durch anhaltende Regenfälle in Morast verwandelt, was für den Angreifer ebenso hinderlich wie vorteilhaft für den Verteidiger ist. Man fürchtet bei den Westmächten offenbar, zu spät zu kommen.

Die Anfangserfolge sind gering. Das OKW ist zuversichtlich.

22. November 1944

Gestern fand ein Kabinetts-Kränzchen in der Hermann-Göring-Straße statt. Teilnehmer: Die Minister Funk, Speer und Backe, ferner Dönitz, Scheppmann, Ley, Axmann, Kaltenbrunner.

Nach dem Essen wird den Herren der V2-Film vorgeführt, der nicht mehr so geheim ist, da V2 ja schon seit einiger Zeit eingesetzt wird. Der Film beeindruckt natürlich stark. Über die Wirkungen liegen aus London bisher nur sehr spärliche Meldungen vor. Die Disziplin der englischen Presse ist in diesen ersten Tagen und Wochen des Beschusses wiederum bewunderungswürdig.

Speer gibt einige technische Erläuterungen. Die Wirkung der einzelnen Bombe mit ihren 18 Tonnen Sprengstoff ist natürlich ungeheuer, und die Bezeichnung „Erdbeben-Bombe", die die Engländer ihr gegeben haben, gewiß nicht unberechtigt. Auch ihr Mangel ist zunächst noch die Zielscheibe, die nicht mehr als etwa achtzig Prozent beträgt. Vor allem aber fehlen uns vorläufig noch die großen Mengen dieser neuen Waffe, die ihren Einsatz erst wirkungsvoll machen würden. Die Herstellung dieses technischen Wunderwerkes ist so kompliziert, daß besonders durch die Luftangriffe ständig irgendwelche Einzelteile, die in der weit verstreuten Zubringerindustrie hergestellt werden, fehlen und die Montage verzögern.

Speer macht übrigens an diesem Abend zunächst einen recht beklommenen Eindruck. Er ist in der Auseinandersetzung mit Goebbels eindeutig unterlegen, hat die verlangten Arbeitskräfte, wenn auch mit einer Verzögerung von einigen Monaten, abgegeben und zwei seiner engsten Mitarbeiter, die von Goebbels als untragbar bezeichnet wurden, entlassen müssen.

Der Doktor ist nun, da er sein Ziel erreicht hat, die Liebenswürdigkeit selbst, behandelt Speer mit besonderer Aufmerksamkeit. Er ist nicht für persönliche Feindschaften, die nicht sachlich begründet sind. Er handelt auch Speer gegenüber nach einem seiner Grundsätze: suaviter in modo, fortiter in re, nachgiebig in der Art, aber fest in den Grundsätzen.

Einen besonders guten Eindruck macht mir unter den Gästen des Abends Dönitz. Er hat eine ruhige, sachliche und überzeugende Art der Darstellung. Er scheint die Verkörperung von Anstand und Treue und allen Tugenden des deutschen Offiziers zu sein.

Er spricht in einfachen aber sehr warmen Worten vom Führer. Als vor wenigen Tagen unser letztes Schlachtschiff, die „Tirpitz", in einem norwegischen Fjord von 60 Lancaster-Bombern, ohne von unserer Luftwaffe daran gehindert zu werden, aus sehr großer Höhe mittels automatischer Zielgeräte durch drei Volltreffer versenkt wurde, rief der Führer den Großadmiral zu sich.

Er machte ihm keine Vorwürfe (die auch unangebracht gewesen wären), er ließ sich nicht die Erbitterung über diesen unersetzlichen Verlust anmerken, sondern seine einzige Sorge war, Dönitz über die Depression hinwegzuhelfen, in der er sich als Oberbefehlshaber der Kriegsmarine nach diesem furchtbaren Schlag befinden mußte.

„Sie alle", schließt Dönitz, „kennen meine Verehrung für den Führer. Aber an diesem Tage habe ich neben seiner geschichtlichen auch seine menschliche Größe erkannt."

29. November 1944

Reise nach Bremen und Oldenburg. Bremen ist sehr zerstört. Aber auf den Werften herrscht unheimlicher Betrieb. U-Boot neben U-Boot liegt auf den Helligen. Hunderte von Arbeitern turnen auf den Gerüsten herum und stellen allein auf der einen Werft, die wir besuchen, jeden Tag ein U-Boot fertig.

Uns wird eines der neuen radar-sicheren U-Boote gezeigt, wie sie jetzt einzeln bereits am Feind sind, und mit denen Dönitz in Kürze wieder die erste Geleitzugschlacht schlagen will.

Ich verstehe nichts von der Seefahrt und von U-Booten schon überhaupt nichts. Aber dieses Boot macht in seiner Größe und starken Bewaffnung einen furchterregenden Eindruck auf mich. Es kann sich beliebig lange unter Wasser aufhalten, wird uns von den Fachleuten erklärt, und sich hier mit der Geschwindigkeit eines Zerstörers bewegen. Es ist nicht auf den elektrischen Unterwasser-Antrieb angewiesen.

Die feindliche Radar-Ortung wird, durch einen ähnlichen Vorgang wie das Abwerfen von Staniolstreifen durch feindliche Flugzeuge zur Störung unserer Würzburg-Geräte, außer Kraft gesetzt. Die Kommandanten, die die neuen Boote bereits gefahren haben, sind begeistert und überoptimistisch in Bezug auf zu erwartende gewaltige Versenkungsergebnisse.

Selbst Churchill und Roosevelt sind durch die ersten Erfolge der neuen deutschen U-Boote stutzig geworden und ha-

ben in ihrer letzten allmonatlichen Erklärung zum U-Bootkrieg auf die Möglichkeit eines Auflebens der Atlantikschlacht durch neue, verbesserte deutsche U-Boot-Typen hingewiesen.

Fahrt weserabwärts mit dem Schnellboot. Kommandant Eichenlaubträger Christiansen. Blonder, schmaler Wikingerkopf. Eigenartiges Gefühl, mit 80 Stundenkilometern über das Wasser zu flitzen, das doch eigentlich mit dem Begriff geruhsamer Bewegung verbunden ist.

Wir besichtigen eine riesige U-Boot-Werft, die in ihrer gesamten, gewaltigen Ausdehnung unter sieben Meter (!) Beton gebracht wird, das heißt praktisch unverletzlich ist. Das Werk soll täglich mehrere U-Boote im Taktverfahren herstellen. Noch wird fieberhaft gebaut. 10 000 Arbeiter schaffen zu gleicher Zeit. Babylonisches Sprachgewirr. Angehörige von zwanzig verschiedenen Nationen, darunter viele KZ-Häftlinge in ihrer gestreiften Tracht.

Der Doktor unterhält sich mit einigen von ihnen. Sie antworten bereitwillig. Ob sie Beschwerden hätten. Natürlich nicht. Die meisten scheinen froh zu sein, hier in der Heimat ungestört arbeiten zu können, statt an der Front den Heldentod zu sterben.

Ein Wermutstropfen in den Becher der erfreulichen Eindrücke dieses Tages: Der U-Boot-Bau mußte in Bremen vor einigen Tagen auf ein Drittel seines bisherigen Umfanges gedrosselt werden, — aus Energiemangel. Per Bahn kommt auf den zerstörten Verkehrswegen keine Kohle mehr heran. Die Anfuhr erfolgte daher bis jetzt auf dem Dortmund-Ems-Kanal. Den haben uns nun die Engländer kaputt geschmissen. Kaum war er unter furchtbarer Mühe wiederhergestellt, erfolgte ein neuer Angriff. Jetzt versucht man Kohle aus Oberschlesien heranzubringen.

„Oh, es ist zum Verzweifeln", seufzt der Doktor. „Alles kommt zu spät, zu spät!"

3. Dezember 1944

Die alliierte Offensive im Westen hat sich festgefahren. Der Feind konnte zwar Anfangserfolge erzielen, die zum Teil sogar bedrohlichen Charakter, besonders im Aachener Raum, annahmen, zu einem Durchbruch jedoch haben seine Kräfte nicht ausgereicht.

Das ist erstaunlich, wenn man die unerhörte Überlegenheit des Feindes und seine Luftherrschaft in Betracht zieht. Die Ver-

steifung unseres Widerstandes in einem Augenblick, da man uns in der Welt schon allgemein für erledigt betrachtet, beweist zweierlei. Einmal, daß unsere Propaganda richtig und erfolgreich war, die allein darauf gerichtet wurde, die Widerstandskräfte im deutschen Volk zu mobilisieren. Und zum anderen, daß die Maßnahmen zur Totalisierung des Kriegseinsatzes ihre ersten Früchte zeitigen, indem es möglich war, mit einem Teil der aus dem Boden gestampften neuen Truppen unsere aufgerissene Front zu flicken und so stark zu machen, daß daran die konzentrierte Offensivkraft der Engländer und Amerikaner zerbrach.

Dem Minister ist gerade in diesen Tagen ein Lehrsatz von Clausewitz in die Hände geraten, der etwa folgendes besagt:

Mit dem Fortschreiten eines Angriffes nehmen die Kräfte des Verteidigers durch Absetzung auf günstigere Versorgungsquellen, Akürzung seiner Verbindungslinien und Anfachung der Volkswut gegen den Eindringling im gleichen Maße zu wie die des Angreifers durch Verlängerung und Gefährdung seiner Nachschubwege, mangelnde Unterstützung durch die einheimische Bevölkerung, Verschleiß seines Materials und seiner Soldaten abnehmen. Erreicht daher ein Angriff den Kulminationspunkt ohne das Endziel, die Vernichtung des Feindes herbeigeführt zu haben, so kann auf die anfänglichen Erfolge ein Rückschlag folgen, der meist vehementer ist als der Angriff, der ihn hervorgerufen hat.

„Dieser Clausewitzsche Satz", sagt der Minister, „ist eine der ehernen Regeln, nach denen sich die Kriegsgeschichte vollzieht. Wir brauchen gar nicht lange nach geschichtlichen Beispielen zu suchen, die sich in Fülle anbieten, um seine Richtigkeit zu beweisen. Wir brauchen nur an unseren Blitzmarsch zur Wolga und das Debakel zu denken, das ihm folgte.

Zu dem rein militärischen Vorgang, wie ihn Clausewitz analysiert hat, kommt noch hinzu, daß Erfolge den Menschen stets leichtsinnig und überheblich machen und ihn die notwendige Vorsicht und Klugheit vergessen lassen. Uns ging es 1942 so. Heute ist der Feind dabei, die gleichen Fehler zu begehen. Im Rausch seiner Erfolge hat er jedes Maß verloren und glaubt, seine gegen das deutsche Volk gerichteten Vernichtungspläne gar nicht mehr verheimlichen und hinter schönen Worten von Freiheit und Demokratie verbergen zu müssen.

Er hat damit unser Volk in einen wahren Paroxysmus der Wut und Verteidigungsbereitschaft versetzt. Der Veröffentli-

chung des Morgenthau-Planes beispielsweise brauchten wir kein einziges Wort hinzuzufügen, um den Widerstandswillen unseres Volkes zu höchster Glut zu entfachen. Wenn Deutschland ein öder Kartoffelacker werden soll, sagte sich der einfache Volksgenosse, auf dem wir alle elendig verrecken oder bestenfalls ein Leben weit unter dem Standard östlicher Steppenvölker führen müssen, dann lieber bis zum letzten Atemzug kämpfen und wenn darüber ganz Deutschland ein Trümmerhaufen wird."

An dem Mißlingen der alliierten West-Offensive haben natürlich die Besatzungen der Atlantikhäfen einen hervorragenden Anteil, die hier, seit vielen Monaten eingeschlossen, einen einzigartigen Heldenkampf ausfechten. Tatsache ist, daß der Feind, ein halbes Jahr nach Beginn der Invasion noch über keinen einzigen Hafen verfügt, der Anlandungen großen Ausmaßes ermöglicht.

Das USA-Kriegsdepartement hat bekanntgegeben, daß die USA seit Beginn der Invasion in Frankreich mehr Verluste erlitten haben als im ganzen vorigen Weltkrieg.

Eisenhower erläßt einen Aufruf nach dem anderen, in dem er seine Materialknappheit beklagt und zu erhöhter Produktion anfeuert. Man müsse mit einem täglichen Verlust von 600 Panzern und gepanzerten Fahrzeugen rechnen.

In Quebec haben Demonstrationen stattgefunden, bei denen Transparente mit pazifistischen Sprüchen mitgeführt wurden.

5. Dezember 1944

Seit die Wolfsschanze in Ostpreußen geräumt wurde, residiert der Führer in Berlin. Er hat sich hier einer Operation unterzogen. Der Minister verriet nicht, welcher Art diese Operation war, versichert aber, der Führer befinde sich wohlauf.

Dieser widmet augenblicklich seine ganze Zeit der Vorbereitung eines großen Offensivplanes, bei dem die aus dem totalen Kriegseinsatz gewonnenen Divisionen marschieren sollen. Wann und wohin ist noch nicht bekannt. Selbstverständlich betrachtet der Minister dieses kommende Unternehmen wesentlich als sein eigenes und sieht ihm voller Spannung und Erwartungen entgegen.

7. Dezember 1944

Das polnische Problem hat ein neues Entwicklungsstadium erreicht. Nachdem Stalin in seinen Verhandlungen mit Mikolayczyk auf der Curzon-Linie als der künftigen polnischen Ost-

grenze beharrte, ist der polnische Premier zurückgetreten. Sein Nachfolger wurde Arziczewski, ein erklärter Russenhasser, der sowohl die zaristischen als auch die bolschewistischen Gefängnisse kennt und unter beiden Regierungen nach Sibirien verbannt war. Die Aussichten auf eine friedliche Verständigung zwischen den Londoner Exilpolen und Moskau sind also geringer denn je.

In diesem Augenblick hat Churchill vor dem Unterhaus eine Erklärung zum polnischen Problem abgegeben. Er macht sich Stalins Auffassung bezüglich der Curzon-Linie zueigen und schlug vor, Polen für seine Gebietsverluste im Osten durch Teile Ostpreußens und Schlesiens zu entschädigen.

Die deutsche Bevölkerung dieses Gebietes, die Churchill auf sieben bis acht Millionen schätzt, solle in diesem Fall in das verbleibende Restdeutschland umgesiedelt werden, in dem durch Kriegsverluste genügend Platz sei oder noch geschaffen werden müsse.

Dieser Plan ist einfach ungeheuerlich und ein Grund mehr, unseren Widerstandswillen in dieser letzten Phase des Krieges nur noch zu stärken. Denn was eine solche Umsiedlung in ein besiegtes, hungerndes, elendes Restdeutschland bedeuten würde, darüber muß sich jeder Ostpreuße und Schlesier klar sein.

11. Dezember 1944

Am 10. Dezember hat der Führer einen Erlaß unterschrieben, der Dr. Goebbels als Reichsbevollmächtigtem für den totalen Kriegseinsatz die Überprüfung und Auskämmung der gesamten deutschen Wehrmacht überträgt. Das ist mehr als eine außerordentliche Anerkennung seiner bisher geleisteten Arbeit. Es ist die ungeheuerliche Tatsache, daß einem Zivilisten diktatorische Vollmachten erteilt werden, um die Wehrmacht zu überholen und zu reorganisieren.

Der Groll und die Verbitterung der Berufsgenerale darüber ist ebenso verständlich wie die Genugtuung und Freude des Ministers. Die Periode der Niedergeschlagenheit nach seinem Fiasko mit der Denkschrift zur Außenpolitik ist überwunden. Er sprüht wieder Unternehmungslust. Am Abend nach der Unterzeichnung entwickelt er seinen Plan:

„Es ist mir gelungen", sagt er, „den Führer davon zu überzeugen, daß nach der Gestellung von einer Million Soldaten aus dem zivilen Leben, die bis Ende dieses Jahres abgeschlossen sein wird, nur noch die Wehrmacht selbst Reserven an fronttaugli-

chen Männern besitzt. Sie freizumachen würde keinem unserer Generäle gelingen. Denn sonst würden diese Soldaten ja schon längst an der Front sein, statt in irgendwelchen Schreibstuben oder Kammern herumzulungern. Der Fehler liegt bei der verzopften Institution unserer Wehrmacht selbst. Und darum kann hier keiner, der ihr selbst angehört, Wandel schaffen, sondern es mußte ein Außenstehender damit betraut werden. Und ich werde diese Aufgabe lösen, darauf können Sie sich verlassen.

Was glauben Sie, welche Schwierigkeiten es schon bereitete, überhaupt nur die genaue Stärke unserer Wehrmacht zu ermitteln. Es stellte sich heraus, daß niemand in Deutschland, auch der Führer nicht, wußte, wieviel Soldaten wir eigentlich haben. Die Angaben darüber schwankten je nach dem Zweck, zu dem die Auskunft verlangt wurde. Handelte es sich um die Verpflegungsstärken, dann schwollen die Zahlen beängstigend an. Handelte es sich jedoch um Fronteinsatz, dann wurde man ganz bescheiden und zurückhaltend. Schließlich gelang es doch, indem man die Verantwortlichen sehr energisch darauf aufmerksam machte, daß die Zahlen, die sie jetzt angäben, sowohl für den Einsatz als auch für die Verpflegung in Zukunft maßgeblich sein würden.

Das Ergebnis war erstaunlich genug. Hören und staunen Sie: Wir haben insgesamt 10,7 Millionen Soldaten. Davon stehen 2,7 Millionen an der Front, wobei freilich sämtliche Stäbe, Trosse und so weiter mitgerechnet sind. Die Zahl der wirklich kämpfenden Soldaten also beläuft sich auf nicht mehr als 1,2 bis 1,5 Millionen. Das heißt zehn Prozent kämpfen und neunzig Prozent führen, versorgen und verwalten sie. Das ist ein ungeheuerliches Verhältnis. In der Roten Armee ist es umgekehrt. Auch General Schörner ist es gelungen, in seiner Heeresgruppe dieses Verhältnis umzukehren. Mit dem Erfolg, daß er den Kurland-Brückenkopf in vier schweren Abwehrschlachten gegen vielfache feindliche Übermacht halten konnte.

Es wird nun meine Aufgabe sein, für die Gesamtheit der Wehrmacht das Verhältnis zwischen Front und Etappe gleichfalls umzukehren oder doch wenigstens tragbar zu machen. Das würde bedeuten, daß acht Millionen Soldaten für die Front frei würden.

Nun, ich bin mir klar, daß dieses Ziel utopisch ist. Es fehlt uns schon die Zeit dazu. Stalin freilich würde diese acht Millionen an die Front bringen. Ich will mir jedoch keine unerfüllbaren Ziele setzen und mich zunächst mit weniger begnügen.

Die Wehrmachtverwaltung wird mein erstes Opfer sein. Sie hat eine Stärke von 3,5 Millionen Mann. Sie wird wie alle zivilen Behörden jetzt dreißig Prozent ihres Bestandes abgeben und zwar nur voll taugliche, ausgebildete Soldaten. Das ergibt eine Million, das heißt weitere 100 Divisionen."

Am nächsten Tage bereits beginnt die Arbeit. Ein kleiner Stab wird für diese Sonderaufgabe zusammengestellt. Gauleiter Holz wird der Beauftragte des Ministers, der die Aktion leitet. Sein Vertreter ist SA-Obergruppenführer Graentz, ein junger, energischer Major der Reserve. Zu seinem persönlichen Berater in militärischer Hinsicht beruft der Minister General Clößner, einen sehr sympathischen älteren Herrn mit dem Ritterkreuz.

In einer kurzen Konferenz mit diesen Herren stellt der Minister folgende Grund- und Leitsätze für die neue Arbeit auf:

1. Der Apparat der Wehrmacht in der Heimat ist ausschließlich auf die Bedürfnisse der Front auszurichten. Es hat sich also kein Wehrkreis oder Stellv. Generalkommando mit anderen Fragen als denen der Erfassung von Wehrpflichtigen, ihrer Betreuung und so weiter zu befassen. Unter Generaloberst Fromm hatte man hier einen kompletten Staat im Staat aufgebaut, der in der Lage sein sollte, bei Übernahme der vollziehenden Gewalt durch die Wehrmacht die gesamte staatliche Verwaltung auszuüben. Das Wehrkreiskommando in München zum Beispiel hat mehr Personal als die gesamte Parteiverwaltung. Das hört jetzt auf. Die Macht im Staat wird von uns ausgeübt. Die Wehrmacht hat sich auf ihre eigenen Angelegenheiten zu beschränken.

2. Grundsätzlich darf kein Soldat in der Heimat verwendet werden, der an der Front kämpfen könnte. In besonderen Fällen, in denen kv-Männer der Jahrgänge 97 und jünger als Spitzenkönner oder unersetzliche Spezialkräfte in der Heimat wirklich unabkömmlich sind, müssen sie, wie im zivilen Leben auch, uk. gestellt werden, wozu die Genehmigung des Chefs OKW in jedem Einzelfall erforderlich ist.

3. Es besteht kein Anrecht für irgendeinen jetzt für die Front Freigestellten, entsprechend seinem Dienstgrad eingesetzt zu werden. Ein Ministerialrat, der jetzt durch TK-Maßnahme zur Rüstung kommt, hat auch keinen Anspruch auf einen Direktorenposten, sondern muß die Arbeit verrichten für die er gebraucht wird, das heißt notfalls als Handlanger, Hilfsarbeiter oder Portier. Es gibt in der deutschen Wehrmacht eine soge-

nannte „Führerreserve" von tausenden von Generalen, Admiralen und hohen Offizieren, die automatisch im Lauf der Jahre diese Ränge erreicht haben ohne jedoch entsprechend verwendet werden zu können. Es sollen daher jetzt Offiziers-Bataillone gebildet werden, in denen Offiziere aller Dienstgrade bis zum General nach ihrer jeweiligen Eignung als Grenadiere, Korporale, Zug- oder Kompanieführer eingesetzt werden. In einem besonderen Lager werden sie auf den Dienst mit der Waffe in der Hand vorbereitet.

4. Kräftezuteilungen erfolgen nicht mehr nach irgendwelchen fiktiven Ansprüchen aus einer Kriegsstärkenachweisung, sondern ausschließlich nach dem tatsächlichen Bedarf.

Wenn unsere Wehrmachtdienststellen nach Gesichtspunkten der Rentabilität wirtschaften und ihre Angestellten selbst bezahlen müßten, wäre die Wehrmacht wahrscheinlich schon längst pleite.

Es müssen also Erscheinungen verhütet werden wie die, daß sich zum Beispiel in der Umgebung Berlins ein Luftwaffengeneral niederläßt und einen Stab zur Verwaltung von Ersatzeinheiten im Range eines Luftflottenoberkommandos aufbaut. Dieser General hat, wohlgemerkt, nicht ein einziges Flugzeug, ihm steht aber ein Chef des Stabes, ein Ia, Ic, Oberquartiermeister, Generalingenieur und so weiter zu.

Es wird nun auch eine tägliche Lagebesprechung abgehalten, und da der Ia keine Feindberührung hat, liest er wenigstens den OKW-Bericht vor, der Ic kann über keine Feindlage berichten, gibt daher das Neueste aus dem Völkischen Beobachter und den Mitteilungen für die Truppe bekannt. Der Generalingenieur aber mit fünf weiteren Ingenieuroffizieren, die als Fachkräfte in der Rüstung dringendst gebraucht würden, drehen Daumen von früh bis spät und tuen nichts, aber auch überhaupt nichts. Und das im fünften Kriegsjahr.

Mit solchen Auswüchsen, die vielleicht nicht immer so kraß, aber durchaus nicht vereinzelt sind, muß ein für allemal aufgeräumt werden.

5. Die gesamte Wehrmachtverwaltung und -organisation fußt noch auf den Verhältnissen von 1939. Sie muß denen von 1945 angepaßt werden.

Ein Beispiel: Die Wehrmachtpropaganda. Ihr Chef war damals ein kleiner Major (v. Wedel). Ihm unterstand ein Bataillon Kriegsberichter und Propagandisten. Mit ihm konnte er mühelos seine Aufgaben bewältigen, als unsere Fronten fast

ganz Europa umspannten, und es tatsächlich noch etwas Erfreuliches zu berichten gab.

Nun wurde Wedel Oberstleutnant und Oberst und schließlich General. Und mit seinem Rang mußte natürlich auch die Organisation, die er leitete, wachsen. Nicht weil das sachlich notwendig war (im Gegenteil, seine Aufgaben schrumpften mit den Fronten zusammen), sondern weil zu einem Oberst eben ein Regiment und zu einem General eine Division gehört. So haben wir heute eine Division Kriegsberichter — und kein Papier, ihre Berichte zu drucken. Aber Herr v. Wedel ist wenigstens General geworden. Sein Fall ist nur ein Beispiel von vielen.

Der Minister ist fest entschlossen, mit der gleichen Härte und Energie, mit der er aus dem zivilen Leben, allen Widerständen und Schwierigkeiten zum Trotz, die dem Führer versprochene Million Soldaten herausgeholt hat, auch an seine neue Aufgabe heranzugehen. Er betrachtet es darüber hinaus als unerläßlich, gleichzeitig mit der Freimachung von Soldaten eine Heeresreform von Scharnhorstschem Ausmaß durchzuführen.

Der Scharnhorst dieses Krieges trägt Schlips und Kragen und steht dem Beruf und Wesen des Soldaten leider fremd und verständnislos, ja feindlich gegenüber. Die Mängel in der Wehrmacht sind von ihm gewiß richtig erkannt. Es ist nur bedauerlich, daß kein anderer, der auch zu ihrer Beseitigung befähigt wäre, sie vor ihm erkannt hat.

12. Dezember 1944

Seit dem 20. Juli, an dessen Niederringung Major Remer und sein Wachbataillon so hervorragend beteiligt waren, steht der Minister zum Berliner Wachregiment und darüber hinaus zu allen „Groß-Deutschland"-Verbänden in besonders herzlichen Beziehungen. Sie sind die Elite-Formation des deutschen Heeres, der früheren Garde-Truppe vergleichbar, und setzen sich aus besonders ausgesuchten Kriegsfreiwilligen der Hitler-Jugend zusammen. Die großen, strammen Kerls sind eine Freude anzusehen, der Geist, der unter ihnen herrscht, ist prachtvoll.

Nachdem Major Remer in Anerkennung um seine Verdienste bei der Niederschlagung der Revolte zum Oberst befördert worden ist, hat man ihn mit einer verantwortungsvollen Sonderaufgabe betraut. Er soll als Führer einer der neu auf-

gestellten Kampfverbände an hervorragender Stelle an dem Offensiv-Unternehmen beteiligt sein, das der Führer zur Zeit plant, und an dem so viele Hoffnungen hängen.

Sein Nachfolger ist Major Hohgrebe geworden, gleichfalls Eichenlaubträger und überzeugter Nationalsozialist. Der Minister hat seine Gunst auf ihn übertragen und pflegt über ihn die herzlichen Beziehungen zu der Truppe, auf die er sich im Ernstfall in Berlin felsenfest verlassen kann.

Er hat jetzt dafür gesorgt, daß das Wachregiment mit schweren Waffen ausgerüstet wird. Die Panzer und Sturmgeschütze, die schweren Feldhaubitzen und Mörser sind auf dem Kasernenhof in Moabit aufgefahren. Das Regiment ist davor im offenen Viereck angetreten.

Ein scharfes Kommando. Die Truppe präsentiert. Major Hohgrebe meldet dem Minister und schreitet mit ihm unter den Klängen des Präsentiermarsches die Front ab. Die Übergabe der neuen Waffen an das Regiment vollzieht sich in feierlicher Form. Als Gegengabe gewissermaßen wird dem Minister das Ärmelband der Division „Groß-Deutschland" verliehen. Es ist eine besondere Auszeichnung, die nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Führers erfolgen darf. Doktor Goebbels ist der erste Zivilist, der sie erhält.

Ein kameradschaftliches Beisammensein im Kasino mit den Offizieren des Regiments verläuft außerordentlich herzlich. Als wir wieder in der Hermann-Göring-Straße sind, läßt sich der Minister von Schwägermann das hübsche Kästchen geben, in dem das schwarze samtene Band mit der in Silber gestickten Inschrift „Groß-Deutschland" liegt. Er betrachtet es liebevoll. Er zeigt es nicht ohne Stolz seiner Frau und erläutert ihr alle Umstände der Verleihung. Er wird es nie tragen. Aber diese erste militärische Auszeichnung in seinem Leben bewegt ihn doch. Er ist überzeugt, daß sie ihm nicht zu Unrecht verliehen wurde.

14. Dezember 1944

Noch einmal sind wir in den Westen des Reiches gefahren. Schaurige Bilder bieten sich uns bei der Fahrt durch das zerbombte Ruhrgebiet. Daß in diesen Trümmerhaufen, die einst blühende Städte waren, überhaupt noch gelebt, daß in diesen Fabriken, die zum soundsovielten Male zerstört und ebenso oft wieder aufgebaut wurden, noch gearbeitet wird, mutet wie

ein Wunder an. Was haben diese Menschen ausgehalten, was haben sie geleistet!

Als wir durch Witten kommen, ist über dieser Stadt gerade ein schwerer Tagesangriff niedergegangen. Ganze Straßenviertel stehen in Brand. Feuerwehr und Selbstschutz sind an der Arbeit. Hitler-Jungen mit rußgeschwärzten Kindergesichtern unter den zu großen Stahlhelmen arbeiten neben grauhaarigen Feuerwehrleuten mit stummer Verbissenheit, um zu retten, was noch zu retten ist. Alte Leute suchen in den Trümmern die Reste ihrer Habseligkeiten zusammen.

In Essen strömen die Arbeiter in die Krupp-Werke, wo der Minister auf einer Kundgebung zu ihnen sprechen soll. Sie machen keinen sehr begeisterten Eindruck, wie sie da in der fenster- und dachlosen Fabrikhalle stehen. Ein feiner, durchdringender, kalter Regen wird vom Wind durch die Halle getrieben. Die Arbeiter frösteln. Sie schlagen die Kragen hoch und vergraben die Hände tief in den Taschen. Das Unbehagen steht ihnen auf den mürrischen Gesichtern geschrieben. Mit einem Ohr hören sie auf das vermutlich baldige Heulen der Alarmsirenen.

Der Doktor ist nicht viel anderer Stimmung als sie. Er kommt mit seiner Rede nicht recht in Schwung. Sie bleibt matt und farblos. Dünner Beifall.

Kaum ist die Kundgebung beendet, Alarm. Als wir eben in einem tiefen, unterirdischen Bunker sind, fallen die ersten Bomben, daß die Wände hier 12 Meter unter der Erde erheblich wackeln. In den katakombenartigen Gewölben stehen wir unter hunderten von Menschen dicht gedrängt. Graue, trostlose Gesichter. Es wird kaum gesprochen. Die Blicke, die uns mustern, sind nicht gerade feindlich, aber auch keineswegs freundlich.

Noch vor der Entwarnung sind wir wieder draußen. Noch sind feindliche Jäger in der Luft. Wir fahren ohne Licht. Essen brennt wieder an allen Ecken und Enden. Plötzlich sitzen wir in einem frischen Bombentrichter fest. Mühevolle Arbeit, bis wir wieder frei sind. Umleitungen über freies Feld. Endlich erreichen wir unser Ziel. Der Minister hat ausführliche Besprechungen mit Gauleitern und Industriellen.

Auf der Rückfahrt nach Berlin sehen wir die unzähligen Liliput-Hydrierwerke, die zum Teil noch im Bau, zum Teil schon in Betrieb sind. Nach den schlechten Erfahrungen mit unseren Mammut-Werken, ist man jetzt dazu übergegangen, unzählige kleine zu bauen, die in die Berge und Hügel des

Landes hineingebaut werden. Auf diese Weise wurde auch der beinahe tödliche Brennstoff-Engpaß überwunden. Wir haben die Absicht, bald wieder in der Luft aktiv zu werden, wie der Doktor beim Anblick der praktischen kleinen Werke erklärt.

15. Dezember 1944

Seit die alliierte Offensive im Westen zum Stehen gekommen ist, sind die Stimmen der englischen und amerikanischen Presse sehr besorgt. Immer wieder weist man auf unsere unerwartete, ja unverständliche Stärke hin. Mit Beunruhigung wird festgestellt, daß wir offensichtlich noch über umfangreiche Reserven verfügten, die bisher noch überhaupt nicht eingesetzt wären.

Da berichtet Reuter plötzlich von einer deutschen Gegenoffensive im Raum von Colmar. Ist das unser lang erwarteter Gegenstoß? Ich lege dem Minister die Meldung vor. Er lächelt. Sagt „Bluff" dazu. Vom Feind? Von uns? Ich weiß es nicht.

17. Dezember 1944

Am frühen Morgen des 16. Dezember sind starke deutsche Panzerverbände nach intensiver Feuervorbereitung und unter erheblicher Fliegerunterstützung über die Schnee-Eifel zum Angriff angetreten. Sie haben die Stellungen der 1. amerikanischen Armee im ersten Ansturm überannt, die Front durchbrochen und in einer Breite von 60 km aufgerissen. Zur Zeit stehen sie tief im feindlichen Hinterland. Die Überraschung ist restlos geglückt. Division auf Division strömt in das aufgerissene Loch. Diesiges Wetter, das die feindliche Luftwaffe am Eingreifen hindert, unterstützt unsere Operationen. Tausende von Gefangenen sind bereits eingebracht, riesige Beute gemacht.

Der Feind hatte zunächst an einen der üblichen Gegenstöße in Kompanie- oder Bataillonstärke geglaubt. Als es den Umfang und die Bedrohlichkeit unseres Angriffes erkannte, war es bereits zu spät. Seine Trosse und Etappenstäbe wurden im tiefsten Frieden angetroffen. Panik bemächtigte sich ihrer. Die weitere Entwicklung muß abgewartet, kann aber zuversichtlich beurteilt werden.

Der Minister ist begreiflicherweise in bester Stimmung. Er ist überglücklich. Er reibt sich die Hände. Es sind ja seine Divisionen, die jetzt marschieren.

„Solche Nachrichten hören wir gern, was?" sagt er, übers ganze Gesicht lachend. „Das ist der erste Durchbruch, den wir in einem eigenen Angriff seit Stalingrad erzielen. Zum ersten Mal kämpfen wir wieder, nicht um uns einer drohenden Umklammerung oder Einschließung zu entziehen, sondern nach eigenem Offensivplan. Die Initiative ist wieder in unserer Hand. Natürlich wäre es töricht, einen Blitzmarsch zum Atlantik im Stil von 1940 zu erwarten. Obwohl die Atlantikhäfen, in denen unsere tapferen Besatzungen seit einem halben Jahr kämpfen, selbstverständlich das operative Ziel sind. Dönitz braucht sie als Ausgangspunkte für seine neuen Geleitzugschlachten. Zu Beginn des Jahres soll es von ihnen aus gegen die feindlichen Zufuhren über See gehen, um den Invasoren so die Gurgel durchzuschneiden.

Doch die Zeiten der Blitzkriege sind nun einmal vorbei. Dazu fehlt uns die Luftwaffe, obwohl auch sie sich langsam wieder hochrappelt. Immerhin waren es ja eigene und nicht feindliche Flugzeuge, die über unseren in der Schnee-Eifel vorstoßenden Truppen kreisten. Wir sind ja so bescheiden geworden. Niemand von uns verhehlt sich die ungeheuren Schwierigkeiten, die noch vor uns liegen. Wir wollen uns durch die glänzenden Anfangserfolge nicht blenden lassen.

Vor allem muß unsere Propaganda ganz zurückhaltend sein. Keine Vorschuß-Lorbeern. Keine falschen Hoffnungen erwekken. Erstmal die weitere Entwicklung abwarten. Unsere Aufgabe muß es sein, Öl nicht ins Feuer sondern auf die Wogen der Begeisterung zu gießen.

Aber eines können wir unter uns heute jedenfalls schon feststellen: Dieser wunderbare Erfolg ist das Ergebnis unserer Anstrengungen. Das ist aus einem Volk, aus einer Wehrmacht herauszuholen, wenn man nur zäh und beharrlich genug darum kämpft, wenn man vor keinen Schwierigkeiten kapituliert und sich durch keine Mißerfolge entmutigen läßt.

Sollte uns das Schicksal doch noch gnädig sein, dann können wir das gleiche sagen, was ich am Tage der Machtübernahme ins Mikrophon sprach, das mir der Rundfunkreporter vorhielt: „Dieser Tag ist der Triumph der Zähigkeit!"

20. Dezember 1944

Unsere Ardennen-Offensive ist großartig vorangekommen. Wir sind in wenigen Tagen rund 100 Kilometer bis dicht an die Maas vorgestoßen. Der Feind kratzt im Augenblick zusammen, was er an Truppen finden kann, um unseren Vormarsch aufzuhalten.

Zunächst hat er seine beiden letzten, in Südfrankreich zu Offensiv-Operationen bereitstehenden Luftlandedivisionen herangeholt. Augenblicklich zieht er Kräfte von seiner gesamten Front in den bedrohten Raum, vor allem auch von seinem bisherigen Schwerpunkt Aachen. Wir bekommen überall Luft.

Wir können jetzt mit Genugtuung das Gleiche verfolgen, was wir so oft bei den sowjetischen Durchbrüchen an der Ostfront selbst erleben mußten: Um den Durchbruch aufzuhalten, zieht man, da keine ausreichenden Reserven vorhanden sind, Truppen von anderen Abschnitten ab, bis die Linien auch dort so dünn werden, daß der Feind einen neuen Durchbruch an anderer Stelle erzwingen kann.

Welch herrliches Gefühl, sich selbst wieder in der so viele Möglichkeiten bietenden Lage des planenden Angreifers statt in der kläglichen des improvisierenden Verteidigers zu befinden. Der Minister kostet sie voll aus. Er ist in den letzten Tagen aufgelebt und wie verwandelt.

„Ich freue mich", sagt er, „über unseren Erfolg nicht nur, weil er mich ganz persönlich angeht; auch nicht bloß, weil er für einen glücklichen Ausgang dieses Krieges und damit für unser ganzes Volk so bedeutungsvoll werden kann; ich freue mich vor allem für den Führer. Wieviel Enttäuschungen hat er in den letzten Jahren erleiden, wieviel Rückschläge hinnehmen, wieviel Sorgen tragen müssen. Wie arm an Freuden und wie reich an Bitterkeit ist sein Leben geworden. Daß ich in so starkem Maße zu diesem, unserem jüngsten Erfolge beitragen konnte, macht mich froh und glücklich.

Der Führer hat an dem Angriffsplan, der jetzt abrollt, in den letzten Wochen und Monaten wie ein Besessener gearbeitet. Er ist ganz und gar sein Werk. Er hat die Angriffsabschnitte und Angriffsziele der Divisionen festgelegt, er hat die Marschrouten der Regimenter und Bataillone, ja jede kleinste Bewegung des Aufmarsches bestimmt.

Dieser Aufmarsch ist ein wahres Meisterwerk gewesen. Die völlige Überraschung des Feindes hat das bewiesen. Man muß sich vorstellen, daß die Bereitstellung in einem Raum erfolgte, der unter der absoluten Luftherrschaft des Feindes lag, also seiner ständigen Kontrolle und vollen Einsicht ausgeliefert war.

Schon Wochen vorher marschierten die Truppen in ihre Bereitstellungsräume. Bewegungen erfolgten nur bei Nacht unter Beobachtung jeder nur möglichen Vorsicht. Bei Tage erstarrte alles unter dem feindlichen Luftschirm. Wunderwerke der Tarnung wurden vollbracht.

Und es gelang. Pünktlich am vorgesehenen Tage war alles bereit. Das Wetter war uns günstig wie noch bei all unseren großen Unternehmungen. Der Angriffsbefehl wurde gegeben. Wirklich ein Meisterwerk! Können Sie nun das Glücksgefühl verstehen, das den Führer erfüllt? Ich glaube, er findet jetzt wieder zu sich selbst zurück."

26. Dezember 1944

Das Weihnachtsfest steht im Zeichen unserer militärischen Erfolge an der Westfront. Es war das schönste Weihnachtsgeschenk, das die Führung dem Volk bereiten konnte. Wir haben keine Siegesfanfaren angestimmt, keine Sondermeldungen veröffentlicht. Die sachlichen Feststellungen des OKW-Berichtes genügten, um im Volk größte Freude, ja Begeisterung hervorzurufen.

Die feindliche Öffentlichkeit ist im höchsten Grade bestürzt. Weihnachten 1944 war der Termin, für den man mit absoluter Gewißheit den Endsieg über Deutschland erwartet hatte. Stattdessen muß man zu Weihnachten eine empfindliche militärische Schlappe einstecken. Das neutrale Ausland verfolgt die Ereignisse an der Westfront mit unverhohlener Bewunderung. Daß Deutschland, das man bereits als quantité négligeable behandeln zu können glaubte, noch zu solchen Leistungen fähig ist, erscheint einfach unglaublich. Man findet in der neutralen Presse Worte höchster Bewunderung und offener Anerkennung. Auch das ist für uns wieder etwas Neues.

Die Lage in den Ardennen sieht in den Weihnachtstagen etwa so aus: Unsere Panzerspitzen, vorneweg der junge Oberst Remer, stehen unmittelbar vor Dinant in Belgien. Erfahrungsgemäß tritt bei jeder Offensive nach etwa einer Woche ein gewisser Stillstand ein. Die Überraschung beim Feind ist dann überwunden, er hat Reserven und Eingreifverbände herangeführt. Die eigenen schwachen Spitzen müssen das Eintreffen von Nachschub und Verstärkungen abwarten. Nach einer gewissen Pause erst können also neue Erfolge erwartet werden. Diese Pause scheint zur Zeit eingetreten zu sein. Bedauerlicherweise ist die für uns bisher so günstige dichte Bewölkung aufgerissen, so daß wir in Zukunft auch wieder mit einem stärkeren Eingreifen der feindlichen Luftwaffe zu rechnen haben werden.

Immerhin können heute bereits folgende Erfolge verzeichnet werden: Der Feind hat von seinen insgesamt 68 Divisionen 40 in die Ardennen geworfen. Das bedeutet, daß der gesamte Druck auf unsere Front nachgelassen hat. Dieser Umstand

wurde bereits zu kleinen Frontverbesserungen hier und da ausgenützt.

Vor allem ist der starke Druck aus dem Aachener Raum und damit die akute Bedrohung des Ruhrgebietes beseitigt. Die ganze Situation ist schlagartig umgekehrt. Jetzt sind nicht wir im Ungewissen, wo ein neuer feindlicher Schlag erfolgen kann, sondern die anderen. Die Initiative an der Westfront liegt wieder in unserer Hand.

„Auch die politische Front ist wieder in Fluß gekommen", sagt der Minister. „Erst bei Mißerfolgen zeigen sich die Schwierigkeiten eines Koalitionskrieges in aller Deutlichkeit. Eisenhower wird bereits lebhafter Kritik unterzogen. Alle ungelösten Probleme zwischen den Alliierten, die man im Siegesrausch gar nicht mehr so ernst nahm, gewinnen plötzlich wieder an Gewicht. So bieten sich auch hier wieder für uns neue Möglichkeiten."

Eines dieser politischen Probleme ist Griechenland. Die Genesis der Ereignisse, die zu Weihnachten ihren kritischen Höhepunkt erreichten, muß kurz verzeichnet werden. In Moskau sind zwischen Stalin und Churchill tatsächlich wie vermutet die gegenseitigen Interessensphären auf dem Balkan abgegrenzt worden. Man einigte sich, daß Rumänien, Bulgarien, Ungarn, Jugoslawien und Albanien den Sowjets vorbehalten bleiben, Griechenland dagegen als englisches Interessengebiet anerkannt werden sollte.

Der britische Premier konnte mit dieser Regelung ganz zufrieden sein, da an der Inbesitznahme der betreffenden Länder durch die Sowjets nach ihren militärischen Erfolgen ohnehin nichts mehr zu ändern war. Er hatte aber nicht mit der Verschlagenheit seines bolschewistischen Vertragspartners gerechnet.

Denn Stalin hatte ihm Griechenland nur deswegen konzediert, weil er hier über starke, wohl ausgerüstete und ihm treu ergebene griechische Streitkräfte, die kommunistische EAM verfügte. Kurz nach der Übereinkunft mit Churchill gab er der EAM den Befehl, in Griechenland die Macht zu ergreifen und damit auch dieses Land zu einem kommunistischen, das heißt zu einem Bestandteil des sowjetischen Balkanblockes zu machen.

Die EAM besetzte Athen und schickte sich an, die Regierungsgewalt zu übernehmen. Doch jetzt griff England ein. Und zwar mit bewaffneter Macht. Englische Panzer, Flugzeuge und Schiffsartillerie wurde gegen die bolschewistischen Usurpatoren

eingesetzt. Im Handumdrehen entstand eine regelrechte neue Front für England. Wochenlang gingen die mit allen Waffen des modernen Krieges geführten Kämpfe hin und her, unter denen die Akropolis und andere Heiligtümer der griechischen Antike in Schutt und Asche sanken. Schritt für Schritt wurden die mit unerhörter Erbitterung kämpfenden Kommunisten zurückgedrängt.

Churchill gab vor dem Unterhaus eine Erklärung zu Griechenland ab. Er nannte die EAM-Leute Pöbel und bolschewistisches Gesindel. Er schäumte vor Wut. Er gab eine Definition dessen, was er unter Demokratie verstehe. Das allerletzte, was er unter Demokratie verstehe, sagte er, sei jedenfalls ein Haufen Banditen, die die ihnen von England zum Kampf gegen Deutschland gelieferten Maschinenpistolen dazu benutzten, um mit Gewalt ein totalitäres, bolschewistisches Regime in Griechenland aufzurichten.

Er schlug mit voller Kraft auf den griechischen Sack und meinte — den bolschewistischen Esel. Als er dann im weiteren Verlauf seiner Rede von den wunderbaren militärischen Leistungen des russischen Volkes sprach, erfolgte ein peinlicher Zwischenruf. Der einzige kommunistische Abgeordnete im Unterhaus, Galagher, rief nichts als: „Bolschewisten!"

Am ersten Weihnachtsfeiertag fuhr Churchill dann in Begleitung von Eden ins bürgerkriegdurchtobte Athen. Mit dem Panzerwagen fuhr er zur Besprechung mit den EAM-Vertretern. Als er den Panzer vor dem Gebäude verließ, schoß ein EAM-Scharfschütze auf ihn. Der Mann war schlecht ausgebildet. Er schoß vorbei. Sein Genosse von der Artillerie, der das Schiff unter Feuer nahm, das Churchill später bestieg, kam gleichfalls nicht zu einem Treffer.

Churchill dagegen erzielte einen gewissen Erfolg insofern, als er mit allen streitenden Parteien, einschließlich der Kommunisten, eine Einigung über die Einsetzung eines Regenten erzielen konnte. Die EAM soll sich aus Athen zurückziehen. Der Guerillakrieg aber im Lande geht weiter und wird England noch manches Kopfzerbrechen bereiten.

28. Dezember 1944

Die traditionelle Rundfunkrede des Ministers am Heiligen Abend war ein Kunstwerk. Unzählige Frauen in allen deutschen Gauen haben wieder bei ihrem Anhören Tränen der Rührung vergossen. Er sprach warm und zu Herzen gehend wie ein guter

Vater zu seiner Familie. Keine Unebenheit im Stil oder Vortrag. Jeder Satz in der Betonnung und Wirkung genau abgewogen.

Der Minister spricht seine Rundfunkreden neuerdings schon einige Tage vor der Sendung auf Band. Er hat dadurch die Möglichkeit, sie sich mehrere Male vorher anzuhören, bei dem geringsten Lapsus, bei einer Betonnung, die nicht ganz der beabsichtigten Wirkung entspricht, bei einer kleinen Heiserkeit zu unterbrechen und die fragliche Stelle noch einmal zu sprechen. Geschickte Techniker flicken das Band so genau wieder zusammen, daß nicht einmal ein geschultes Ohr die Unterbrechung wahrnehmen kann.

Er hat diese Technik zum ersten Mal bei seiner Rede nach dem 20. Juli angewendet, als es darauf ankam, der gespannt zuhörenden Öffentlichkeit kein Zeichen von Unsicherheit oder Verwirrung und Ratlosigkeit zu geben. Er ist sich aber auch der Gefahren bewußt, die diese Redetechnik birgt. Als ich ihn bei seiner letzten Rede auf einen kleinen Fehler aufmerksam machte, den er nicht bemerkt hatte, sagte er:

„Wissen Sie, eine Rede, die auch nicht den kleinsten Fehler aufweist, ist wie ein Gesicht, das vor lauter Ebenmäßigkeit langweilig wirkt, oder wie ein Herr, der so tadellos angezogen ist, daß seine Korrektheit schon Verdacht erregt. Lassen wir also ruhig den kleinen Fehler drin."

Neujahr 1945

Der Minister hat einen außerordentlich harmonischen, durch keine Hiobsbotschaften getrübten Sylvesterabend im Kreise seiner Familie und einiger Freunde des Hauses verbracht. In glücklicher, zufriedener und sehr hoffnungsvoller Stimmung hat er den Schritt vom alten in das neue Jahr, das wohl endlich letzte dieses Krieges, getan.

Am Sylvester-Sonntag — wir sind bereits draußen in Lanke — kommt unerwarteter Besuch: Oberstleutnant Rudel, Panzerknacker der Luftwaffe, Brillantenträger und Volksheld Nummer 1. Er ist zu Göring befohlen, um sich mit diesem zusammen beim Führer zu melden. Mehr weiß er nicht, befürchtet irgendeine Teufelei, daß man ihn versetzen oder ihm gar wie Galland das Fliegen verbieten wolle. Wir dürfen ihm leider den Grund seiner Kommandierung nach Berlin nicht verraten, um dem Führer nicht die Freude der Überraschung zu verderben, wenn er ihn heute abend außer der Reihe zum Oberst befördern und ihm eine Auszeichnung verleihen wird, die eigens

für Rudel geschaffen wurde: Das goldene Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz.

Rudel kommt geradewegs aus dem Kampfraum Budapest. Er hat soeben seinen vierhundertundsoundsovielten Sowjet-Panzer geknackt. Die Russen fürchten ihn wie die Pest. Die deutschen Landser lieben ihn. Denn wo Rudel ist, da schafft er Luft. Steigt er mit seinen Stukas auf, dann läßt sich so leicht kein Russenpanzer sehen. Und läßt er sich sehen, dann kann er getrost seinen Geist Stalin empfehlen.

Rudel ist klein und kräftig. Auf breiten Schultern sitzt ein großer Kopf. Dunkelblondes Haar über einem nicht sehr anziehenden Gesicht, in dem ein ziemlich breiter Mund auffällt. Er kann sehr herzlich, unbefangen und fast jungenhaft lachen. Seine Bewegungen sind eckig. Bei der Verbeugung zieht er den Kopf ein wenig linkisch zwischen die Schultern. Sein rechtes Bein ist schwer zerschossen. Er ist im Gehen behindert.

Seine Sprache ist leise und unaufdringlich. Ihr fehlt das Lärmende, das für junge Flieger sonst typisch ist. Die schlesische Klangfärbung hört nur ein Landsmann heraus. Er spricht ruhig, fast bescheiden, aber keineswegs schüchtern, sondern sehr bestimmt. Er prahlt weder noch errötet er, wenn von seinen Heldentaten gesprochen wird. Er erörtert sie ganz sachlich, so als hätte ein anderer sie vollbracht. Man vermißt die üblichen Fliegerstories mit den charakteristischen Hand- und Armbewegungen zur Kennzeichnung der jeweiligen Fluglage.

Rudel ist der Mann, der aus der verzweifeltsten Lage heil wieder herauskommt. Wiederholt schon ist er abgeschossen worden, mehrmals sogar hinter den feindlichen Linien. Aber erwischt haben sie ihn doch nie. Bekannt ist die Geschichte, wie er, von den Russen gehetzt, mit einer erheblichen Verwundung einen Fluß, ich glaube die Beresina, durchschwamm und schließlich die eigenen Linien erreichte. Er glaubt felsenfest an seinen guten Stern, ja hält sich sogar für kugelfest.

In seiner schlesischen Heimat, wo der jetzt achtundzwanzigjährige Oberst als Sohn eines Pfarrers geboren wurde, erzählt man sich aus seiner Jugend die tollsten Streiche.

„Die Hälfte davon ist nicht wahr", sagt Rudel lachend, gibt aber zu, daß er kein Duckmäuser war und schon allerlei Unfug angerichtet hat. Schon während der Kampfzeit kam er zur Hitler-Jugend. Charakteristisch für ihn ist, daß er als Halbwüchsiger freiwillig für einige Zeit ins Bergwerk ging.

„Es ärgerte mich", erzählt er, „daß mir Arbeiter in der politischen Diskussion sagen konnten: Ja, du als Pastorsöhnchen

hast gut reden. So arbeitete ich ein Vierteljahr unter Tage. Und die alten Kumpels von damals sind noch heute meine besten Freunde."

Rudel ist das, was ich mir unter einem guten Deutschen und Nationalsozialisten vorstelle: Stark, klar, gläubig, doch fern jedem Pathos, kritisch die Schattenseiten unseres Regimes erkennend, aber fest auf den Grundsätzen beharrend, die er einmal als richtig erkannt und erprobt hat. Hätten wir nur mehr von seiner Sorte. Diese Männer werden nach dem Sieg wichtige Aufgaben in der unvermeidlichen Umformung unseres Staates haben!

Nach dem Essen, dessen Einfachheit (es gab Kartoffelsuppe) Frau Goebbels mit der Plötzlichkeit der Einladung zu entschuldigen bittet, trinken wir in ihrem Salon sehr gemütlich eine Tasse Kaffee. Einen Likör lehnt Rudel ebenso ab wie Zigaretten. Er ist von eiserner Enthaltsamkeit, konsequenter als ein Meisterschaftsboxer im Training. Anders wäre er auch rein physisch zu derartigen Leistungen nicht fähig.

Sofort ist eine außerordentlich lebhafte Unterhaltung im Gange. Rudel bestätigt aus seinem Kampfraum die Erfahrung, daß die russische Infanterie schlecht, die Panzer und Flieger dagegen nicht nur zahlreich und technisch gut, sondern auch mit dem besten Menschenmaterial bemannt sind.

Die Durchbrüche der Russen erfolgten nicht, weil es uns an Waffen, sondern an Menschen fehle. Unsere Linien seien oft geradezu lächerlich dünn besetzt. Je weiter man aber nach hinten komme, umso mehr wimmele es von Soldaten, die zu irgendwelchen Stäben, Trossen oder Nachschubeinheiten gehörten. Beim Russen sei es genau umgekehrt.

Der Minister hört sich Rudels Schilderungen mit glänzenden Augen an. Welch hervorragende Argumente für seine Arbeit! Welch großartige Beweise gegen Speers These „Nicht Soldaten, sondern Waffen"!

„Die Menschen fehlen!" ruft er dazwischen. „Weil wir nicht genug Soldaten haben, müssen wir immer neue Rückzüge antreten. Und Rückzüge kosten mehr Waffen als die Neuaufstellung von Armeen. Wie Speer es macht, heißt das Pferd am Schwanz aufzäumen. Was nützen uns Tausende von Geschützen, wenn wir sie aus Mangel an Soldaten, die sie verteidigen, immer wieder sprengen müssen oder dem Feind unversehrt in die Hände fallen lassen?"

Jetzt redet sich der Minister in Rage. Vom totalen Krieg kommt er auf die allgemeine Kriegführung zu sprechen.

„Gewiß", sagt er, „wir haben viele schwere Fehler gemacht. Aber die anderen machen auch welche. Ihr größter ist die Inkonsequenz ihrer Kriegführung. Verlassen Sie sich darauf, i c h hätte Deutschland schon längst kaputt gemacht. Ich hätte stur und verbissen auf mein Ziel hingearbeitet und mich durch nichts davon abbringen lassen.

Was tun aber unsere Feinde? Nehmen Sie den Luftkrieg als Beispiel. Wo ist da die Beharrlichkeit, die gerade Linie? Man sieht die Verantwortlichen förmlich bei ihren Beratungen: die Engländer und die Amerikaner, die Deutschenfresser und die Gemäßigten, die Politiker und die Militärs. Jeder will es anders machen. Und so probieren sie alle Arten durch, wobei sie außer Acht lassen, daß die Methode nicht so ausschlaggebend ist wie die Konsequenz, mit der sie durchgeführt wird.

Jede der inzwischen an uns ausprobierten Methoden hätte schon längst zum gewünschten Erfolg führen müssen, wäre man ihr nur treu geblieben.

Wie war es denn? Zunächst sollten unsere Städte, die Nervenzentren unseres Lebens, zerstört werden. Man fing gut an. Eine Stadt nach der anderen sank in Trümmer. Auch Berlin kam an die Reihe. Sie griffen uns fünf, zehn, zwanzig Mal an. Wir wären kaputt gegangen, und wenn auch vielleicht erst beim hundertsten Male. Aber wir sagten ganz frech: wir leben immer noch, eure Angriffe haben uns gar nichts angetan. Da könnt ihr noch lange so weiter machen. Und drüben fing man an zu zweifeln. Kommen wir so zum Ziel? Wir verlieren so viel Flugzeuge und wertvolle Menschen. Die Feigen und Inkonsequenten sagten: Ist doch schon ganz schön, was wir erreicht haben, laßt uns damit aufhören. Und so war es. Sie ließen von Berlin ab.

Man versuchte etwas Neues. Da gibt es in England ein Ministerium für Wirtschaftskriegführung. Das kennt unsere Engpässe. Hier muß angesetzt werden. Man wählte zuerst den Kugellagerengpaß. Unsere sämtlichen Kugellagerfabriken wurden angegriffen. Ohne Kugellager keine Rüstung, war die richtige Überlegung der Briten. Wir kamen in die größten Schwierigkeiten. Wir behalfen uns notdürftig. Hätte man unsere Werke meinetwegen ein ganzes Jahr lang ununterbrochen angegriffen, unsere Rüstung wäre erlahmt. Aber wieder war der Feind inkonsequent. Nach einer Weile ließ er von den Kugellagerfabriken ab und wendete sich den Hydrierwerken zu.

Auch diesen Engpaß haben wir inzwischen überwunden, obwohl wir an den Rand des Abgrundes gerieten. Jetzt nahm sich der Feind unsere Verkehrswege und Eisenbahnen vor, was uns in wahrhaft tödliche Verlegenheit brachte. Doch zum Glück brach er seine Angriffe wiederum kurz vor dem Eintreten einer Katastrophe ab.

Das gleiche", fährt der Minister in der immer monologartiger werdenden Unterhaltung fort, „ist auf dem Gebiet der Propaganda zu beobachten. Wie einfach hätte der Feind es haben, wieviel Blut hätte er sich sparen können, wenn er vom ersten Kriegstage an auf der These beharrt hätte: Wir kämpfen nicht gegen das deutsche Volk sondern gegen seinen verworfenen Führer. Oder: Wir wollen das deutsche Volk von der Nazi-Partei befreien. Ich hätte als deutscher Propagandaminister solchen konsequent vertretenen Parolen gegenüber einen schweren Stand gehabt.

Stattdessen beschimpft man bald den Führer, bald die Partei, bald das deutsche Volk in seiner Gesamtheit. Stattdessen veröffentlicht man einen Morgenthauplan und läßt die Vansittard und Kaufmann ihre antideutschen Haßgesänge singen. Inkonsequenz auch hier.

Selbst auf militärischem Gebiet fehlt den Westmächten die klare Linie. Warum hat Stalin denn immer wieder so erstaunliche Erfolge? Weil er ganz genau weiß, was er will, und das auch stur und konsequent durchsetzt. Hätten die Westmächte nach dem Durchbruch bei Avranches einen einzigen Schwerpunkt gebildet, sie wären schon längst im Ruhrgebiet oder gar in Berlin und brauchten sich jetzt keine Sorgen zu machen, daß ihnen der Russe zuvorkommt.

Aber die Engländer wollten zur Raketenküste, die Amerikaner zur Ruhr, und die Franzosen dachten nur an gloire und die Rückgewinnung Elsaß-Lothringens. Und so kamen sie nicht nach Berlin, sondern müssen sich zur Zeit sehr in Acht nehmen, daß ihnen in den Ardennen nicht etwas sehr Unangenehmes passiert. Sie haben sich benommen wie das Kind beim Bonbonregen, das am liebsten alle Bonbons auf einmal fangen möchte und schließlich mit leeren Händen dasteht.

Standhaftigkeit und Ausdauer", schließt der Minister seine Betrachtungen, „muß man nicht nur haben, wenn einen der andere im Schwitzkasten hält, man muß sie auch beweisen, wenn man selber im Erfolg steht. Standhaftigkeit und Ausdauer sind die höchsten Tugenden einer kriegführenden Nation."

Zum Abendessen wird eine Gans serviert. Es gelingt mir nur mit größter Mühe, kleinste Partikel unter erheblichem Kraftaufwand abzusäbeln, wobei ich mit größter Vorsicht operieren muß, damit meine Gänsekeule nicht meiner Nachbarin auf den Schoß hopst.

Ich sehe mich zwischendurch in der Runde um und stelle zu meiner Befriedigung fest, daß das allgemeine Schweigen bei Tisch darauf zurückzuführen ist, daß alle Tischgenossen sich mit der gleichen Verbissenheit bemühen, ihren Braten in mundgerechte Teile zu zerlegen. So säbeln wir eine Weile in emsiger Stille weiter. Die Gäste sagen nichts, um die Hausfrau nicht zu kränken, die Hausfrau sagt nichts, um den Spender der Gans, Gauleiter Hanke, nicht zu verletzen, und dieser mag sich der stillen Hoffnung hingegeben haben, daß nur er ein so zähes Stück erwischt habe.

Schließlich bricht der Hausherr den Bann, indem er sich mit den Worten an seine Frau wendet:

„Sag mal, Süßing, ist dein Gänsebein auch so unglaublich zäh wie meins?"

Allgemeines Aufatmen. Das Gesprächsthema ist gefunden. Lebhafte Diskussion über den jeweiligen Grad der Zähigkeit. Hanke meint in Erwiderung zahlreicher spitzer Anspielungen, es sei ein gutes Zeichen für die deutsche Ernährungslage im sechsten Kriegsjahr, daß die Gänse bei uns noch so alt würden.

Später sitzen wir in der Halle vor dem flackernden Kaminfeuer. Wir sprechen über die heutige Rede des Ministers, die vorhin über den Rundfunk lief. Auch sie wieder ein Meisterwerk. Die Worte und Silben sind hell und klar, die Formulierungen blitzen wie Speerspitzen im Sonnenlicht. Ein gewisses Pathos fehlt nicht.

Als der Minister die Rede auf Band spricht, habe ich ihn genau beobachtet. Obwohl er kein anderes Auditorium hat als den Rundfunktechniker und mich, unterstreicht er seine Worte mit kräftigen Gebärden seiner rechten Hand, während die Linke mit dem Umblättern des Manuskriptes beschäftigt ist.

Es sind die gleichen Gesten, die er als Volksredner gebraucht, nur gleichsam im Diminutiv, plastisch, kraftvoll und elegant. Bei einer Aufzählung von Argumenten oder anklagenden Fragen klopft er mit dem Knöchel hart und für ihn beinahe schmerzhaft auf das Pult (eine Geste, die hier im Studio soweit gedämpft wird, daß kein störendes Nebengeräusch entsteht). Bei kniffligen Beweisführungen dreht er die erhobene Rechte mit gespreizten Fingern hin und her. Bei einer Argumentierung,

die wie ein Weg durch einen Irrgarten das Ziel plötzlich erkennen läßt, sticht er mit dem ausgestreckten Zeigefinger wiederholt in die Luft.

All diese Gesten sind mir so bekannt, daß ich mir die Ohren zuhalten und doch ungefähr sagen könnte, welche Worte er soeben gebraucht hat.

Als das alte Jahr zu Ende geht, wird der Rundfunkempfänger auf höchste Lautstärke gestellt. Der Emil hat einige Flaschen Sekt bereitgestellt, um die Gläser wenige Minuten vor zwölf zu füllen. Das preußische Bekenntnis von Clausewitz, von Heinrich George gesprochen, erklingt aus dem Lautsprecher. In seine letzten Sätze, als der Zeiger der Uhr sich Mitternacht nähert, mischen sich, von zarten Geigen getragen, die Klänge des Deutschlandliedes. Zwölf Schläge verkünden das Ende des alten Jahres, das uns so viel Schweres, aber zuletzt doch noch einen neuen Hoffnungsschimmer gebracht hat. Mit dem letzten Glockenschlag hebt das eherne Dröhnen der Rheinglocken an, das in den machtvollen Gesang des Liedes „O, Deutschland hoch in Ehren" übergeht.

Wir haben uns erhoben. Frau Goebbels weint. Auch wir anderen sind in ergriffener Stimmung. Wir heben unsere Gläser, stoßen an und begrüßen uns mit leise gemurmelten Glückwünschen. Der Badenweiler Marsch klingt auf. Der Führer spricht. Es ist fünf Minuten nach zwölf.

STALIN ANTE PORTAS

Westoffensive gescheitert — Die Russen an der Oder — Alles zwei Jahre früher — Stalins Sondermeldungen — Die Rote Armee vor Berlin — Die bolschewistische Gefahr für Europa — „Wir sind am Ende" — Friedrich der Große — Düstere Zukunftsprognosen.

5. Januar 1945

Unsere Ardennen-Offensive ist tatsächlich zum Stillstand gekommen. Als nach etwa einer Woche das diesige, neblige Wetter aufklarte, sind mit der Sonne auch wieder die feindlichen Flugzeuge in ihrer erdrückenden Überlegenheit da.

Der Wetterumschwung fällt gerade in die kritische Zeit, in der jede Offensive einen gewissen Stillstand erreicht. Während unsere weit vorgeprellten Panzerspitzen dringend auf Nachschub an Kraftstoff und Munition warten, werden unsere Nachschubkolonnen von der feindlichen Luftwaffe derartig aufs Korn genommen, daß praktisch nichts nach vorne durchkommt. Wir geraten dadurch zeitweilig in eine äußerst bedrängte Lage. Unsere Spitzen müssen zurückgenommen werden.

Auch ein anderes Unternehmen kann durch die feindliche Luftüberlegenheit nicht zum Erfolg gelangen. Wir haben in blitzschnellem Vorstoß eine amerikanische Luftlandedivision bei Bastogne eingeschlossen. Sie verteidigt sich hartnäckig; wird mühelos aus der Luft versorgt.

Ihr Kommandeur befindet sich auf Weihnachtsurlaub in den Staaten. Als er von der Einschließung seiner Division erfährt, setzt er sich in das nächste Flugzeug, fliegt über den Atlantik, geradewegs nach Bastogne und springt am driten Weihnachtsfeiertag über dem Einschließungsring ab. Unter seiner entschlossenen Führung gelingt es, mit gewaltiger Luftunterstützung zunächst einen schmalen Durchbruch durch die deutsche Umklammerung zu erzwingen und schließlich die ganze Division, wenn auch unter erheblichen Verlusten, freizukämpfen.

Am Neujahrstag gibt es an der Westfront eine Überraschung, als unsere Luftwaffe seit Jahren zum erstenmal wieder ein größeres eigenes Unternehmen startet. 1000 deutsche Maschinen greifen im Tiefflug feindliche Fliegerhorste im belgisch-holländischen Raum an und vernichten rund 600 Flugzeuge des völlig überraschten Gegners.

Am gleichen Tage treten wir an einem anderen durch feindliche Truppenabziehungen schwach gewordenen Abschnitt zu einem Angriff mit begrenztem Ziel an. Beiderseits Bitsch, zwischen Saar und Rhein, werden erhebliche Geländegewinne erzielt. Auch bei Straßburg greifen wir an. Es gelingt, zwei starke Brückenköpfe über den Rhein zu bilden und fast das gesamte vom Feind besetzte deutsche Gebiet in diesem Abschnitt zurückzuerobern.

Wenn sich so die anfänglich erhofften Erfolge unseres Ardennenvorstoßes bisher auch nicht haben verwirklichen lassen, so hält doch die Verbesserung unserer Position an der gesamten Westfront an.

8. Januar 1945

An der Ostfront vollzieht sich in den letzten Tagen und Wochen ein sowjetischer Aufmarsch von bisher nicht dagewesenem Ausmaß. Die Sowjets sprechen ganz offen davon, daß sie die größte Offensive dieses Krieges, den Todesstoß gegen Hitler-Deutschland vorbereiten. In bolschewistischer Terminologie heißt das, man schicke sich an, das faschistische Tier in seiner Höhle zu erschlagen, eine Formulierung, die, so wenig ritterlich und geschmackvoll sie auch ist, von der demokratischen Welt bereitwillig übernommen wird.

Unsere eigene Aufklärung bestätigt die sowjetischen Angriffsvorbereitungen. Besonders im Baranow-Brückenkopf werden ungeheure Konzentrierungen von Truppen und Material gemeldet.

12. Januar 1945

Die beliebteste Sendung des deutschen Rundfunkprogramms kommt jeden Montagabend von Leipzig und bringt unter dem Titel „Für jeden etwas" klassische, leichte, ja Tanzmusik in einer äußerst geschickten Zusammenstellung. Auch der Minister gehört zu ihren begeisterten Hörern.

Als sie nun zum 50. oder 100. Mal gesendet wird, hat irgendein Rundfunkmann den Einfall, die ganze Sendung auf den Kopf zu stellen und vor allem das traditionelle sentimentale

Schlußlied „Ein kleines Lied soll uns verbinden" durch irgendeinen anderen Schmachtfetzen zu ersetzen.

Der Minister wird fuchsteufelswild.

„Das ist diese verfluchte intellektuelle Neuerungssucht", schimpft er. „Das sind diese verkommenen Literaten, die ihren eigenen degenerierten Geschmack mit dem des gesunden Volkes gleichsetzen. Das ist die Verderbtheit der Großstadt, die mit Genüssen aller Art so übersättigt ist, daß sie stets etwas Neues verlangt. Das gesunde Volk ist in jeder Beziehung konservativ. Wenn es eine Sache als gut erkannt und sich daran gewöhnt hat, dann hält es auch daran fest.

Die katholische Kirche kennt diesen konservativen Sinn des Volkes und weiß ihn meisterhaft für ihre Zwecke zu benutzen. Ich danke meine politischen Erfolge zwei glücklichen Umständen. Einmal, daß ich einer kleinstädtischen Arbeiterfamilie entstamme und zum anderen, daß ich in der strengen Zucht der katholischen Kirche groß geworden bin. Diese beiden Umstände haben mir tiefe Aufschlüsse über die Volkspsyche und die Kunst, sie einem höheren Zweck dienstbar zu machen, vermittelt.

Die große Stärke der katholischen Kirche ist, daß sie ihre Schäflein nicht ständig mit neuen Thesen und Problemen verwirrt und unsicher macht, sondern daß sie ihnen wenige und unveränderliche Grundsätze mit der Monotonie des Rosenkranzes einhämmert.

Verwickelte geistige und metaphysische Probleme wie das der Dreieinigkeit oder der unbefleckten Empfängnis werden von einigen wenigen dazu Berufenen entschieden und, wenn sie als richtig erkannt sind, auf eine ganz einfache, jedem verständliche Formel gebracht, die der großen Menge als Dogma ins Herz gebrannt wird. Damit erreicht die katholische Kirche, daß an die Stelle von Zweifeln und Kritik bei der Masse ihrer Anhänger der Glauben getreten ist, und zwar ein unbedingter und unerschütterlicher.

Ganz anders die evangelische Kirche. Da ist das Sinnieren und Herumdeuteln erlaubt, ja erwünscht. Da kann sich jeder seinen eigenen Weg zur Gottseligkeit suchen. Mit dem Erfolg, daß die evangelische Kirche schon nach wenigen Jahrhunderten in zahllose Sekten und Grüppchen zerspalten ist, während die katholische Kirche nach beinahe 2000 Jahren noch alle Stürme überstanden hat und heute fester denn je mitten in einer Welt geistiger Umwälzungen dasteht.

Dieser starre Konservativismus der katholischen Kirche ist auch in ihren äußeren Formen zu beobachten. Das Hochamt wird seit Jahrhunderten in der gleichen Form abgehalten. Und zwar in der Peterskirche genauso wie in der Kapelle von Hintertupfingen, nur mit graduellen Unterschieden. Es würde keinem Pfarrer einfallen, beim Hochamt mit der Liturgie von hinten anzufangen, nur um seinen Gläubigen mal „etwas Neues" zu bieten. Das würden ihm nicht nur seine Oberen sondern vor allem die Gemeinde selbst schwer verübeln.

Für mich sind die großen kirchlichen Feste in ihrer althergebrachten Form die schönsten Kindheitserinnerungen. Die Weihnachtsmesse war jedes Jahr die gleiche. Und das war ja gerade das Schöne, daß man schon im Vorhinein genau wußte, welches Lied, welcher Teil der Litguie jetzt drankam. Bei der Pfingstmesse zum Beispiel freute man sich schon auf den Augenblick, wenn das Lied „Maria, Himmelskönigin" gesungen wurde. Niemand hätte es verstanden, wenn der Pfarrer bei der Fronleichnamsprozession ein anderes Gewand als bei hunderten vorhergegangener getragen hätte, bloß um mal was Neues zu zeigen.

Denn auch die Gewänder und Geräte, die Lieder und Gebete, all diese Äußerlichkeiten des kirchlichen Zeremoniells sind so tief im Bewußtsein des Volkes verankert, daß sie zum ureigensten Besitz jedes einzelnen geworden sind. Mit Neuigkeiten kann man vorübergehende Reize auslösen. Mit dem überlieferten Alten jedoch gewinnt man ein Volk und formt es zu einer fest geschlossenen Gemeinschaft."

13. Januar 1945

Der Sturm im Osten ist losgebrochen. Mit furchtbarer Gewalt haben sich die ungeheuren sowjetischen Menschen- und Materialmassen, die im Baranow-Brückenkopf angestaut waren, über unsere Linien gewälzt. Wir haben eine neue Verteidigungsstaktik angewendet, indem die vordersten Gräben nur dünn besetzt wurden, dafür aber weiter hinten gut ausgebaute Stellungen stark besetzt und bewegliche Eingreifreserven bereitgestellt waren.

Unsere Führung ist sich über den Ernst der Lage durchaus im klaren. Die Meldungen der Befehlshaber von der Front sind gleichfalls ernst, aber doch zuversichtlich. Es ruft daher keine Bestürzung hervor, als die Sowjets bereits am Abend des ersten Angriffstages ein tiefes Eindringen in unsere Stellungen melden können.

15. Januar 1945

Am Wochenende hat die sowjetische Groß-Offensive auch an anderen Frontabschnitten begonnen. Und zwar vom Pulawy-Brückenkopf weichselabwärts und vom Nerew-Brückenkopf an der Südflanke Ostpreußens aus. Auch hier Anfangserfolge.

Der Angriff aus dem Baranow-Brückenkopf nimmt einen beängstigenden Verlauf. Aus dem tiefen Einbruch ist in wenigen Tagen ein vollständiger Durchbruch unseres gesamten Stellungssystems geworden. Russische Panzerspitzen operieren bereits im offenen Gelände.

Der Ia von Generaloberst Harpe, dem Oberbefehlshaber an diesem Abschnitt, erklärt auf telefonische Anfrage, das sei durchaus in Ordnung, man wolle den Russen absichtlich durchlassen, um ihm in die langen, leicht verletzlichen Flanken fallen zu können.

Der Minister äußert Bedenken zu dieser Art von Taktik.

„Ich verstehe zwar nichts von Strategie und Taktik", sagt er, „aber ich weiß, daß es sehr schwer, wenn nicht unmöglich ist, einen so starken Gegner, wenn er einmal durchgebrochen ist, wieder zum Stehen zu bringen. Wozu bauen wir denn erst feste Stellungen, wenn wir sie absichtlich preisgeben, um den Feind lieber im offenen Felde zu schlagen? Eine solche Taktik ist nichts anderes als Wahnsinn oder Verbrechen.

Man scheut sich ganz einfach, das eigene Versagen zuzugeben und versucht, sich jetzt mit einer neuen Taktik herauszureden. Es stand ja dem Oberbefehlshaber frei, zu sagen, er würde dem voraussichtlichen Ansturm wahrscheinlich nicht gewachsen sein. Daß wir Soldaten nicht im Überfluß haben und mit ihnen sparsam umgehen müssen, ist doch allgemein bekannt. Aber wenn ein Führer die Meldung bekommt: es wird zwar schwer, aber wir werden es auch mit den geringen Kräften, die uns leider nur zur Verfügung stehen, schon schaffen, dann muß er sich doch auf eine solche Meldung verlassen können. Niemand hätte den Oberbefehlshaber gehindert zu sagen: Meine Kräfte sind zu schwach, ich kann es nicht schaffen. Er hätte damit freilich den Unwillen des Führers, vielleicht sogar seine Karriere riskiert. Zugegeben. Aber dies zu riskieren, nennt man eben Zivilcourage. Und die ist leider bei den wenigsten unserer Generale vorhanden. Harpe hat sie nicht gehabt. Er hat ihm, statt ihm die Wahrheit zu sagen, lieber eine Falschmeldung erstattet. Und nun ist die Katastrophe da."

16. Januar 1945

Zehntausende von Menschen haben im Warthegau seit Wochen und Monaten an dem Bau der sogenannten Nidda-Stellung gearbeitet. Ein tief gestaffeltes Verteidigungssystem entstand, das bestimmt war, einen eventuellen russischen Vorstoß bis in diesen Raum aufzuhalten. Auch diese Stellung ist jetzt bereits überrannt. Sie war nicht mit einem einzigen Soldaten besetzt.

Das Oberkommando der Heeresgruppe A hat Krakau geräumt und ist gleich bis Oppeln gesprungen.

Harpe ist seines Postens enthoben worden. Schörner soll versuchen, hier noch etwas zu retten. Die Heeresgruppe Kurland, wo jetzt 31 Divisionen eingefroren sind, hat statt seiner Rendulic übernommen.

18. Januar 1945

Die südliche Angriffsgruppe der Sowjets ist an Krakau vorbei bis Tschenstochau vorgestoßen. Von hier sind noch 50 Kilometer bis zum oberschlesischen Industrierevier!

Auch an den beiden anderen Brennpunkten der Offensive ist den Sowjets der Durchbruch gelungen. Warschau wurde geräumt und von den Russen besetzt. Panzerspitzen im Raum von Litzmannstadt. Im Norden sind Soldau und Milau gefallen. Der Feind steht damit in Ostpreußen!

19. Januar 1945

Heute zeichnen sich drei Stoßrichtungen des russischen Angriffes ab: 1. Nördlich am oberschlesischen Industrierevier vorbei auf B r e s l a u , 2. Über Litzmannstadt, das heute fiel, auf P o s e n , 3. Über Milau in Richtung Thorn und D a n z i g.

Der operative Plan scheint der zu sein, im Norden Ostpreußen, im Süden Oberschlesien abzuschneiden und in der Mitte geradewegs auf Berlin vorzustoßen.

Der Minister sitzt abends in tiefer Niedergeschlagenheit in meinem Arbeitszimmer.

„Ich kann einfach nicht mehr schlafen", sagt er. „Ich dämmere nachts nur noch so vor mich hin, wobei mir meine Phantasie die furchtbarsten Bilder vorgaukelt. Wenn ich morgens aufstehe, bin ich wie zerschlagen. Dabei brauche ich gerade jetzt all meine Kraft.

Was mich nicht schlafen läßt, ist nicht so sehr die Tatsache unseres augenblicklichen Unglücks, als die, daß es hätte verhin-

dert werden können. Hundert neue Divisionen sind in den letzten drei Monaten aufgestellt worden. 1,1 Millionen frisch ausgehobener Soldaten hatten am Jahresende seit Beginn meiner TK-Maßnahmen die Kasernentore passiert. Mit ihnen konnten wir die Lage an der Westfront nicht nur stabilisieren, sondern sogar zu unseren Gunsten wenden. Weitere hundert Divisionen werden innerhalb von drei Monaten von mir aufgestellt sein. Sie hätten eine gleiche Wendung an der Ostfront herbeiführen sollen. Jetzt ist es zu spät.

Ich könnte wahnsinnig werden bei der Vorstellung, daß zwei Jahre lang um den totalen Krieg herumgeredet worden ist, daß man aus Bequemlichkeit, Faulheit, Verantwortungslosigkeit, Eifersucht oder bösem Willen alle meine Anstrengungen, den totalen Kriegseinsatz zu verwirklichen, hintertrieben und sabotiert hat. Jetzt endlich ist es mir gelungen, mich durchzusetzen. Die ersten herrlichen Erfolge sind da. Und doch ist alles zu spät. Endgültig vorbei..."

20. Januar 1945

Der sowjetische Vormarsch im Osten beginnt panikartige Erscheinungen auszulösen. Heute nacht sind russische Panzer, vom Warthegau kommend, in die mittelschlesische Stadt Namslau eingedrungen, ein Städtchen, das 70 km vor Breslau bisher mitten im tiefsten Frieden gelegen hat. Hals über Kopf flüchtet die Bevölkerung des Ostens. Eine allgemeine Reisesperre ist gestern abend verhängt worden, um nunmehr notwendig werdende Evakuierungen planmäßig durchführen zu können.

Der Berliner SA-Obergruppenführer Graentz erhält den Auftrag, in Berlin 1000 Offiziere zusammenzuraffen, um regellos zurückflutende Truppenteile an der Reichsgrenze aufzuhalten, neu zu gliedern und mit ihnen Sperriegel aufzubauen.

21. Januar 1945

Sonntag. Gestern sind wir nach Lanke gefahren. Der Minister hofft, hier draußen, im Kreise seiner Familie, wieder einen klaren Kopf zu bekommen, eine Nacht richtig zu schlafen.

Vergeblich. Das Telefon geht ununterbrochen. Die verzweifelten Gauleiter der bedrohten Ostgaue bitten um Rat, Hilfe und Unterstützung. Millionen-Trecks, zu Pferd, zu Wagen, zu Fuß, haben sich westwärts in Bewegung gesetzt. Die Nachrichten von unvorstellbaren Greueln, die die Russen an-

richten, wo sie Deutsche treffen, eilen den vormarschierenden Sowjettruppen wie den Horden des Dschingis Khan voran.

Für Millionen Menschen muß Verpflegung, Unterkunft, Betreuung bereitgestellt werden. Noch in der Nacht organisiert der Minister die erste Hilfe. Die Berliner Omnibusse werden aus dem Verkehr gezogen und bis an den Rand mit Hunderttausenden von Broten vollgepackt. So fahren sie den Flüchtlingstrecks entgegen. Auf der Rückfahrt sollen sie Kranke und Mütter mit kleinen Kindern mitnehmen. Die Berliner werden sich anderer Verkehrsmittel bedienen, notfalls zu Fuß gehen müssen.

Spät abends wird für Berlin das Stichwort „Gneisenau" ausgegeben. Es versetzt die Reichshauptstadt in Alarmzustand. Unruhen ausländischer Arbeiter werden befürchtet. Der Volkssturm wird aufgerufen und zieht durch die Straßen.

Der Minister, Frau Goebbels und ich sitzen abends vor dem Kaminfeuer, in dem die Scheite prasseln, und besprechen düster und niedergeschlagen die schrecklichen Ereignisse. Der Minister überhäuft sich und andere mit bitteren Anklagen, über deren jeder das Wort „zu spät" steht.

„Wenn unser Staat", sagt Frau Goebbels, „jetzt in die Brüche geht, dann ist es auch mit uns aus. Mein Mann und ich haben schon längst mit dem Leben abgeschlossen. Für das nationalsozialistische Deutschland haben wir gelebt, mit ihm werden wir auch sterben. Der Gedanke ist mir ganz vertraut und hat nichts Schreckliches für mich.

Worüber ich aber bis jetzt noch nicht hinweg kann, das ist das Schicksal der Kinder. Gewiß sagt mir die Vernunft, daß ich sie nicht einer Zukunft überlassen darf, in der sie als unsere Kinder der jüdischen Rachsucht schutz- und rechtlos ausgeliefert wären. Aber wenn ich sie hier so herumtollen sehe, kann ich mich auch nicht mit dem Gedanken abfinden, sie zu töten. Das ist doch wohl das Schwerste, was einer Mutter überhaupt zugemutet werden kann.

Als Hilde mir heute gute Nacht sagte, legte sie mir die Arme um den Hals und flüsterte mir ins Ohr: Ist es denn so schlimm, Mutti, daß ihr so viel seufzen müßt? Natürlich wissen sie nicht, wie es um uns steht. Aber sie ahnen es doch."

Frau Goebbels seufzt tief. Ihre Augen sind rot gerändert.

„Weißt Du", sagt der Minister nach einer Weile des Schweigens und sieht in das zuckende Spiel der Flammen im Kamin, „man muß sich in verzweifelten Situationen wie dieser auf den

Standpunkt Friedrichs des Großen stellen, der sich in Gedanken auf einen fernen Stern versetzte, von dem aus die Ereignisse auf unserem kleinen Planeten, so ungeheuer wichtig sie uns selbst erscheinen, ganz unbedeutend wirken."

„Du magst recht haben", erwidert seine Frau mit leiser Stimme, „aber Friedrich der Große hatte keine Kinder."

Den Minister hat es nicht in Lanke gehalten. Die Ruhe hier draußen hat ihn nur noch nervöser gemacht. Er will wieder unmittelbar am Schalthebel seines Regierungsapparates sitzen. So sind wir schon am Sonntagmorgen wieder in die Stadt hereingefahren.

Die Lage an der Ostfront sieht heute schon nicht mehr ganz so bedrohlich aus. Von einem Aufhalten der Sowjet-Offensive kann freilich noch gar keine Rede sein. Aber sie ist in das kritische Stadium jeder Offensive getreten, wo der Angreifer gewissermaßen erstmal tief Atem holen muß, ehe es wieder weiter geht.

Interessant ist das Auslandsecho zu den Ereignissen an der Ostfront. Die Westmächte beschönigen sie in unserem Sinne und scheinen zu hoffen, daß wir die Russen wenigstens so lange aufhalten werden, bis auch sie zum Endmarsch auf Berlin antreten können. Auch die Russen sind bemerkenswert zurückhaltend in der Veröffentlichung ihrer Erfolge. Offenbar will man die westlichen Bundesgenossen nicht vor den Kopf stoßen.

Es zeichnet sich heute abend folgendes Bild der sowjetischen Offensive ab: Von Memel bis Budapest greifen sieben sowjetische Heeresgruppen mit zusammen mehr als 200 Divisionen an. Es sind dies von Norden nach Süden: 1. Tschernjachowski. Sein operatives Ziel ist Königsberg. Insterburg und Gumbinnen sind in seiner Hand. 2. Rokossowski. Er stößt von der Südgrenze Ostpreußens auf Elbing vor. Allenstein, Ortelsburg, Deutsch-Eylau sind von ihm besetzt. Vor dem Tannenberg-Ehrenmahl hat er eine Kosaken-Wache aufziehen lassen. 3. Schukow. Seine Aufgabe ist die leichteste, da er kaum noch auf Widerstand stößt. Nach der Einnahme von Gnesen, Hohensalza und Thorn marschiert er auf Posen, Frankfurt und Berlin zu. 4. Konjew soll Oberschlesien nehmen. Er stößt in Anlehnung an Schukow von Norden her über die schlesische Grenze etwa in Höhe von Breslau nach Süden vor. Die letzte Bahnlinie, die Oberschlesien mit dem Reich verbindet, wurde gestern bei Strelitz von ihm durchschnitten. Breslau, Oppeln

und Kattowitz sind unmittelbar bedroht. 5. Petrow folgt zur Zeit ungestüm unseren Absetzbewegungen in der Ostslowakei. 6. und 7. Zwei Heeresgruppen, die im Raum von Budapest von angreifenden SS-Verbänden hart bedrängt werden.

Unsere Führung versucht vor allem, die Abschnürung Ostpreußens und Oberschlesiens zu verhüten. Alle verfügbaren Kräfte werden hierfür eingesetzt. In der Mitte dagegen muß man den Feind mehr oder weniger ungehindert laufen lassen. Das hat zur Folge, daß das Wartheland und angrenzende Teile von Pommern und Schlesien evakuiert werden müssen. Ein Treck von mehr als zwei Millionen Menschen wälzt sich westwärts.

Im Reich wird alles, was schießen kann, an die Front geschickt. Die Heeresschulen mit Lehrern und Instrukteuren sind abmarschiert, die Truppenübungsplätze und Heimatgarnisonen leer gemacht. Der Berliner Omnibusverkehr ist eingestellt. Die Omnibusse fahren Soldaten zur Front. Ab heute gibt es in Berlin kein Gas mehr, da die Kohlenzufuhren aus Oberschlesien unterbrochen sind. Die Elektrizitätsversorgung läuft nur noch stundenweise. Der Briefversand ist eingestellt.

Der Minister hat all diesen tief ins zivile Leben einschneidenden Maßnahmen sofort und bedenkenlos seine Zustimmung erteilt.

„Was mir beständig wie ein Mühlrad im Kopf herumgeht", sagt er, „ist der Gedanke, daß all diese Maßnahmen uns jetzt von der Not aufgezwungen werden, daß ich aber, als ich sie aus freiem Entschluß vor zwei Jahren durchführen wollte, als Amokläufer, Phantast und Panikmacher verschrieen wurde. Ich komme mir manchmal vor wie ein Minimax, den man jetzt endlich in Tätigkeit setzt, da das Haus lichterloh brennt, der aber den ganzen Brand und furchtbaren Schaden hätte verhüten können, wäre er rechtzeitig in Aktion getreten.

Unsere Frauen, wurde mir damals geantwortet, gehören an Herd und Heim und nicht in die Rüstung. Wir sind doch keine Russen. Jawohl! Diese gleichen Frauen, die damals zu schade waren, um sich die Finger in der Rüstung schmutzig zu machen, die stehen heute an der Flak, die schaufeln Schützengräben und fallen, was das Furchtbarste ist, zu Tausenden den vertierten Bolschewiken in die Hände.

Nach Stalingrad wurde mir ernstlich von Keitel auf meine Vorschläge zur Totalisierung des Kriegseinsatzes geantwortet: Was wollen Sie denn, wir haben mehr Soldaten, als wir über-

haupt gebrauchen können! Und mein Einwand, daß es trotzdem eine gute Sache wäre, mit einigen hundert intakten Divisionen an den Verhandlungstisch einer kommenden Friedenskonferenz zu treten, wurde als Überspanntheit abgetan. Jetzt haben wir keine hundert Divisionen zu viel, sondern nicht einmal genügend Soldaten, um einer sowjetischen Heeresgruppe, die geradewegs auf die Hauptstadt Großdeutschlands zumarschiert, auch nur einen einzigen Soldaten entgegenzustellen."

22. Januar 1945

„Ich wünschte manchmal", sagt der Minister, „der Führer könnte in seiner Kriegführung einmal so aus dem Vollen schöpfen, wie das jedem einzelnen unserer Gegner möglich ist. Und ich wünschte umgekehrt den Amerikanern, daß sie sich einmal in unserer Lage befänden, von drei Seiten von den bestausgerüsteten, materialstrotzenden Heeren dreier Weltmächte angegriffen, unter einem furchtbaren, unaufhörlichen Bombenhagel, bei nur spärlich fließenden Materialquellen, immer auf Behelfsmittel angewiesen zu kämpfen.

Die Strategie des Führers ist tatsächlich das Clausewitz'sche System der Aushilfen. „Unsere Decke ist eben zu kurz", sagte er mir heute. „Mal gucken die Füße raus, und frieren, dann wieder die Schultern. Man dreht und wendet sich, zieht die Decke nach hier und da, und schläft dabei natürlich etwas unruhig und längst nicht so angenehm wie unter einem großen weichen Federbett."

Gleichzeitig mit dem Minister war Göring beim Führer. Er spielt eine nur noch repräsentative Rolle. Der Führer hat sich völlig von ihm distanziert.

„Die einzigen Menschen", fährt der Minister fort, „denen der Führer heute noch sein Vertrauen schenkt, sind Himmler, Speer und ich. Die vielen Enttäuschungen gerade der letzten Zeit haben ihn zu einem Menschenverächter gemacht. Er wird immer einsamer. Wenn man mit ihm spricht, sieht er einen an, als wollte er sagen: Ich glaube dich zwar zu kennen, aber nach so viel Treulosigkeit, Verrat und Hinterlist zweifele ich beinahe daran, auf den Grund einer Menschenseele blicken zu können.

Er ißt jetzt stets am liebsten ganz alleine, nur in Gesellschaft seiner Sekretärin, mit der er über Trivialitäten plaudert. Oder er geht allein spazieren, nur von seinem Wolfshund begleitet."

23. Januar 1945

Stalin veröffentlicht jetzt täglich mehrere Sondermeldungen über die Einnahme deutscher Städte. Heute sind es Militsch, Namslau, Ortelsburg, Mohrungen, Labiau, Wehlau, Angerap, Treuburg.

In Elbing sind einzelne Sowjet-Panzer eingedrungen. Eine Abschnürung Ostpreußens scheint unvermeidlich zu sein. Der Bevölkerung bemächtigt sich begreiflicherweise Panik. Die große Masse verliert jeden Rest von klarer Überlegung. Auf dem Königsberger Bahnhof liegen seit Tagen Tausende von Menschen in der Hoffnung, es werde trotz aller gegenteiligen Versicherungen doch noch ein Zug ins Reich fahren. Sie wollen es nicht fassen, daß sie den von allen Seiten anrollenden Bolschewisten hilflos ausgeliefert sein sollen. Hunderttausende von Menschen strömen im Innern Ostpreußens von den Grenzen kommend zusammen. Die Landstraßen sind verstopft.

Im Warthegau hat sich die Parteiführerschaft schandbar benommen. Als die Russen noch 120 Kilometer vor Posen standen, packten die Herren, allen voran Gauleiter Greiser, die Koffer und verschwanden, die Bevölkerung ihrem trüben Geschick überlassend. Der Minister ist empört.

„Was hat Herr Greiser denn bisher geleistet? Er hat sich das Posener Schloß zu einem wahren Palast ausgebaut, er hat sich ein riesiges Gut zugelegt, feudale Jagden abgehalten und „repräsentiert". Aber jetzt, wo es Ernst wird, wo er zum ersten Mal beweisen könnte, daß er der Macht, die ihm der Führer übertragen hatte, auch würdig ist, da kneift er aus. Noch sind die Russen immer nicht in Posen, aber Greiser sitzt bereits seit einer Woche in Frankfurt an der Oder, statt sich um die Menschen seines Gaues zu kümmern, die bei der eisigen Kälte auf der Landstraße oder offenen Güterwagen elend verkommen.

Der Warthegau hat zu gut gelebt. Immer im Überfluß. Keine Luftangriffe, keine Sorgen, nur Annehmlichkeiten. Überfluß und Sorglosigkeit sind die größten Feinde des Menschen. Sie paralysieren seine Widerstandskraft. Sie machen ihn anfällig für die Versuchungen Feigheit und Bequemlichkeit. Heute weist das Volk mit Recht mit Fingern auf Greiser und andere Parteigenossen und sagt: Seht, die braunen Bonzen!"

Auch in Schlesien sieht die Lage bedrohlich aus. Die Breslauer Bevölkerung ist aufgefordert worden, die Stadt, wenn nicht anders, zu Fuß zu verlassen. Oppeln und Tarnowitz sind

in Feindeshand. In Kattowitz und Gleiwitz ist der Russe eingedrungen. Oberschlesien scheint verloren.

Die führende englische Wirtschaftszeitschrift „Economist", die vor Jahresfrist schrieb, entweder sei der Krieg am 1. Januar 1945 zu Ende oder man müsse sich überlegen, ihn auf andere als die bisherige Weise zu beendigen, hat einen sensationellen Artikel über die hemmungslose Machtpolitik des Kreml in Europa veröffentlicht. Der Minister hält ihn für bedeutungsvoll. Das ist wie mit dem Strohhalm, nach dem der Ertrinkende greift. Denn ernstlich glaubt er nicht mehr daran, daß auf außenpolitischem Gebiet noch irgendetwas zu machen ist.

26. Januar 1945

Seit etwa zehn Tagen haben keine alliierten Luftangriffe mehr auf Reichsgebiet stattgefunden, obwohl die Wetterlage sie durchaus erlaubt hätte. Zum allgemeinen Erstaunen der Bevölkerung verkündet der Rundfunk nun seit Tagen schon Stunde für Stunde mit erfreulicher Monotonie: „Über dem Reichsgebiet befindet sich kein feindliches Flugzeug".

Diese auffällige Tatsache, die der Anlaß zu zahlreichen Überlegungen und Spekulationen in der Bevölkerung ist, beschäftigt natürlich auch den Minister stark. Jeden Morgen, wenn ich ihm melde, daß wieder keine Einflüge stattgefunden haben, schüttelt er den Kopf. Er überlegt eine Weile und sagt dann:

„Das Wetter hindert die Engländer und Amerikaner nicht, uns anzugreifen. Daß ihnen die Flugzeuge oder der Sprit ausgegangen wären, ist leider nicht sehr wahrscheinlich. Es gibt also nur folgende Erklärungen für diese wirklich eigenartige Tatsache:

1. Sie haben sich grundsätzlich von dem Prinzip der strategischen Bombardierung abgewendet. 2. Sie horten Munition und Brennstoff für eine bevorstehende neue Offensive an der Westfront. Eine solche Maßnahme haben sie freilich bisher noch nie nötig gehabt. 3. Sie sind sich des Sieges so sicher, daß sie nichts unnötig kaput machen wollen, was doch ohnehin bald in ihrem Besitz sein wird. Wäre möglich. 4. Sie wollen eine bewußte Pause im Luftkrieg einlegen, um dem deutschen Volk die Annehmlichkeiten eines Lebens ohne Luftangriffe vorzuführen und es so zur Kapitulation zu ermuntern. 5. Sie wollen unser Potential, das wir dringend benötigen, um die Sowjets irgendwo aufzuhalten, nicht weiter schwächen. Ihre Kampfhandlungen am Boden können sie nicht einstellen, ohne

ihre Bündnisverpflichtungen den Sowjets gegenüber offensichtlich zu verletzen. Die Einstellung der Luftangriffe aber können sie leicht irgendwie motivieren."

Diese letzte vom Minister angedeutete Möglichkeit hat einiges für sich. Ein gestern abend erfolgter eigenartiger Einflug scheint sie zu bestätigen. Drei einzelne Moskitos überflogen die Reichshauptstadt, jedoch ohne Bomben abzuwerfen. Wir haben diesen Ball, falls es ein solcher sein sollte, aufgegriffen und werden den ereignislosen Moskito-Einflug im OKW-Bericht als Angriff auf Berlin melden, um den Westmächten der Sowjet-Union gegenüber ein Alibi zu verschaffen.

Mittags kommt Ley zum Minister gestürzt:

„Haben Sie schon von unseren Verhandlungen mit England gehört", ruft er atemlos.

Der Minister lacht ihn aus. Die Frage Leys, der irgendetwas läuten gehört hat und, wie stets in seiner kindischen Phantasie, weit über das Ziel hinausschießt, sollte auch nur irgendwelche Mitteilungen aus dem Minister herauslocken. Als er sie nicht erhält, stampft er unwillig mit dem Fuß auf und sagt:

„Ihr sagt mir auch nie etwas!"

Damit hat er schon recht. Nur diesmal gab es wirklich nichts zu verraten.

Im Ausland kursieren Gerüchte, nach denen sich Papen in Madrid mit dem spanischen Botschafter in London, dem Herzog von Alba, getroffen haben soll. Der Herzog von Alba soll angeblich von England und den USA Vollmachten haben, mit Papen über eventuelle Friedensbedingungen zu verhandeln. Unser Auswärtiges Amt hat die Gerüchte dementiert.

Ich habe heute meine bisher immer abgeschlagene Bitte um Abstellung zur Front zum dritten Male wiederholt. Mein Wunsch wird wiederum nicht erfüllt.

„Bleiben Sie ruhig bei mir", sagt der Minister scherzend, „Sie werden hier vielleicht noch mehr erleben als an der Front. Im übrigen, ehe Sie an der Front sind, ist die Front vielleicht schon hier."

Ich benutze die Gelegenheit, dem Minister zu sagen, daß ich mich mehr zur Truppe als zum Propagandaministerium gehörig fühle, da ich ja nicht einmal Parteigenosse sei.

Zunächst macht der Doktor ein recht erstauntes Gesicht. Wie denn das möglich sei? Ich erkläre ihm alles wahrheitsgemäß. Als er hört, daß ich 1932 aus der Partei ausgetreten sei,

fragt er mich sehr dienstlich nach dem genauen Datum meines Austrittes.

„1. Mai 1932", antworte ich.

„Gut", sagt er. „Wären Sie im November oder Dezember 1932 ausgetreten, hätte ich Sie sofort entlassen. Denn das waren die Feigen, die Vorsichtigen, die nach unserer November-Niederlage kalte Füße bekommen hatten. Von einem solchen Mann hätte ich annehmen müssen, daß er uns auch jetzt wieder, wenn es brenzlig wird, im Stich lassen würde. Aber Mai 1932 ist etwas anderes. Das waren oft nicht die schlechtesten."

Wir unterhalten uns noch eine Weile über die Gründe meines damaligen Parteiaustrittes, die sich ja heute, beim Versagen eines großen Teiles unserer Parteiführerschaft, als nur zu gerechtfertigt erwiesen haben.

„Im übrigen", schließt der Minister die Unterhaltung, „kommt es heute schon garnicht mehr darauf an, ob jemand das Parteiabzeichen trägt, sondern allein darauf, ob er ein anständiger Kerl ist."

28. Januar 1945

„Die Bolschewisten sind unsere besten Bundesgenossen bei der Durchführung unserer Maßnahmen zum totalen Kriegseinsatz", sagt der Minister bei unserer letzten TK-Besprechung. „Wir müssen die augenblickliche bedrohliche Lage an der Ostfront ausnutzen. Seien Sie überzeugt, sowie sich die Verhältnisse wieder auch nur einigermaßen stabilisiert haben, sind alle Widerstände wieder da, die jetzt wie Butter an der Sonne unter dem bolschewistischen Ansturm dahingeschmolzen sind.

Zur Zeit blicken unsere Generale wie das Kaninchen auf die Schlange auf ihre Generalstabskarten, auf denen die zahllosen roten Pfeile immer näher rücken. Jetzt ist ihnen daher alles recht, was diese rote Flut irgendwie aufzuhalten verspricht. Aber kaum ist sie zum Stehen gebracht, dann sitzen sie wieder auf ihrem hohen Roß, und wir erreichen garnichts mehr."

Tatsächlich hat der Minister seine neue Aufgabe, die Auskämmung der Wehrmacht, in den letzten Tagen ein erhebliches Stück voran getrieben. Er hat erreicht, daß Keitel einen Straferlaß unterzeichnete, der für fahrlässige oder vorsätzliche Verstöße gegen von Dr. Goebbels angeordnete Maßnahmen in der Wehrmacht scharfe Strafen bis zur Todesstrafe vorsieht.

Lange hat Keitel sich gegen diesen Erlaß gesträubt. Immer wieder hat er versucht, irgendein harmloses Wörtchen von seinen Juristen in den Text einschmuggeln zu lassen, das den ganzen Erlaß verwässert und ungefährlich gemacht hätte. Aber der Doktor hat sich nichts abhandeln lassen. Und schließlich hat Keitel, mit einem Auge auf die vormarschierenden Bolschewisten schielend, unterschrieben.

„Das ist der Zauberstab, der uns auch die verzopftesten Amtsstuben der deutschen Wehrmacht öffnen wird", sagt der Minister frohlockend, als er den unterschriebenen Erlaß in der Hand hält. „Er wird uns den störrischsten und bequemsten General gefügig machen. Jede einzige Überprüfung muß in Zukunft damit beginnen, daß dem jeweiligen Dienststellenleiter der Wortlaut dieses Straferlasses eindringlich zur Kenntnis gebracht wird."

Zu Beginn jeder neuen Aufgabe kniet sich der Minister mit außerordentlicher Energie in die Sache hinein. Das Fundament eines Hauses ist seiner Meinung nach das Wichtigste. Der Start muß gut sein. Läuft der Wagen erst einmal, dann ist nicht viel mehr nötig, als daß man ihn im Auge behält.

So ist er auch dieses Mal wieder vorgegangen und hat in den ersten Tagen und Wochen gewissermaßen mit der Hetzpeitsche hinter seinen Mitarbeitern gestanden. Er sagt selbst dazu:

„Alle Energie, die ich zu Beginn einer großen Aufgabe in sie hineinstecke, macht sich später doppelt und dreifach bezahlt. Alle Energie, die ich jetzt vermissen lasse, rächt sich bitter. Jede noch so kleine Nachgiebigkeit im Grundsätzlichen kann später zum Scheitern des gesamten Auftrages führen. Aber wenn man jetzt im Grundsätzlichen hart und unnachgiebig bleibt, dann kann man später umso leichter gewisse Konzessionen machen."

Erste Aufgabe mußte es sein, genaue Zahlenunterlagen über die zu überprüfenden Wehrmachtdienststellen zu bekommen, über ihre Stärke und Zusammensetzung nach Jahrgängen und Tauglichkeitsgraden. Es sind dabei erstaunliche, ja erschreckende Entdeckungen gemacht worden. So stellt sich zum Beispiel heraus, daß das OKW bis vor wenigen Monaten noch eine Kopfstärke von rund 100 000 Mann hatte. Welch ungeheuerliche Zahl! Der Minister gerät völlig außer sich:

„Hunderttausend Mann", ruft er. „Soviel Soldaten hatte Friedrich der Große, als er den ersten schlesischen Krieg ge-

wann! Wir hatten mal ein Hunderttausend-Mann-Heer, das unser Stolz und die Keimzelle unserer großen deutschen Wehrmacht war. Heute haben wir ein Hunderttausend-Mann-OKW!

Mit einem solchen Apparat kann man einfach nicht führen. Da muß man den Überblick verlieren. Die Bildung dieses Wasserkopfes war nur dadurch möglich, daß jeder der Herren in ihren bequemen Bürosesseln in der Bendlerstraße versucht hat, möglicht viele seiner Freunde, Verwandten, Gesinnungsgenossen und alten Regimentskameraden in sein Amt zu holen.

Sie haben schon längst die Fähigkeit, zu führen, verloren. Sie sind Büro-Offiziere geworden, Schreibtischgenerale, Lehnstuhlstrategen, Aktenscheißer. Aus diesem Dunghaufen von Nichtstuern und Besserwissern sind all die Fehler unserer militärischen Führung entstanden. Hier nur konnte die geile Pflanze des 20. Juli gedeihen. Das soll jetzt anders werden. 10 000 Mann sind für einen militärischen Führungsapparat immer noch genug Menschen!"

So ist es dem Minister im Verlauf von vierzehn Tagen gelungen, allein auf Grund freiwilliger Zusagen der Dienststellenleiter für die ersten drei Monate dieses Jahres 1,4 Millionen voll tauglicher Soldaten zu erfassen. Natürlich freut sich der Minister über diesen Erfolg, der so viel leichter war, als er sich das nach all den vorhergegangenen Schwierigkeiten vorgestellt hatte. Trotzdem erbittert es ihn, daß es erst so weit mit Deutschland kommen mußte, um diese Anderthalb-Millionen-Armee auf die Beine stellen zu können.

„Es ist doch eine ungeheuerliche Tatsache", sagt der Minister. „Wir stehen dicht vor dem militärischen Zusammenbruch. Seit zweieinhalb Jahren müssen wir eine Niederlage nach der anderen einstecken. Die Zivilbevölkerung in der Heimat ist bis zur äußersten Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angespannt. Und unter diesen Verhältnissen schlummert in unserer Wehrmacht eine stille Reserve von anderthalb Millionen voll tauglicher Männer der besten Jahrgänge so lange, bis ein Zivilist, als die Russen schon wenige hundert Kilometer vor der Reichshauptstadt stehen, sie aus ihrem Dornröschenschlummer hochtreibt und an die Front jagt, wo sie schon längst hingehören."

28. Januar 1945

Wenn auch eine gewisse Verlangsamung des russischen Vormarsches festzustellen ist, so sind die Erfolge der Sowjets doch bitter genug, da es deutsches Land ist, das sie in Besitz nehmen und schänden.

Elbing befindet sich zwar noch in unserer Hand, der Feind ist jedoch bis auf 30 km an Danzig herangekommen. Er hat jetzt etwa vier Fünftel von Ostpreußen besetzt. Königsberg ist Frontstadt geworden. Nur ein schmaler Schlauch verbindet es noch mit dem Reich.

Posen, Bromberg und Thorn sind eingeschlossen. Auf der Ordensburg Crössinsee sitzt Himmler mit dem Auftrag, eine Heeresgruppe zusammenzustellen, mit der er den in der Mitte weit vorgedrungenen Feind abschneiden und vernichten soll. Außer diesem — zweifellos guten — Plan und weitestgehenden Vollmachten konnte der Führer ihm nichts mitgeben. Soldaten? Zusammenkratzen! Waffen? Organisieren! So lautet der Auftrag.

In Niederschlesien sind Brieg und Steinau verloren. Heute morgen Sowjetpanzer in Sorau. Das ist schon nicht mehr weit von Cottbus. Damit zeichnet sich bereits eine akute Bedrohung Berlins vom Süden ab. Vorsichtige Berliner packen die Koffer.

Im Süden, wo Schörner jetzt den Oberbefehl führt, haben wir die Lage einigermaßen unter Kontrolle. Das oberschlesische Industriegebiet ist freilich verloren. Und zwar ist es dem Feind unversehrt in die Hände gefallen.

Speer berichtet dem Minister darüber. Es muß damit gerechnet werden, daß die Werke heute bereits wieder auf vollen Touren laufen — für die Russen. Unter ihnen unsere drei größten Hydrierwerke in Oderthal, Heydebrek und Blechhammer. Die Rote Armee jedenfalls hat bei ihrem weiteren Vormarsch im deutschen Osten keine Kraftstoffsorgen mehr.

Speer behauptet, daß wir nur noch über 30 Prozent unserer einstigen Rüstungskapazität verfügten, ein Umstand, der in zwei, spätestens drei Monaten zu unserer totalen Niederlage führen muß, sollte nicht inzwischen eine entscheidende Wendung zu unseren Gunsten eintreten.

Um Breslau wird hart gekämpft. Hier hat sich der Gauleiter (Hanke) nicht feige gedrückt, sondern die Organisierung des Widerstandes übernommen und sich an die Spitze der Verteidiger gestellt. Als der stellvertretende Bürgermeister (Spielhagen) aus der bedrohten Stadt fliehen will, läßt er ihn verhaften und auf dem Marktplatz vor dem Standbild Friedrichs des Großen durch ein Volkssturm-Peloton standrechtlich erschießen. In dem Befehl, der dazu verlesen wird, heißt es unter anderem: „Wer nicht in Ehren kämpfen will, muß in Schanden sterben."

29. Januar 1945

Heute morgen ist die sogenannte Tirschtiegel-Stellung von sowjetischen Panzern durchbrochen worden. Sie sollte das Haupthindernis bei einem eventuellen russischen Vorstoß auf Berlin sein. Sie war sehr sorgfältig angelegt. Wir hatten sie sogar bemannt. Eine SS-Division lag hier, verstärkt durch Volkssturm-Einheiten, darunter ein Berliner Volkssturm-Bataillon.

Aber die Kräfte waren viel zu schwach, um die in unendlicher Zahl anrollenden Russenpanzer aufhalten zu können. In wenigen Stunden ist der Durchbruch gelungen. Die erste Schutzstellung vor Berlin besteht nicht mehr. Der Krieg hat jetzt seinen glühenden Atem auf die Reichshauptstadt selbst gelegt.

Die Nachricht, die etwa gegen Mittag bei uns eintrifft, wirkt alarmierend. Ja, sie verbreitet in dem kleinen Kreis, dem sie zunächst nur zugänglich ist, lähmendes Entsetzen.

Ich sehe noch den dicken Gaustabsamtsleiter Schach, wie er kreidebleich mit feuerroten Ohren vor mir auf und abläuft und ein über das andere Mal ausruft: „Ja, da muß doch etwas geschehen!"

Tatsächlich, es muß etwas geschehen. Wenn man hier in Berlin einen heroischen Endkampf ausfechten will, wie der Minister sich das vorstellt, dann wird es wirklich höchste Zeit, seine Vorbereitungen zu treffen. Denn augenblicklich steht uns zur Verteidigung Berlins nichts, aber auch gar nichts zur Verfügung. Die beiden einzigen voll bewaffneten Volkssturm-Bataillone, über die wir verfügten, sind inzwischen in Posen und in der Tirschtiegel-Stellung „verheizt" worden, wie der gebräuchliche militärische Fachausdruck lautet.

Der Minister hat beim Eintreffen der in der Tat katastrophalen Nachricht Haltung bewahrt und in völliger Ruhe und Gelassenheit seine Anordnungen gegeben. Jeder seiner Mitarbeiter bekommt in klarer, bestimmter Form irgendeinen Sonderauftrag. Die Panikstimmung ist im Handumdrehen beseitigt. Jeder ist froh, eine Aufgabe zu haben. Jeder sieht voll Vertrauen in der allgemeinen Ratlosigkeit auf den kleinen Goebbels. Der wird schon wissen, was zu tun ist. Der wird die Lage schon meistern.

Wie stark die Selbstdisziplin des Ministers ist, zeigt sich beim Mittagessen, an dem außer ihm, Schwägermann und mir auch seine Frau teilnimmt. Hier, unter uns, ist er völlig ver-

ändert. Nichts mehr von der energiegeladenen Zuversicht, die er eben noch zur Schau getragen und mit der er uns alle mitgerissen hat. Hier ist er genau so niedergeschlagen und trostlos wie wir alle. Mit finsterem Gesicht kauert er in seinem Sessel und rührt die aufgetragenen Speisen kaum an. Frau Goebbels hat ganz rote, verschwollene Augen. Schwägermann sitzt still und korrekt wie immer auf seinem Platz.

In düsterem Schweigen vergehen die Minuten. Um überhaupt nur etwas zu sagen, mache ich die (zweifellos nicht besonders geistreiche) Bemerkung, daß der Putz an der Decke des Zimmers, der beim letzten Luftangriff schadhaft geworden ist, wieder etwas weiter abgebröckelt sei. Der Minister nickt wie geistesabwesend mit dem Kopf. „Abgebröckelt", wiederholt er monoton. Und nach einer Weile: „Alles bröckelt ab..."

Nach dem Essen kommt Frau Goebbels mit allen Anzeichen der Bestürzung in mein Zimmer.

„Um Gotteswillen", sagt sie, heftig atmend und nervös mit den Fingern an ihrer Halskette spielend. „Stimmt das, was mir mein Mann vorhin gesagt hat, daß die Russen nur noch hundert Kilometer vor Berlin stehen?"

Das könne ungefähr stimmen, antworte ich. Die Tirschtiegel-Stellung sei etwa 200 km von Berlin entfernt, und seit heute morgen könnten die Russen ein gutes Stück voran gekommen sein.

Frau Goebbels weint jetzt hemmungslos. Sie ist noch immer zu keinem Entschluß über das Schicksal ihrer Kinder gelangt. Sie tut mir im tiefsten Herzen leid. Aber ich kann ihr wirklich nicht helfen. Ihr den Ernst der Lage zu verhehlen, hieße ihr den schlechtesten Dienst erweisen.

Der Minister hat inzwischen eine Besprechung mit General v. Hauenschild, dem neuen Kommandierenden von Berlin. Er ist klein, untersetzt und häßlich. Über der Nasenwurzel hat er eine dicke Beule. Sein Kopf ist viel zu groß. Er ist ein Schüler von Guderian. Der Minister bespricht mit ihm Sofortmaßnahmen für die Verteidigung Berlins. Der Volkssturm wird aufgeboten, alle verfügbaren Kräfte mobilisiert.

Hauenschild gibt Speer die Klinke in die Hand. Der Minister vereinbart mit diesem, daß die kriegswichtige Fertigung in Berlin nicht nur weiterlaufen, sondern auf höchste Touren gebracht werden soll. Berlin ist nach dem Verlust Oberschlesiens jetzt das wichtigste Rüstungszentrum des Reiches. An eine Evakuierung Berlins ist daher gar nicht zu denken. Speer

will die Fertigung von Panzern und 8,8 Geschützen in Berlin mit aller Gewalt vorantreiben. Mit diesen Waffen soll das Personal der in Berlin befindlichen Heeresschulen ausgerüstet und kampfbereit gemacht werden. Sämtliche in Berlin vorhandenen Kraftstoffvorräte werden zu Verteidigungszwecken beschlagnahmt. Die Vorratslage ist günstig. Berlin ist für mindestens sechs Wochen mit allem Notwendigen versorgt.

30. Januar 1945

Dreißigster Januar! Tag der nationalsozialistischen Erhebung. Wohl keinem der viereinhalb Millionen Berliner ist heute sehr feierlich zumute. Zwei Fragen beherrschen die öffentliche Meinung: Wird Berlin einen ähnlich verheerenden Luftangriff erleben wie heute vor einem Jahr? Und: Wann sind die Russen in Berlin?

Seit gestern Abend jagen sich die Alarmnachrichten. Ich komme in der Nacht nicht zum Schlafen. Statt wie früher die Luftlagemeldungen sind es jetzt die Positionsmeldungen der russischen Panzerspitzen, die mir in Abständen von wenigen Minuten durchgegeben werden.

Nach dem Durchbruch der Tirschtiegel-Stellung fuhrwerken die Sowjet-Panzer wild im sogenannten Oder-Warthe-Bogen umher, ohne auf irgend einen anderen Widerstand als den örtlicher Volkssturmeinheiten zu stoßen. Züllichau, Meseritz und Schwiebus werden genommen.

Der Volkssturm scheint sich ganz gut zu machen. In Züllichau haben Volkssturmmänner auf dem Marktplatz vier T34 abgeschossen. Bedenkliche Zerfallserscheinungen werden dagegen von der regulären Truppe gemeldet. Bei Schwiebus haben sich Wehrmachtoffiziere Schulterstücke und Hoheitszeichen von der Uniform gerissen und vormarschierenden Volkssturm-Einheiten Worte wie „Kriegsverlängerer" und „...es hat sich ausgehitlert!" zugerufen.

„Das ist die Arbeit der Seydlitz-Verräter", sagt der Minister, „das zersetzende Gift des Bolschewismus, das im vorigen Krieg erst die Heimat und dann auch die Front zersetzte. In diesem Krieg ist der Vorgang umgekehrt. Das Volk ist noch intakt. Aber das Gift sickert durch die Front, die es bereits zersetzt hat."

Die ganze Nacht rollen die Russenpanzer unaufhaltsam der Oder zu. Sie bildet bei dem augenblicklich herrschenden scharfen Frost kein ernstliches Hindernis. Am Tage beruhigt sich die Lage etwas. Schukow scheint eine Schwenkung nach Nord-

westen vorgenommen zu haben. Landsberg, Schwerin/Warthe und Berlinchen wurden genommen. Vielleicht ist zunächst Stettin sein Ziel?

Mittags meldet sich Sepp Dietrich beim Minister. Er ist, als die Feuerwehr dieses Krieges, mit seiner Leibstandarte wieder einmal auf dem Weg vom Westen nach Osten, dahin, wo es brennt. Um Kraftstoff zu sparen, hat Dietrich so viel Pferde wie möglich besorgt, mit denen er seine motorisierten Fahrzeuge bis an den Einsatzort schleppen läßt.

Er trägt in unsere düstere Atmosphäre den frischen Hauch der Front. Er gibt sich zwar keinem hemmungslosen Optimismus hin, aber ihn umgibt dies unbekümmerte „Wir werden es schon schaffen" des Draufgängers und alten Haudegens. An eine politische Entscheidung glaubt Dietrich nicht mehr. Zur Lage an der Westfront meint er, weder Engländer noch Amerikaner seien schlechte Soldaten. Aber beide hätten die Nase voll. Sie würden in acht bis vierzehn Tagen wahrscheinlich zu ihrer neuen Offensive antreten.

Am späten Abend spricht der Führer über den Rundfunk. Es ist seine bisher kürzeste Rede. Sie dauert knapp zwanzig Minuten. Er bedient sich unter anderem auch des bereits vom Minister gebrauchten Argumentes, daß bei einem Sieg des Bolschewismus über Deutschland die ganze abendländische Menschheit einschließlich unserer westlichen Gegner mit in den roten Strudel gerissen würde.

Im Anschluß an die Führerrede habe ich eine lange Unterhaltung mit dem Minister. Ich habe ihm gerade heute einen Geheimbericht aus britischen Diplomatenkreisen in der Schweiz vorgelegt. Diese Kreise, hieß es darin, seien sich der Gefahren, die ein bolschewistischer Sieg über Deutschland auch für England bedeute, durchaus bewußt. Denn es werde dadurch ein Zustand geschaffen, den zu verhüten England sich seit je bemühte, ja sogar diesen Krieg begonnen habe. Trotzdem werde man sich nicht dazu entschließen, in diesem Stadium des Krieges noch einen Frontwechsel vorzunehmen, und zwar aus zweierlei Gründen:

1.) Die bolschewistische Überflutung Europas betrachte man mit einer Art selbstzerstörerischer Wollust, die dadurch noch erhöht werde, daß das nationalsozialistische Deutschland, gegen das man aus der angelsächsischen Mentalität heraus eine abgrundtiefe Abscheu empfinde, dabei restlos vernichtet werde.

Man stehe jetzt vor der Möglichkeit, den verhaßten und gefährlichen Rivalen im Kampf um die Vorherrschaft in Europa für immer auszuschalten, und werde von dieser Möglichkeit Gebrauch machen, ungeachtet der Tatsache, daß hinter diesem schon fast erledigten Gegner ein neuer und vielleicht gefährlicherer Rivale, das bolschewistische Rußland, auftauche. Das Hemd sei auch dem Engländer näher als der Rock.

2.) Man hofft, daß Stalin eines Tages sterben und damit die rote Flut wieder zurückebben werde. Ob das in fünf, zehn oder zwanzig Jahren der Fall sein werde, spiele in der britischen Geschichte keine Rolle. Zweimal im Verlauf der europäischen Geschichte hätten die Horden Asiens Europa überflutet, um — wie die Welle am Strand — von selbst wieder zurückzulaufen. Man rechne mit der Möglichkeit, daß im Verlauf einer solchen Entwicklung Deutschland ja vielleicht ganz Westeuropa vorübergehend bolschewisiert werden könne. Die insulare Lage Groß-Britanniens aber gestatte eine solche vom kontinentalen Standpunkt aus katastrophale Politik des laissez-faire.

Ich halte diese Definition der englischen Haltung für außerordentlich zutreffend. Anders wäre Englands augenblickliche Politik einfach unverständlich. Der Minister will nicht daran glauben, sondern hofft immer noch, daß der Bogen britischer Geduld gegenüber den Anmaßungen des Kreml eines Tages überspannt ist, und die Sehne losschnellt, so fest sie auch von Churchill oder anderen noch gehalten wird.

„Wir müssen jetzt nur Zeit zu gewinnen trachten", sagt er. „Auf der Feindseite herrscht ein latender Spannungszustand. Das ist keine Einbildung, sondern eine vom Feind selbst zugegebene Tatsache. In dieser Atmosphäre können sich täglich Zwischenfälle ereignen, die politische Entwicklungen zu unseren Gunsten auslösen. Wir müssen die Frist, in der sie eintreten können, so weit wie möglich verlängern. An einen Sieg ist heute natürlich nicht mehr zu denken. Aber es wäre unserer Sache und dem deutschen Volk gegenüber verantwortungslos gehandelt, wollte man in einem Augenblick, der über unsere Existenz als Nation endgültig entscheidet, nicht alles unternehmen, um die augenblicklichen Verhältnisse auszunutzen.

Der Streit in der feindlichen Koalition zwingt uns, so lange weiter zu kämpfen, bis der Bruch im Feindlager eintritt und wir noch mit einem blauen Auge davon kommen oder bis wir..."

Der Minister unterbricht sich kurz und fährt dann fort: „Aber soweit wird es nie kommen, dessen bin ich gewiß. Wir müssen kämpfen und aushalten und alle Kraft, allen Mut und

alle Klugheit zusammennehmen, damit wir oder unsere Nachfahren uns nicht eines Tages vorwerfen können: Wäret ihr noch ein wenig tapferer, noch ein klein wenig standhafter gewesen, dann hättet ihr Deutschland vor dem Untergang bewahren können. Im Vergleich zu dieser Möglichkeit spielen die Opfer, die uns noch bevorstehen mögen, nach allem, was wir bereits geopfert haben, keine Rolle mehr."

Wir sitzen bis in den frühen Morgen beisammen. Es tut dem Minister offensichtlich wohl, sich in dieser kritischen Lage, in der sich jeder von uns überlegen muß, ob es nicht besser wäre, Schluß zu machen, über seinen Standpunkt eindeutig klar zu werden, ihn immer wieder zu präzisieren und ihn auf seine Stichhaltigkeit zu überprüfen.

Später schweift er von der trostlosen Gegenwart in die glänzende Vergangenheit ab.

„Warum", fragt er, „mußte England bloß damals die Hand des Führers ausschlagen? Wenn irgendein Politiker je ein ehrliches und ernst gemeintes Angebot gemacht hat, so war es das des Führers zu einer Verständigung und friedlichen Zusammenarbeit mit England. Welche Möglichkeiten hätten sich damals geboten! Wir beherrschten Europa vom Nordkap bis zum Mittelmeer, vom Atlantik bis zum kaspischen Meer. Die Auslöschung des Bolschewismus war nur noch eine Frage kurzer Zeit.

Ein weltumspannendes Herrenbündnis der weißen Rasse hätte damals entstehen können: England sein Empire, Amerika die westliche Hemisphäre und den Pazifik und uns Eurasien. Eine Welle von Glück und Wohlstand wäre durch die Welt gegangen. Alle sozialen und zivilisatorischen Errungenschaften hätten der gesamten Menschheit zugute kommen können. Ein wahrhaft goldenes Zeitalter wäre angebrochen.

Und wie sieht die Welt stattdessen heute aus? Die drei großen Repräsentanten der weißen Rasse sind mit bestem Erfolge dabei, sich gegenseitig das Lebenslicht auszublasen. England wird, nach den Worten eines amerikanischen Senators, wie dieser Krieg auch ausgehen sollte, eine kleine Inselnation, die am Rande Europas ein geduldetes Dasein fristet. Wir liegen schon heute mit den anderen Völkern Europas blutend, hungernd und frierend am Boden. Und Amerika? Es wird die letzte Hürde sein, die das bolschewistische Untier nimmt, ehe es sich, von unserem Blut gestärkt und berauscht, auf die letzten Schäflein einer zivilisierten Welt stürzt.

Was für eine Welt! Welch Chaos! Wo ist da noch ein Ausweg? Entweder die abendländische Menschheit kommt sehr bald zur Besinnung oder sie kann sich in das Grab legen, das sie sich im Verlauf der letzten fünf Jahre mit bestem Erfolg selbst geschaufelt hat.

Die Mongolen stehen vor den Toren der Hauptstadt Europas. Stalin ante portas!"

31. Januar 1945

Stalin ante portas! Dieser Schreckensruf verbreitet sich mit Windeseile durch die Reichshauptstadt, als heute morgen die Meldung eintrifft, daß es den Russen gelungen ist, die Oder zu überschreiten. Sie haben westlich der Oder bei Kynitz einen Brückenkopf gebildet und dringen mit etwa hundert Panzern auf Wriezen vor. Wriezen ist etwa 60 bis 70 km von der Stadtgrenze Berlins entfernt.

Zwischen Wriezen und Berlin steht nichts. Keine Pak, keine Panzersperre, kein einziger Soldat. 70 Kilometer kann ein Panzer in zwei Stunden zurücklegen. Die gemeldeten hundert Russenpanzer können also ohne Schwierigkeiten gegen Mittag durchs Regierungsviertel fahren. Diese Möglichkeit wirkt elektrisierend.

Der Minister entwickelt eine fieberhafte Tätigkeit. Schach erhält den Auftrag, das erste Aufgebot des Volkssturmes zu mobilisieren. Speer verspricht sie aus der laufenden Produktion zu bewaffnen. General Hauenschild erscheint. Er hat seine Generalstabsoffiziere mitgebracht und entwirft, zunächst in groben Zügen, einen Verteidigungsplan für die Reichshauptstadt. Der Minister beauftragt ihn, diesen bis in alle Einzelheiten kurzfristig auszuarbeiten und ihm sodann schnellstens vorzulegen.

Wo bekommen wir Soldaten her? Kurzer Kriegsrat. Der Berliner Volkssturm wird mit Fahnenjunkern und Offizieren der Heeres-Schulen in und um Berlin durchsetzt. Das ergibt die erste Division. Sie wird auf Omnibussen und anderen städtischen Fahrzeugen motorisiert gemacht.

Tausende von Offizieren und Mannschaften befinden sich noch auf den Berliner Panzerschulen. Wo bekommen wir Panzer für sie her? Auf den Berliner Bahnhöfen stehen zahlreiche Panzer, die auf Verladung nach irgendeinem nicht mehr erreichbaren Ziel warten. Sie werden vereinnahmt. In den Werken der Stadt stehen weitere, an denen nur Kleinigkeiten fehlen, etwa das MG oder die Optik. Wenige Telefongespräche genügen, um auch das zu erledigen. Plötzlich haben wir zwei- bis

dreihundert schwere Panzer und Sturmgeschütze beisammen. Dazu eine Million Liter Kraftstoff und ausreichend Munition aller Kaliber.

Bereits am frühen Nachmittag — wir sind bisher noch nicht zum Essen gekommen — stehen die Panzer mit ihren Besatzungen, voll aufgetankt und munitioniert, zum Einsatz bereit. Dazu sind 25 000 Panzerfäuste von Speer bereitgestellt worden. Der Doktor reibt sich die Hände.

„So", sagt er, „jetzt sollen die hundert Russenpanzer meinetwegen kommen. Wir werden ihnen einen warmen Empfang bereiten. Heute morgen freilich sah das anders aus."

Diese gepanzerte Streitmacht also soll den Kern einer aufzustellenden Berliner Panzer-Division darstellen. Die dritte Division hat General Wünenberg aus der Berliner Polizei, Feuerwehr, Luftschutz und sonstigen Mannen zu bilden. Und die vierte schließlich übernimmt Rehmer, der, inzwischen zum General befördert, von der Westfront gerade im rechten Augenblick nach Berlin kommt. Er erscheint dem Minister zum zweiten Mal als der Retter aus der Not. Das Wachregiment und die Ersatzbrigade in Cottbus werden unter seiner Führung zur Division „Groß-Deutschland" zusammengefaßt.

Jetzt erst, nachdem das Nötigste getan ist, um eine, wenn auch zunächst nur behelfsmäßige Verteidigung Berlins zu gewährleisten, widmet sich der Minister einer Angelegenheit, die ihn seit heute morgen schwer bedrückt. Seine Familie befindet sich draußen in Lanke. Und Lanke liegt auf halbem Wege zwischen uns und den Russen.

Jetzt wird Schwägermann mit dem Auto hingeschickt, um zunächst Frau und sechs Kinder mit dem allernotwendigsten Gepäck und dann nach und nach auch Groß- und Schwiegermütter, Dienstboten, Hunde und sonstiges Zubehör in Sicherheit zu bringen. Unser sonst so stilles Haus in der Hermann-Göring-Straße ist damit ab heute ein turbulentes Flüchtlingslager geworden.

In der Bevölkerung hat es natürlich einige Unruhe gegeben. Als der Bau von Pakstellungen und Panzersperren in den Straßen der Stadt beginnt, entstehen die unsinnigsten Gerüchte. Jeder will schon in einem anderen östlichen Berliner Vorort Sowjet-Panzer gesehen oder doch wenigstens ihr Kettenrasseln deutlich vernommen haben. Sparkassen und Lebensmittelgeschäfte werden berannt. Aber zu Zwischenfällen kommt es nirgends. Über den Drahtfunk werden beruhigende Durchsagen gegeben.

Abends ist der Minister, wie jetzt fast jeden Tag, beim Führer. Er schildert ihn als schlecht aussehend, blaß und nervös. Er habe in den auf dem Rücken gefalteten Händen einen Bleistift gehalten, der vom Zittern seiner Hände wie ein Grashalm im Winde geflattert habe.

Churchill und Roosevelt scheinen sich zu einer Konferenz begeben zu haben, auf der über die Endphase dieses Krieges beraten werden soll. Tiefstes Geheimnis ist über diese Zusammenkunft gebreitet.

Wie eine Verhöhnung unserer sogenannten Ostpolitik, die der Minister nur noch als „Chaost-Politik" bezeichnet, wirkt es, wenn General Wlassow jetzt endlich, da die Bolschewisten vor Berlin stehen, der Oberbefehl über die russischen Streitkräfte innerhalb der deutschen Wehrmacht übertragen wird, nachdem dieser drei Jahre lang vergeblich darauf gewartet hat Er soll zunächst zwei selbstständige Divisionen erhalten und an der Ostfront eingesetzt werden. Zu spät, zu spät.

1. Februar 1945

Die bedrohliche Lage vor Berlin hat sich buchstäblich über Nacht zu unseren Gunsten gewandelt. Seit gestern abend taut es plötzlich. Das Plätschern in den Regenrinnen klingt wie Engelsmusik in unseren Ohren. Die Oder und Warthe, das Oder-, Warthe- und Netzebruch mit ihren zahllosen Wasserläufen sind zu Hindernissen geworden, an denen sich unser Widerstand in den bedrohten Gebieten festigt.

Die Sowjets sind nicht nur nicht weiter vorgedrungen, sondern haben ihre Spitzen stellenweise zurücknehmen müssen. Auch der für Berlin bedrohlichste Punkt, der Oderbrückenkopf bei Kynitz, ist, wenn auch nicht beseitigt, so doch eingeengt worden.

Der Minister hat sich den Sowjet-Film „Kämpfendes Leningrad" vorführen lassen, der die Einschließung, Verteidigung und endliche Befreiung dieser heldenhaft kämpfenden Stadt zeigt. Der Film hat auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht. Er soll — als anfeuerndes Beispiel — allen an der Verteidigung Berlins führend Beteiligten gezeigt werden.

3. Februar 1945

Das Tauwetter hält an. Linde Frühlingsluft zieht durch die Straßen Berlins, in denen überall emsig an Panzersperren und Pakstellungen gebaut wird. Der Russenschreck ist zunächst

erstmal gebannt. Ja, man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Sowjet-Offensive im Großen und Ganzen vorläufig zum Stillstand gekommen ist. Von allen Frontabschnitten wird eine Konsolidierung unseres Widerstandes gemeldet.

In dieses beruhigte Aufatmen bricht bei strahlendem Frühlingswetter der schwerste Tagesangriff über Berlin herein, den die Stadt bisher erlebt hat. Mehr als 1000 viermotorige USA-Bomber werfen, von der beim Erdkampf an der Ostfront eingesetzten Berliner Flak unbehelligt, ihre Bombenlast auf das Zentrum der Stadt.

Ein Bombenteppich von ungeheurer Wucht breitet sich über das Regierungsviertel. Die Wilhelmstraße wird ein Trichterfeld. Leider reicht der Bombenteppich auch noch über die bisher wenig mitgenommenen historischen Teile der Stadt. Das alte Berliner Schloß brennt vollständig nieder, Dom und Staatsoper und Zeughaus werden schwer demoliert.

4. Februar 1945

Eine englische Zeitung hat den gestrigen Angriff auf Berlin mit dem Schlag eines riesigen Sandsackes auf das Gehirn des Reiches verglichen. Sehr treffend. In den ersten Stunden danach sieht es tatsächlich so aus, als würden wir uns davon nicht wieder erholen. Die Innenstadt ist ein brennendes, qualmendes Chaos. Nachrichten- und Verkehrsmittel sind lahmgelegt. Die Regierung tappt völlig im Dunkeln. Kein Strom, kein Gas, kein Wasser, kein Telefon. Aber wenige Stunden später schon erhebt sich der Berliner Riese von den Knien, wischt sich das Blut aus den Augen und steht, freilich noch etwas schwankend, wieder auf den Beinen. Eine bewundernswürdige Stadt.

Bereits am frühen Abend lichtet sich das Chaos. Und heute ist der gesamte Verkehr schon wieder in Gang, die Versorgung funktioniert einwandfrei, die Leitungen sind geflickt, das öffentliche Leben geht weiter, als wäre nichts passiert.

Hinter diesen erstaunlichen Leistungen steht natürlich der Minister mit seiner unheimlichen Vitalität und Energie. Es ist die gleiche Energie, mit der er die Verteidigung Berlins organisiert. Die vier Divisionen, an deren Aufstellung er sich vor wenigen Tagen machte, stehen heute. Sie bilden jetzt den Kern des AOK 9 unter General Busse, das mit einigen Stäben und wenigen angeschlagenen Verbänden in unseren Raum kam, um das Vorfeld Berlins zu verteidigen.

Das äußere Bild der Stadt verändert sich zusehends. Die Polizisten tragen Stahlhelm und umgehängte Karabiner. Die

Posten vor der Reichskanzlei knallen nicht mehr vor jedem vorbeikommenden Zahlmeister den Präsentiergriff, sondern haben Maschinenpistolen umgehängt und Handgranaten im Koppel. Überall entstehen Sperren, Barrikaden, Stellungen. Das Brandenburger Tor wird zugemauert, die Brücken zur Sprengung vorbereitet.

Der Berliner Verteidigungsplan steht in allen Einzelheiten fest. Die Stadt ist in mehrere Verteidigungsringe eingeteilt, deren letzter sich rund um den Flak-Turm am Zoo zieht. Hier will der Minister, wenn es so weit kommen sollte, den Endkampf um Berlin austragen.

„Wir haben jetzt", sagt er, „alles zu tun und nichts zu unterlassen, was dem Feind schaden und ihn aufhalten kann, und was die Frist verlängert, in der sich das Schicksal zu unseren Gunsten wenden kann."

5. Februar 1945

General Schmundt, der frühere erste Wehrmachtsadjutant des Führers und Chef des Heerespersonalamtes, ist seinen beim Attentat auf den Führer erlittenen Verletzungen erlegen.

„Schmundt wollte den 20. Juli nicht überleben", erläutert der Minister. „Denn er ist nicht ohne Schuld an diesem traurigen Kapitel. Nicht daß er irgendetwas mit den Verrätern zu tun gehabt hätte. Im Gegenteil, die Lauterkeit seiner Gesinnung und seine Treue zum Führer sind über jeden Zweifel erhaben. Aber er hätte in seiner verantwortlichen Stellung sehen müssen, wohin die Dinge trieben, und er hätte rechtzeitig eingreifen müssen.

Wie oft hat der Führer zu Schmundt gesagt: Ich spüre eine Feindseligkeit, eine von Haß und Obstruktion getragene Atmosphäre unter meinen Offizieren. Zwei Tage vor dem Attentat erst hat er mit Schmundt die Möglichkeit einer gegen ihn gerichteten Verschwörung erörtert. Aber mein Führer, hat Schmundt gesagt, Sie sehen Gespenster! Wo denken Sie hin! Das deutsche Offizierskorps, das so viel Blutopfer für das dritte Reich gebracht hat! Allein 165 Generale sind gefallen. Zwei Tage später hat ihm ein Angehöriger eben dieses Offizierskorps die Bombe unter die Füße gelegt. Und 50 Generale sitzen mit Pieck und Genossen zusammen im Moskauer Verräter-Komitee.

Das alles hat Schmundt nicht gesehen, weil er es nicht sehen wollte. Er glaubte, die reaktionäre Generalität mit dem Nationalsozialismus aussöhnen zu können und erkannte nicht, daß die beiden unversöhnlich wie zwei verschiedene Elemente sind,

daß es zwischen ihnen keinen Ausgleich und keine Versöhnung sondern nur ein Entweder-Oder gibt.

Schmundt war ein Idealist, ein Träumer, herzensgut, aber ohne die Härte, die seine Stellung von ihm verlangte. Ich denke noch daran, wie er mir von der Verabschiedung der beiden Rückzugsstrategen Manstein und Kleist erzählte, die den Verlust der Ukraine verschuldet hatten. Ich habe, sagte er, dem Führer, als er die beiden zum Abschied empfing, schnell noch je ein Kästchen mit den Schwertern zum Ritterkreuz in die Hand gedrückt, damit ihnen der Abschied nicht garzu schwer würde. Das war echt Schmundt. Aber damit kamen wir natürlich nicht weiter. Sein Nachfolger, General Burgsdorf, ist aus anderem Holz geschnitzt. Sie sollten mal hören, wie der mit renitenten Generalen umspringt! Das ist eine wahre Freude."

6. Februar 1945

Die Dreierkonferenz ist an unbekanntem Ort seit einer Woche im Gang. Der Minister bringt den letzten schweren Angriff auf Berlin mit ihr in Verbindung. Man habe dem sowjetischen Verbündeten ein Zeichen sowohl der eigenen Stärke als auch des guten Willens zur Unterstützung der gegen Berlin gerichteten Offensive der Sowjets geben wollen.

„Hätten die Westmächte", sagt der Minister, „in diesem Stadium des Krieges noch ernste Vernichtungsabsichten gegen uns, dann könnten sie ja den Angriff beliebig oft wiederholen. Das haben sie aber wohlweislich nicht getan."

In diesem Sinne muß auch eine Information aus der Schweiz aufgefaßt werden. Das britische Generalkonsulat in Zürich hat sich an die deutsche Vertretung in der Schweiz mit der Bitte gewendet, ihm deutsche Industrielle und Wirtschaftler namhaft zu machen, mit denen man Verbindung aufnehmen könne. England habe kein Interesse daran, daß die deutsche Wirtschaft restlos zerschlagen und vor allem nicht, daß sie ein Raub der Sowjets werde.

Die Bedrohung Berlins hat einige unerfreuliche Erscheinungen gezeitigt. Der Drang nach Westen macht sich bis in höchste Regierungsstellen hinein bemerkbar. Hohe Beamte, unter ihnen verschiedene Minister, die sich auf Urlaub oder Dienstreisen westlich oder südwestlich Berlins befinden, zeigen keine Neigung, an die Stätte ihres Wirkens zurückzukehren. Der Luftwaffenführungsstab, der bisher in Wildpark im Westen Berlins residierte, ist mit zahlreichen hoch bepackten Autobussen und

Kraftwagen nach dem Harz abgerückt. Das OKM hat sein soeben bei Oranienburg fertiggestelltes Hauptquartier gleich bis nach Wilhelmshaven verlegt.

In Potsdam wird ein Sonderzug des Reichsverkehrsministers entdeckt, der mit acht Schlafwagen und vielen bis an den Rand mit Lebensmitteln voll gepackten Waggons schon seit drei Tagen ständig unter Dampf steht, bereit, mit seiner kostbaren Fracht gen Westen abzudampfen. All das empört natürlich den kleinen Mann, der in Berlin bleiben und arbeiten muß, ebenso sehr wie den Minister. Er hat beim Führer jetzt die Errichtung von Standgerichten durchgesetzt, die in Zukunft jeden Fall von unerlaubter Entfernung als Fahnenflucht aburteilen sollen.

Robert Ley bekämpft seine Weltuntergangsstimmung, indem er sich — wie zahlreiche andere führende Pg's auch — hemmungslosem Alkoholgenuß hingibt. In angetrunkenem Zustand wird er unternehmungslustig und hat so auch den Minister in den letzten Tagen wiederholt aufgesucht, bis dieser jetzt angeordnet hat, daß er auf keinen Fall mehr ins Haus gelassen werden dürfe.

7. Februar 1945

Seit heute sind die Sowjets an der gesamten Front wieder aktiv geworden. General Wenk, der erste Generalstabsoffizier Guderians, hat dem Minister ein ungeschminktes Bild der Lage gegeben. Sie sieht nicht sehr hoffnungsvoll aus. Die Russen haben in der hinter uns liegenden kurzen Kampfpause ungeheure Menschen- und Materialmassen nachgezogen, mit denen sie zum Endsturm auf Berlin antreten wollen, an dessen Gelingen kaum noch ein Zweifel erlaubt ist.

Es zeichnet sich eine Zangenbewegung gegen Berlin ab. Der nördliche Zangenarm deutet auf Stettin. Arnswalde und Stargard wurden erreicht. Im Süden haben die Sowjets heute bei Liegnitz einen Durchbruch erzielt und sind bis an den Bober vorgedrungen. Bei diesem Durchbruch haben die Bolschewisten zum erstenmal die Taktik angewendet, vor ihren Panzern einen dichten Kordon von Frauen herzutreiben.

In der Mitte konzentriert Schukow zur Zeit sehr starke Kräfte im Oder-Warthe-Bogen. Er bemüht sich, unsere Brükkenköpfe auf dem Ostufer der Oder, vor allem bei Frankfurt und Küstrin, zu liquidieren und seine eigenen auf dem Westufer zu erweitern, um sich günstige Ausgangsstellungen für den Generalangriff zu schaffen.

Die 100 Flakrohre, die Göring aus der Luftverteidigung herausgezogen hat, angeblich um die Ostfront zu stärken, sind irgendwo, nur nicht an der Front. Ein Teil von ihnen wurde bei Karinhall in Stellung gebracht, zu dessen Schutz gleichfalls ein Bataillon Fallschirmjäger abgestellt wurde.

„Ist es nicht zum Verzweifeln?" sagt Frau Goebbels bei Tisch. „Frankreich, Holland, Belgien und Norwegen, den Balkan und halb Rußland haben wir erobert, und jetzt sind wir nicht einmal mehr in der Lage, ein paar lumpige Brückenköpfe zu beseitigen, von denen aus unsere eigene Hauptstadt tödlich bedroht ist."

„Ja, Süßing", antwortet der Minister, „wir sind fertig, ausgeblutet, am Ende. Da hilft alles nichts."

Er starrt vor sich hin. Frau Goebbels weint still.

Der Minister ist sich in diesen Tagen darüber klar geworden, daß es jetzt endgültig zu spät ist, um noch eine Entzweiung der Alliierten zu unseren Gunsten ausnützen zu können. Wir stehen dafür schon zu dicht vor dem Abgrund. So weit hätte es nie kommen dürfen. Dieser Krieg kann nach seiner Überzeugung weder politisch noch militärisch zu einem günstigen oder auch nur glimpflichen Ende gebracht werden, und es bleibt uns nichts weiter übrig, als anständig unterzugehen, um der Nachwelt ein Beispiel und den Beweis zu geben, daß nichts unversucht gelassen worden ist, Deutschland und damit Europa vor der Bolschewisierung zu bewahren.

Worüber er sich noch nicht klar ist, das ist das Schicksal seiner Familie. Er hat seine Frau wiederholt zu überreden versucht, Berlin zu verlassen. Er hat ihr gesagt:

„Geh doch mit den Kindern nach Westdeutschland. Da bist du sicher. Die Engländer tun euch nichts."

Aber sie hat abgelehnt. Sie will bei ihm bleiben bis zum Ende. Sie hat mit ihm die schweren Zeiten des Kampfes geteilt, hat auf ihre soziale Stellung, ihr Geld, ja ihren guten Ruf verzichtet, hat dann seinen und des Dritten Reiches Aufstieg und Glanz miterlebt und ist fest entschlossen, auch im Untergang und Tod mit ihm vereint zu bleiben. Sie hat sich Gift für sich und die Kinder besorgt, das sie ständig bei sich trägt. Aber mit dem Gedanken, die Kinder zu töten, wird sie wohl bis zum letzten Augenblick zu kämpfen haben, bis ihr die Tatsachen selbst keinen anderen Ausweg lassen.

Wir verbringen viele Stunden dieses trostlosen Abends im Bunker. Störangriffe der Engländer sollen an unseren Nerven

zerren und uns für die letzte Runde weich machen. Der Minister redet sich seine trüben Gedanken von der Seele.

„Alles bröckelt ab", sagt er mit leiser monotoner Stimme. „Erst war es die Wehrmacht. Jetzt ist die Partei an der Reihe. Greiser war die erste schwere Enttäuschung. Auch von Koch hört man jetzt sehr Fragwürdiges. Die Generäle revoltieren, die Gauleiter türmen, die Offiziere laufen über, die Minister flüchten aus Berlin. Die Beamten verlieren die Kontrolle über die Verwaltung, der Verkehr wird ein Chaos, die Produktion stockt, die Ernährung wird immer schwieriger. Die Umgebung des Führers betrinkt sich. Anständig bleibt allein das Volk, wenigstens in seiner großen Masse. Es leidet und opfert und tut seine Pflicht.

Nach einer Pause des Nachdenkens fährt der Minister fort: „Ich kann jetzt immer besser Friedrich den Großen verstehen, den Einsamen, den Menschenverächter, den Resignierten. In ähnlichen Zeiten, wie wir sie jetzt durchmachen, wurde er zu der überragenden Persönlichkeit, als die er in die Geschichte eingegangen ist.

Warum? Weil sein Unternehmen gut ausging. Das ist in der Geschichte immer so. Erfolg oder Mißlingen eines Unternehmens entscheiden darüber, ob derjenige, der es ausführt, als Held oder als Verbrecher in den Augen der Nachwelt gewertet wird. Wäre damals die Zarin nicht gestorben, die Welt hätte heute ein Bild von Friedrich, wie es Voltaire gezeichnet hat. Er gälte uns als pflichtvergessener Ehrgeizling, der Glück und Leben seines Volkes aufs Spiel setzte und — verlor.

Sollte dieser Krieg durch irgendein Wunder doch noch zu unseren Gunsten ausgehen, dann würden wir, die wir treu und tapfer und ohne zu verzagen bis jetzt durchgestanden haben, der Nachwelt als leuchtende Vorbilder an Mut, Standhaftigkeit und allen nationalen Tugenden gelten, und niemand würde von unseren kleinen Fehlern, menschlichen Schwächen und begangenen Irrtümern sprechen.

Geht es aber schief, dann wird uns die Nachwelt und vor allem auch das eigene Volk anspeien, dann wird man uns jeden gefallenen Grenadier und jede von Bomben getötete Frau als Mord anrechnen, dann wird man alle Scheußlichkeiten dieses Krieges hervorkramen — und auf welcher Seite gäbe es in diesem Kriege keine Scheußlichkeiten — wird sie uns und nur uns, zur Last legen und uns als Ausgeburten der Hölle, als Schurken und Verbrecher für alle Zeiten zu brandmarken versuchen. Darüber bin ich mir vollkommen im Klaren.

Und darum darf auch weder meine Frau noch eines meiner Kinder unter den Überlebenden unseres Debakels sein."

Wir sprechen im weiteren Verlaufe des Abends über die aktuellen politischen Ereignisse. Die Dreierkonferenz tagt immer noch und hat ein Zwischenkommuniqué über ihren bisherigen Verlauf veröffentlicht. Man scheint sich über den gemeinsam gegen uns zu führenden k. o.-Schlag einig zu sein.

„Ich bin mir völlig klar", sagt der Minister, „wie jetzt alles kommen wird. Natürlich einigt man sich auf der Dreierkonferenz. Wir werden von Ost und West und Süd und aus der Luft endgültig zu Boden geschlagen. Der Trümmerhaufen, der dann von Deutschland übrig bleibt, wird nach dem vorgesehenen Plan besetzt. Das Gefasel von einer Weltfriedensorganisation ist natürlich nur Sand, den man der des Krieges müden Menschheit in die Augen streut, um die jeweilige Machtpolitik umso hemmungsloser fortsetzen zu können.

Das heißt, jeder wird versuchen, aus seiner Besatzungszone so viel wie möglich zur Stärkung des eigenen Kriegspotentials herauszuziehen. Man wird also unter dem Vorwand der Entmilitarisierung so viel Industrie und so viel Wissenschaftler, Techniker und Facharbeiter wie möglich aus Deutschland herausschleppen.

An eine hundertprozentige Verwirklichung des Morgenthauplanes glaube ich nicht, obwohl die Vernünftigen in der Welt noch lange gegen die nach Befriedigung lechzenden jüdischen Rachegelüste zu kämpfen haben werden. Der Engländer ähnelt auch in der Unversöhnlichkeit seines alttestamentarischen Hasses dem auserwählten Volke, und er wird es uns nicht so leicht vergessen, daß wir die Hand einmal an seiner Gurgel hatten, und es nur eines Fingerdruckes bedurft hätte, um ihn endgültig ins Jenseits zu befördern. Diese Erniedrigung verzeiht uns das stolze Albion nie.

Man wird also das deutsche Volk einige Jahre lang an der untersten Grenze des Existenzminimums dahinvegetieren lassen. Millionen werden dabei zu Grunde gehen. Die sogenannten Kriegsverbrecher wird man, sofern sie dann noch am Leben sind, aufhängen. Jeder, der jemals etwas mit uns zu tun gehabt hat, wird unter dem Vorwand der Demokratisierung endlosen Schikanen und Quälereien ausgesetzt sein.

Die Russen werden im sowjetisch besetzten Teil Deutschlands einen starken politischen Pol bilden. Es wird sich eine Art Neo-Nationalsozialismus bolschewistischer Prägung ent-

wickeln, dem die Demokratien mit ihrem hohlen Geschwätz von den vier Freiheiten nichts, aber auch garnichts entgegenzusetzen haben.

In den ehemals verbündeten und feindlichen Ländern wird es, wie das ja heute schon der Fall ist, weiterbrodeln. Der Hunger ist nicht nur der beste Koch, sondern auch ein guter Agitator. Die Widerstandsbewegungen von Paris bis Berlin werden in den angloamerikanischen Truppen den verhaßten Büttel des westlichen Profitkapitalismus sehen. Stalin wird es ihnen verständlich machen, daß die Stunde der nationalen Befreiung nur im Zeichen von Hammer und Sichel schlagen kann. Fünf Jahre nach unserem Zusammenbruch — dessen bin ich gewiß — steht Sowjet-Eurasien, ein in der bolschewistischen Ideologie geeinter und von Stalin zielbewußt geführter Block von vielen hundert Millionen Menschen aller Rassen und Nationalitäten, bereit, den letzten Kampf um die Weltherrschaft anzutreten!"

8. Februar 1945

„Unsere Arbeit für den totalen Kriegseinsatz", sagt der Minister heute Mittag, „ist nüchtern betrachtet eigentlich der reine Wahnsinn. Da bemühen wir uns nun verzweifelt, diesem Bedarfsträger ein paar hundert uk-Gestellte zu entlocken und jener Wehrmachtdienststelle einige hundert Heimatsoldaten für die Front abzuhandeln, und zur gleichen Zeit verlieren wir innerhalb weniger Tage drei wertvolle deutsche Provinzen nur deswegen, weil die Soldaten, um die wir kämpfen, nicht rechtzeitig da waren.

Da weigert sich Speer seit Monaten hartnäckig, 80 000 Arbeiter aus seiner Rüstung herauszuziehen. Ich verhandele mit ihm, ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Zusagen werden gemacht und wieder zurückgenommen. Briefe werden gewechselt, Stellungnahmen eingeholt, schließlich ein Führerentscheid herbeigeführt. Monate vergehen darüber. Endlich bekomme ich die 80 000 Mann. Sie kommen in die Kasernen. In wenigen Tagen werden sie an der Front stehen. Da bricht die russische Offensive los. Sie hätte am Baranow-Brückenkopf aufgehalten, wenn nicht abgeschlagen werden können, wären unsere Stellungen nur mit einem geringen Teil der 80 000 Mann besetzt gewesen, die mir monatelang verweigert worden sind.

So aber verlieren wir in wenigen Tagen Ostpreußen, Oberschlesien und den Warthegau. Und mit ihnen an Menschen nicht nur viel mehr als jene 80 000 Mann, sondern auch gleich

die Fabriken, in denen sie gearbeitet, die Maschinen, mit denen sie geschafft, die Rohstoffe, aus denen sie produziert und das Land, auf dem sie gelebt haben, dazu.

Hätte ich Speer das Ansinnen gestellt, er solle das Oberschlesische Industrierevier stillegen, dazu die Waffen- und Munitionsfabriken im Warthegau und die Werften und kriegswichtigen Fabriken in Ostpreußen und Danzig, um mir die freiwerdenden Arbeiter für die Front zu überlassen, er hätte nur verächtlich an die Stirn getippt. Nun, jetzt hat der Feind dies alles nicht nur stillgelegt, sondern gleich in Besitz genommen.

Oh, es ist zum Wahnsinnigwerden. Wir tun alles, aber auch alles zu spät, und nur wenn es uns vom Feinde aufgezwungen wird und zu nichts mehr nütze ist. Das ist d a s Kennzeichen unserer Kriegführung, unserer militärischen wie politischen. Wer wie ich zu radikalen und vor allem rechtzeitigen Maßnahmen rät, der wird als lästiger Ruhestörer empfunden und als Amokläufer gebrandmarkt. Das ist unsere verfluchte deutsche Bequemlichkeit und Selbstgefälligkeit. Wir sitzen mit hocherhobener Nase auf dem Pferd, und wenn wir runterfallen, schreien wir laut und jammern, statt still und verbissen zu versuchen, irgendwie wieder auf den Gaul heraufzukommen."

Als dem Minister auf unserer heutigen TK-Sitzung von neuen Schwierigkeiten durch Bürokratie, Böswilligkeit und mangelnde Bereitschaft einzelner Stellen des Staates und der Wehrmacht berichtet wird, klingelt er eine Sekretärin herbei und diktiert ihr einen Brief an den Führer. Er schildert die Schwierigkeiten, weist noch einmal auf die Dringlichkeit seiner Aufgabe hin und verlangt neue, erweiterte Vollmachten. Andernfalls sähe er sich außerstande, seinen Auftrag durchzuführen, und bäte, ihn von seinem Amt zu entbinden. Er könne es nicht mit seinem nationalen Gewissen vereinbaren, eine so kriegsentscheidende Aufgabe so dilatorisch zu behandeln, wie es ihm unter den gegebenen Verhältnissen leider nicht anders möglich sei.

Kaum hat er das Diktat beendet und die Sekretärin die Tür hinter sich geschlossen, da wird er von einem Wutanfall gepackt, der sich in minutenlangen, mit brüllender Lautstärke vorgebrachten Anklagen austobt.

„Ich habe seit drei Jahren", schreit er mit hochrotem Kopf und dick hervortretenden Aderssträngen, „alles mit angesehen.

Ich habe zu allen Halbheiten und Versagern in unserem Staate geschwiegen. Aber ich kann es nicht länger. Und ich will es nicht länger. Ich sehe mir das nicht mehr mit an. Ich mache nicht mehr mit. Ich gebe meinen Namen und meinen politischen Ruf dafür nicht her. Müssen denn die Bolschewiken erst in der Reichskanzlei stehen, damit man bei uns Vernunft annimmt?

Wenn ich nicht endlich die Vollmachten bekomme, die ich brauche, dann werfe ich meine Arbeit weg! Dann will ich mit wollüstigem Vergnügen dabei stehen und zusehen, wie alles in Scherben geht. Ich bin es jetzt leid! Tag für Tag dringen die Russen tiefer in Reichsgebiet vor, und unsere Ministerialbürokratie macht mir durch ihre Korinthenkackerei alle Maßnahmen, die uns vielleicht noch retten könnten, zuschanden. Ich müßte der Führer sein! Ich würde mit diesem Pack aufräumen! Ich würde ein deutscher Clemenceau werden und ein Furcht- und Schreckensregiment aufrichten!"

9. Februar 1945

Engländer und Kanadier sind heute im Raum von Nymwegen zur Offensive angetreten. Die Amerikaner versuchen seit etwa einer Woche, ihre Stellungen zu verbessern, so daß auch sie vermutlich bald mit ihrer Offensive beginnen werden. Die Lage wird ernst beurteilt, da unsere Positionen durch erhebliche Abziehungen zur Ostfront recht schwach geworden sind.

Der Minister ist der Ansicht, daß wir uns möglichst ausschließlich auf die Abwehr des Bolschewismus konzentrieren sollten, da ein Aufhalten der Westmächte nur so lange sinnvoll war, als es für uns politische Erfolge zeitigen konnte. Der Minister glaubt nicht mehr an solche politischen Möglichkeiten. Er steht damit im Gegensatz zur Ansicht des Führers und äußert seine Bedenken daher nur in allerengstem Kreise.

JALTA UND DRESDEN

Die Moral wird schlechter — Der Führer außerordentlich zuversichtlich — Leys „deutsches Wunder" — Luftangriff Dresden — An der Oderfront — Gauleiter Mutschmann — Gäste aus der Reichskanzlei — Was denkt Himmler? — General Wlassow — Die militärische Lage ist katastrophal — Schicksal Königsberg Rheinübergang der Amerikaner

11. Februar 1945

Die Moral der deutschen Soldaten an der Ostfront wird täglich schlechter. Ist es ein Wunder bei den ständigen Niederlagen, der schier unerschöpflichen Fülle von Menschen und Material, der sie nun schon seit Jahren unentwegt gegenüberstehen, dem furchtbaren Flüchtlingselend, das sie stets vor Augen haben, der Sorge um die eigene Familie in der Heimat, die keinen Tag ihres Lebens sicher ist, und schließlich dem Gedanken, daß ja doch alles keinen Zweck mehr hat? Mit der Parole vom heroischen Untergang oder dem Glauben an einen glücklichen Zufall im letzten Augenblick kann man niemand mehr zu großen Taten begeistern.

Im Kessel von Heiligenbeil sind 500 000 Flüchtlinge aus ganz Ostpreußen auf engem Raum zusammengedrängt. Sie versuchen, über das zugefrorene Haff und die Nehrung in Richtung Danzig zu entkommen. 14 Kilometer müssen sie, bis zu den Waden im Eiswasser watend, über das Haff. Tiefflieger richten mit Bomben und Bordwaffen unter ihnen wahre Massaker an. Die Straßen der Trecks sind durch Blutlachen und Leichen gekennzeichnet.

Der Führer hat dem Minister gestern abend seinen Plan zur Zerschmetterung der Sowjet-Offensive auseinandergesetzt. Danach sollen Himmler aus Vorpommern und Schörner aus Nordungarn gleichzeitig von Norden und Süden gegen den weit vorgeschobenen, mit der Spitze auf Berlin deutenden Sowjet-

Keil vorstoßen, ihn abschneiden und vernichten. Zu diesem Unternehmen habe man nicht nur zahlreiche Divisionen aus dem Westen sondern auch solche aus Norwegen und Dänemark bereitgestellt. Der Führer sei außerordentlich zuversichtlich.

12. Februar 1945

Ley hat einen seiner berühmten Leitartikel unter der Überschrift verfaßt „Das deutsche Wunder". Darin heißt es in einem Augenblick, in dem die Russen an vielen Stellen starke Brückenköpfe über die Oder gebildet haben, und sich zum letzten Sturm auf Berlin vorbereiten: „... daß wir die Russen an der Oder aufhalten konnten, das ist das deutsche Wunder ..." Und während zehntausende deutscher Menschen in heilloser Flucht das westliche Oderufer zu erreichen versuchen und viele andere Zehntausende es nicht mehr erreicht haben und nun den Vergewaltigungen und Quälereien der asiatischen Teufel ausgesetzt sind, steht da weiter zu lesen: „... heute lachen die Menschen wieder an der Oder ..."

Als der Minister diesen Artikel liest, zittert er vor Wut am ganzen Leibe. Er läßt sich Ley kommen. Er brüllt ihn an. Er beschwört ihn, in diesen furchtbar ernsten, kritischen Zeiten doch das Schreiben zu unterlassen. Doch Ley schüttelt den Kopf.

„Aber nicht doch", sagt er, „lassen Sie mir doch den Spaß. Und schließlich, Sie schreiben ja auch."

Der Minister ist über so viel Naivität und Frechheit zugleich einfach sprachlos. Dann werde er die Angelegenheit vom Führer entscheiden lassen, antwortet er mit ungewöhnlicher Kälte, obwohl dieser gewiß zur Zeit andere Sorgen habe.

Ich spreche mit einem Ministerialrat unseres Hauses, einem sehr gescheiten Mann, über diese unglaublichen Verhältnisse. Ich kann es nicht verstehen, daß ein Mann wie Goebbels gegen einen so notorischen Narren wie Ley einfach machtlos ist.

„Machen Sie etwas dagegen", sagt er und zuckt die Schultern, „der Doktor wird sich hüten, etwas gegen Ley zu unternehmen. Sie haben ja gesehen, was dabei herausgekommen ist, als er gegen Ribbentrop vorgehen wollte. Nichts ist dabei herausgekommen, als daß der Doktor sich selbst geschadet hat, obwohl jeder vernünftige Mensch in Deutschland die gleiche Ansicht über Ribbentrop hat wie Sie und ich und der Doktor auch".

13. Februar 1945

Die Dreierkonferenz ist beendet. Sie hat, wie jetzt bekannt wird, in Jalta auf der Krim stattgefunden. Es nahmen an ihr die „großen Drei" mit ihren Außenministern und Generalstabschefs teil. Churchill und Roosevelt hatten sich zuvor auf Malta getroffen, was ihnen die ironische Bemerkung Stalins eingetragen haben soll: „Ich sagte Jalta und nicht Malta."

Dies Wort, das in der englischen Presse kolportiert wird, kennzeichnet die überlegene Position, in der sich Stalin bei dieser Konferenz befand. Er ließ die anderen zwei zu sich kommen. Er offerierte ihnen fertige Pläne, zu denen er sie lediglich der Form halber um ihre Zustimmung ersuchte. Er konnte auf seinen unvergleichlich hohen Anteil an der Niederringung des gemeinsamen Feindes, auf seine einmaligen militärischen Erfolge und seine unantastbare Stärke auf dem europäischen Kontinent hinweisen. Es ist wohl nicht übertrieben anzunehmen, daß sich die westlichen Alliierten unter diesen Umständen zu Zugeständnissen verleiten ließen, die sie eines Tages noch bitter bereuen werden.

Das gestern abend veröffentlichte Abschluß-Kommuniqué läßt, selbst in seiner vorsichtigen Formulierung, die tatsächlichen Machtverhältnisse erkennen. Deutschland und die Bedingungen, die man ihm nach seiner Niederwerfung auferlegen will, stehen natürlich im Mittelpunkt. Sie bringen nichts Neues. Wie aber soll das Nachkriegs-Europa aussehen? Keine konkrete Antwort. Die alliierten Außenminister wollen darüber in Fühlung bleiben, heißt es, „Freiheit von Not" solle jedenfalls die Devise sein. Sehr tröstlich.

Sensationell das polnische Problem: Die Westmächte haben, entgegen ihrer ausdrücklich und wiederholt bekundeten Absicht, die Curzon-Linie als künftige Ostgrenze Polens anerkannt und so einen Präzedenzfall für weitere bolschewistische Landräubereien geschaffen. Sie sind damit ihrem in der Atlantik-Charta feierlich beschworenen Grundsatz untreu geworden, in diesem Krieg keine Annexionen zu dulden.

Das internationale Presse-Echo, selbst in der angelsächsischen Welt, läßt eine gewisse Betretenheit über den völlig einseitigen Erfolg Stalins bei dieser wichtigsten Konferenz des Krieges erkennen.

15. Februar 1945

Die Geschichte dieses Krieges ist um ein neues scheußliches Verbrechen bereichert worden. Die Stadt Dresden, die mit Zehntausenden von Flüchtlingen aus Schlesien und der Lausitz überfüllt und ihrer Luftverteidigung wie viele andere deutsche Städte zur Zeit weitgehend entblößt ist, wurde am Abend des 13. Februar von einem starken englischen Bomberverband angegriffen und, besonders in ihrem kunsthistorisch einmaligen Kern vollständig zerstört. Die Zahl der Toten ist erschreckend hoch und bisher noch nicht dagewesen. Sie kann nur geschätzt werden, dürfte aber zwischen 2 und 300 000 liegen.

Militärische oder nur kriegswichtige Ziele sind in der Stadt, die in aller Welt wegen ihrer einmaligen Werke der deutschen Barockbaukunst bekannt war, kaum vorhanden. Zumindest nicht in einem Ausmaß, das eine so totale Zerstörung gerechtfertigt hätte. Nicht eines dieser Kleinode europäischer Kultur blieb erhalten.

Die Briten wandten eine neue Angriffstaktik an. Ihr bisheriges, stets erfolgreiches System bestand darin, auf eine Stadt zunächst Sprengbomben und danach Brandbomben abzuwerfen, um erst einmal „Luft zu schaffen" und den Flammen für ihr Vernichtungswerk bessere Nahrung zu geben. Sie wandten dieses Mal das umgekehrte Prinzip an. Beim ersten Anflug warfen sie 650 000 Brandbomben ab. Die Menschen wurden von Hitze und Qualm der entfachten Brände aus den Schutzräumen heraus auf die Straßen und Plätze der Stadt getrieben. Zehntausende flüchteten auf die Elbwiesen. Nun erfolgte der zweite Angriff. Und zwar mit Sprengbomben. Sie hielten unter den schutzlosen Menschen furchtbare Ernte. Vor allem die Elbwiesen, auf denen keine andere Ziele als schutzlose Zivilisten zu treffen waren, wurden mit Bomben und Bordwaffen angegriffen. Es wurde ein Massaker von ungeheuren Ausmaßen.

Man geht wohl in der Annahme nicht fehl, diesen Angriff mit der Krim-Konferenz in Verbindung zu bringen. Churchill hatte sich schon früher damit einverstanden erklärt, Polen für die ihm von Rußland geraubten Gebiete östlich der Curzon-Linie mit deutschen Gebietsteilen zu entschädigen. Er hat sich auch mit der Vertreibung von 7—8 Millionen Deutschen aus diesen Gebieten einverstanden erklärt und im Unterhaus verkündet, es würde für diese 7—8 Millionen im Restdeutschland durch „Kriegsereignisse" schon Raum geschafft werden.

Nun dürfte ihn Stalin in Jalta darauf aufmerksam gemacht haben, daß sich der Krieg seinem Ende nähere, und daß es Zeit werde, in der besprochenen Weise Platz für die Aufnahme der aus den deutschen Ostprovinzen zu Vertreibenden zu schaffen. Die erste Quote von rund 300 000 hat Churchill in Dresden auf einen Schlag erfüllt. Er kann zufrieden sein, 300 000 Frauen, Kinder und wehrlose Zivilisten innerhalb weniger Stunden zu töten, das hat in der Geschichte bisher noch niemand fertiggebracht.

Wie weit hat sich doch dieser Krieg von allem, was man einst unter Völkerrecht verstand, entfernt!

16. Februar 1945

Der Minister ist gestern zur Oderfront gefahren. Wir brauchen heute von Berlin bis zur Front keine tage- oder wochenlangen Reisen mehr zu machen. In zwei knappen Autostunden ist man in Frankfurt an der Oder. Es ist nicht viel Erfreuliches, was der Minister zu sehen bekommen hat.

Gegenüber dem gewaltigen sowjetischen Aufmarsch, der sich zur Zeit im Oder-Warthe-Bogen vollzieht, wirken die paar Divisiönchen, die wir zusammengekratzt haben, geradezu kümmerlich, umso mehr, als ihnen Artillerie und schwere Waffen fast völlig fehlen. Wie man mit diesen Kräften den bevorstehenden Angriff aufhalten oder auch nur verzögern will, ist mir völlig schleierhaft.

Ein außerordentlich abstoßendes und mir von der Front bisher unbekanntes Bild ist eine Oderbrücke bei Frankfurt, an deren Pfeilern links und rechts von der Fahrbahn deutsche Soldaten in voller Uniform aufgehängt sind mit einem Schild um den Hals: „Ich bin ein Deserteur".

Vor dieser schaurigen Brücke hat der Duce-Befreier Skorzeny ein weithin sichtbares Schild anbringen lassen, auf dem ein großer Pfeil zur nächsten Versprengten-Sammelstelle deutet. Erfolg: Allein in den letzten acht Tagen haben sich über 7 000 Versprengte bei Skorzeny gemeldet, die beim Anblick der bewußten Brücke lieber umkehrten. So hat Skorzeny jetzt bald eine neue Division beisammen.

Gestern hat nun auch die sogenannte Gegenoffensive des Führers an der Ostfront begonnen. Wir haben tatsächlich sowohl in Pommern wie auch in Nordungarn einige Erfolge erzielen können. Weiteres muß abgewartet werden. Ich kann

den hemmungslosen Optimismus des FHQ nicht mitmachen. Auch der Minister ist skeptisch, obwohl er sich immer wieder von der wirklichkeitsfremden Atmosphäre im Führerbunker beeinflussen läßt und natürlich nur zu gern an eine unvermutete Wendung des Kriegsglückes glaubt. Nach unserem Frontbesuch jedenfalls ist er denkbar ernüchtert.

18. Februar 1945

Schukow hat jetzt nahezu das gesamte Westufer der Oder zwischen Küstrin und Lebus in seiner Hand und damit ideale Ausgangsstellungen für seinen Sturm auf Berlin. Starke Aktivität an den beiden Zangenspitzen. Rokossowski hat sich bis auf wenige Kilometer an Stettin herangeschoben. Im Süden wurden Sagan und Sorau von den Sowjets genommen. Die bisher einem spitzen Keil ähnelnde Frontlinie der Russen nimmt so mehr und mehr die Form eines sanft geschwungenen Bogens an, wodurch die Erfolgsaussichten unserer Gegenoffensive immer geringer werden.

Im Westen sind nun auch die Amerikaner zur Offensive angetreten. Wir haben in ihrem Abschnitt die Roer-Talsperre geöffnet und hier jede Bewegung für 10—14 Tage unmöglich gemacht. Nirgends nennenswerte Erfolge.

20. Februar 1945

Seit etwa einer Woche sind wir dazu übergegangen, einige der von den Sowjets in den von ihnen besetzten deutschen Gebieten begangenen Scheußlichkeiten zu veröffentlichen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Panik unter den Flüchtlingen noch erhöht wird.

All diese Meldungen gehen durch meine Hand. Keine von ihnen ist erfunden oder auch nur übertrieben. Ich habe die Aufgabe, das eben noch Erträgliche unter diesen Meldungen auszuwählen und für die Presse freizugeben. Was ich da jetzt Tag für Tag zu lesen bekomme, übersteigt jede menschliche Vorstellungskraft. Mir sträuben sich die Haare, obwohl ich in diesem Krieg wahrlich genug Greuel mit eigenen Augen gesehen habe. Der Simplicius Simplicissimus ist eine harmlose Backfischlektüre im Vergleich zu dem, was ich jetzt täglich lesen muß.

Aus den unzähligen Einzelmeldungen aus den verschiedensten Gegenden ergibt sich etwa folgendes Bild: Kommen die

ersten Bolschewisten in irgendeine Ortschaft, so werden zunächst alle angetroffenen Frauen und Mädchen zwischen 12 und 60 Jahren vergewaltigt. Nur selten überleben die Frauen diesen Akt. Es sind Fälle medizinisch untersucht worden, in denen das Opfer von bis zu 30 Unholden mißbraucht wurde. Ich habe das Protokoll eines zwölfjährigen Mädchens vor mir, das 17 Mal hinter einander vergewaltigt wurde.

Wahllos werden dann die Menschen gequält und getötet, alles scheinbar oder wirklich Wertvolle geraubt. Ein Sowjetsoldat trug bei seiner Gefangennahme 58 Uhren bei sich.

Nach dieser ersten Phase des Schändens, Raubens und Mordens folgt die zweite, gewissermaßen amtliche. Arbeitsfähige Männer und Frauen werden mit unbekanntem Ziel abtransportiert, Arbeitsuntaugliche, Alte und Kranke in vielen Fällen getötet.

Es ist die Hölle, die sich hinter der vormarschierenden Roten Armee auftut.

21. Februar 1945

Unsere Gegenoffensive an der Ostfront hat einige sehr erfreuliche örtliche Erfolge erzielt, die umso höher bewertet werden müssen, als sie mit ganz geringen Kräften erkämpft wurden. Durchgeschlagen aber, wie man das im FHQ erhoffte, hat sie nicht.

Der Militärkritiker von Reuter scheint mir die Dinge richtig zu sehen, wenn er schreibt, Hitler befinde sich heute nicht in der gleich günstigen Lage wie Stalin, als die Deutschen vor Moskau und Stalingrad standen, nämlich genügend Raum zur Verfügung zu haben, um abwarten zu können, bis die angesammelten Reserven zu einem wirklich vernichtenden Gegenstoß da seien. Wolle Hitler nicht seine gesamte Substanz jetzt verlieren, dann müsse er gleich handeln. Stalin aber wartet ab, bis sich unsere Gegenmaßnahmen verpufft haben, um dann zum vermutlich letzten Schlag auszuholen.

An der Oder beginnen sich vier Schwerpunkte abzuzeichnen, an denen die Sowjets über Befehlsbrücken unaufhörlich Material in die jeweiligen Brückenköpfe zuführen: Fürstenberg, Lebus, Küstrin und Wriezen.

In Ostpreußen ist es gelungen, die Verbindung zwischen den Kesseln von Königsberg und Pillau herzustellen.

In Kurland wurde die fünfte Großoffensive der Russen abgeschlagen.

22. Februar 1945

Wenn man in diesen Tagen unsere Zeitungen aufschlägt, kann man das Gruseln bekommen. Da sie ihren Lesern so garnichts Greifbares mehr zu sagen haben, übertreffen sie sich in ihren Schlagzeilen gegenseitig an hohlem Pathos. „Mut, Glauben, Standhaftigkeit!" kann man da jeden Morgen quer über die erste Seite lesen oder „Nun erst recht!" — „Mit dem Führer zum Endsieg", „Glauben und Kämpfen". Auch den Minister widert diese Phrasendrescherei an. Er hält seinen Jüngern eine Vorlesung zum Thema Propaganda unter erschwerten Umständen, in der er unter anderm sagt:

„In guten Zeiten gute Propaganda zu machen, ist kein Kunststück. Was haben wir denn in dieser Beziehung schon in den Jahren unserer großen Erfolge geleistet? (Er sieht dabei Fritzsche nicht an, aber dieser lächelt verlegen). Wir haben unsere Siege mit überlegener Stimme im Rundfunk bekanntgegeben, haben Churchill ein bißchen von oben herab angepöbelt und ein paar geistreiche Bemerkungen über das Versagen unserer Feinde gemacht, denen es damals dreckig genug ging. Nein, das alles war gewiß keine Kunst.

Heute erst erweist sich der Könner auch auf dem Gebiet der Propaganda, da sich die positiven Argumente nicht mehr so reichlich anbieten wie früher. Der schlechte Propagandist greift in dieser Verlegenheit zur hohlen Phrase, die schon in guten Zeiten bei uns hoch im Kurse stand. Heute jedoch verursachen mir die Schlagzeilen unserer Zeitungen Brechreiz. Und glauben Sie mir, das geht dem kleinen Volksgenossen ganz genauso. Überschätzen Sie nicht die Langmut des Volkes.

Strengen Sie sich an. Geben Sie Tatsachen. Lassen Sie meinetwegen den Oberst Rudel sprechen, der eben erst einen Fuß verloren hat, aber den Tag nicht abwarten kann, an dem er sich die Prothese umschnallt, um sich wieder auf die Sowjet-Panzer zu stürzen.

Oder nehmen Sie jene Maria Schultz, die vor einem amerikanischen Standgericht eine so anständige, echt deutsche Haltung bewies, daß sogar ausländische Pressekorrespondenten in den höchsten Tönen ihr Lob singen. Halten Sie dem Volk solche Beispiele vor Augen. Zeigen Sie ihm, daß das keine Übermenschen sind, sondern einfache Volksgenossen, wie sie vor und hinter uns in jeder Ladenschlange stehen, ein Pfarrerssohn aus Schlesien, ein einfaches Mädchen aus der Eiffel. Strengen Sie sich ein bißchen an und begnügen Sie sich nicht mit dem billigsten, was es gibt, der Phrase."

Hoffentlich hat die Ermahnung des Ministers Erfolg. Die deutschen Schriftleiter sind genauso müde, matt und kriegsüberdrüssig wie ihre Leser. Sie alle gleichen einer großen, stumpfen Herde, die nur vom Trieb zusammengehalten wird, und die willenlos in der befohlenen Richtung dahintrottet, obwohl das Ziel das Schlachthaus ist.

23. Februar 1945

Nachdem das Hochwasser der Roer verlaufen ist, hat heute früh um 3 Uhr eine neue amerikanische Großoffensive im Raum von Düren, Linnich begonnen. Die Führung will sie selbst unter Inkaufnahme neuer Rückschläge im Osten unter allen Umständen abschlagen. Man glaubt also offensichtlich immer noch an politische Wunder.

Die ausländischen Missionen haben jetzt, mit Ausnahme der Schweiz, sämtlich die Reichshauptstadt verlassen.

Die Türkei hat uns den Krieg erklärt, und zwar — ein Novum in der Kriegsgeschichte — befristet, im voraus. Am 1. März dieses Jahres soll der Orlog mit der Türkei losgehen. Vielleicht hoffen die Türken, daß wir bis dahin schon fertig sind.

Ägypten ist auf Druck der Alliierten diesem Beispiel gefolgt. Dabei kam es zu einem interessanten Zwischenfall. Der ägyptische Ministerpräsident Maher Pascha hatte soeben dem Parlament die Tatsache der Kriegserklärung (eine höchst unpopuläre übrigens) bekannt gegeben. In einer Pause begab er sich in den Erfrischungsraum des Parlamentsgebäudes, wo ihn ein Photograph bat, eine Aufnahme von ihm machen zu dürfen.

Der Ministerpräsident nickt gnädig Zustimmung, stellt sich in Positur, der Photograph blickt durch den Sucher. Da tritt hinter ihm ein Mann hervor, hebt die Pistole, zielt auf den wie eine Schießbudenfigur aufgebauten Präsidenten und gibt fünf Schüsse auf ihn ab. Drei davon trafen. Der Präsident fiel um, zappelte noch ein wenig — wie Reuter berichtet — und verschied.

Ob es sich bei dem Täter um einen Achsenfreund handelt, und ob das Attentat überhaupt in einem Zusammenhang mit der Kriegserklärung steht, ist noch nicht bekannt. Die Nachricht von diesem Zwischenfall wird den Ministerpräsidenten anderer alliierter Satellitenstaaten, die die Kriegserklärung an Deutschland bereits im Portefeuille tragen, zweifellos einiges Unbehagen verursachen.

25. Februar 1945

Der Minister hat Staatssekretär Hierl die Feier seines 70. Geburtstages in seinem Hause angerichtet, weil Hierl total ausgebombt ist. Es trifft sich in der Hermann-Göring-Straße eine illustre Gesellschaft. Außer dem Jubilar und dem Hausherrn sind Himmler, Bormann, Lammers, Keitel, Guderian, Ley, Axmann, Scheppmann und noch ein Dutzend anderer hoher und höchster Führer anwesend.

Der einzige von den Gästen, den ich bisher noch nicht kannte, ist Bormann. Klein, dick und stiernackig vermittelt er den Eindruck ungewöhnlicher Energie und Rücksichtslosigkeit. Er hat böse Augen in einem roten, häßlichen Gesicht. Er spricht mit scharfem bayerischen Akzent, ist im Umgang außerordentlich verbindlich, ja liebenswürdig.

Lammers und Keitel tragen, wie stets, nicht viel zur allgemeinen Unterhaltung bei. Sie sprechen über die Qualität der herumgereichten Zigarren.

„Die blonde", sagt Lammers, „ist nicht besonders. Aber diese Brasil müssen Sie mal probieren".

Keitel schneidet umständlich die Spitze ab, befeuchtet die Zigarre sorgfältig an beiden Enden und setzt sie in Brand. Nach einigen sachverständigen Zügen besieht er sich die Asche, wiegt das Haupt und murmelt zwischen blauen Rauchwolken:

„Nicht übel, gar nicht übel".

Der Minister mischt sich in das Gespräch. Er könne leider nicht mit Zigarren von der Qualität aufwarten, wie sie in der Führerwohnung angeboten würden.

„Oh ja", fällt Fegelein ein, „die Zigarren, die es bei uns gibt, sind in der Tat nicht schlecht. Die zum Beispiel, die der Reichsmarschall neulich vom Führer bekommen hat ..."

Thema Nr. 1 ist auf dem Tapet. Von Göring ist nur ein Schritt zu Ribbentrop. Auch hier wird völlige Übereinstimmung der Ansichten erzielt, obwohl alle Äußerungen, auch die des Ministers, wesentlich vorsichtiger sind, als wenn der Betreffende bei sich im engsten Kreise zu dem Thema sprechen würde.

Sie alle hier gehören zwar zu dem gleichen Klan, aber doch traut keiner dem anderen so recht. Weiß man denn, ob der Gesprächspartner nicht morgen schon alles, was er heute gehört hat, gegen einen selbst verwenden wird? Ich beobachte besonders Bormann bei dem Gespräch über Ribbentrop. Er

war es ja, der den Vorstoß des Ministers gegen den Leiter des Auswärtigen Amts vereitelt hat. Bormann beteiligt sich zwar am Gespräch durch diese oder jene Bemerkung, vermeidet es aber, sich irgendwie für oder gegen Ribbentrop festzulegen. Was er sagt, bleibt unverbindlich.

Besonders eingehend hat sich der Minister an diesem Abend mit Himmler unterhalten. Es ist zwischen den beiden, die man mit Recht als die starken Männer neben Hitler bezeichnet, eine weitgehende Annäherung zustande gekommen. Sie haben vor allem über die letzte Phase dieses Krieges und das gesprochen, was wir von ihr noch zu erwarten haben.

„Es ist klar", sagt der Minister, „daß die Alliierten in Jalta übereingekommen sind, uns bis zum April dieses Jahres fertigzumachen. Es gibt wie immer zwei Möglichkeiten. Entweder sie schaffen es, nun, dann ist eben alles verloren. Oder es gelingt uns, uns über diesen Termin hinaus irgendwie über Wasser zu halten. In diesem Falle gäbe es noch eine ganze Reihe von Möglichkeiten. Denn das ist gewiß, daß der Krieg nicht nur uns und unserem Volk, sondern auch den anderen reichlich zuwider ist."

„Glauben Sie an diese Möglichkeiten?" fragt Himmler.

„Unsere Chancen sind nicht mehr allzu groß", ist die Antwort, „aber wenn solche bestehen, dann nur dadurch, daß wir die Westalliierten jetzt nach Deutschland hereinlassen. Wir haben bisher gehofft, sie würden uns gegen die Bolschewisten zu Hilfe holen. Sie haben das gegen alle Vernunft nicht getan. Darum müssen wir jetzt sie gegen die Bolschewisten zu Hilfe holen, wenn wir noch eine gewisse Substanz des deutschen Volkes retten wollen."

„Ist der Führer auch dieser Ansicht?" will Himmler wissen.

Der Minister verneint. Der Führer glaube ernstlich, was er gestern abend in seiner Proklamation zum 25. Parteigründungstag gesagt hat, daß das Jahr 1945 die geschichtliche Wende zu unseren Gunsten bringen würde.

„Ich weiß", fährt der Minister fort, „daß er sich dabei immer noch mit dem Gedanken eines Ausgleiches mit den Westmächten, vor allem mit England, sehr intensiv beschäftigt. Nur glaubt er, daß man einen solchen Ausgleich auch heute noch erzwingen könne, und daß man ihnen daher das Eindringen in Deutschland so schwer wie möglich machen müsse".

Himmler berichtet jetzt ausführlich von einer Unterredung, die er mit dem Danziger Gauleiter Forster gehabt hat, nachdem dieser kürzlich beim Führer war. Der Minister gibt viel auf

Forsters Urteil, der ein Mann mit klarem Verstand und großer Erfahrung ist. Forster, so berichtet Himmler, sehe keinen Ausweg mehr aus diesem Kriege. Er habe mit dem Führer ganz offen gesprochen und ihm gesagt, daß man jetzt unter allen Umständen versuchen müsse, sich mit den Westmächten in Verbindung zu setzen.

Der Minister horcht auf. Genau das ist seine Meinung. Man dürfe jetzt keine Prestigerücksichten mehr kennen, auch kein allzugroßes Entgegenkommen erwarten, sondern mit bescheidensten Erfolgen zufrieden sein.

„Glauben Sie denn, daß die Westmächte mit uns verhandeln würden?" will Himmler wissen.

Das halte er nicht für ausgeschlossen, erwidert der Minister. Freilich schalte der Führer selbst dabei aus. Weder er sei bis jetzt dazu bereit, noch seien es vermutlich die anderen.

„Er ist auch Forster gegenüber nicht auf dessen Anregungen eingegangen", sagt Himmler.

„Das will nichts besagen", antwortet Goebbels, „denn Forster gehört nicht zu dem allerengsten Kreise von Vertrauten, mit denen allein der Führer so wichtige Fragen besprechen würde, die keinesfalls bis in die Kreise der Gauleiter dringen dürften. Dann wären sie schon am nächsten Tage publik".

Eine Weile schweigen die beiden und hängen ihren eigenen Gedanken nach. Dann nimmt Himmler das Gespräch wieder auf:

„Forster hat sich sehr beunruhigt über den Gesundheitszustand des Führers geäußert. Er bezweifelt, daß er noch lange den ungeheuren Belastungen dieser Zeit gewachsen ist."

Er sieht den Minister fragend an.

„Gewiß", gibt dieser zu, „ich verkenne nicht, daß der Führer keineswegs in einer Verfassung ist, wie sie gerade heute dringend erforderlich wäre. Aber wenn sein Körper auch zittrig ist und mit Pillen und Narkotika immer wieder aufgepulvert werden muß, so lebt in diesem zittrigen Körper doch ein feuriger Geist. Mir ist jedenfalls ein starker Geist in einem schwachen Körper lieber als das Umgekehrte."

Himmler sagt dazu nichts weiter als „Hm". Er kommt noch einmal auf den Ausgangspunkt ihres Gespräches, die Verbindungsaufnahme mit den Westmächten zurück.

„Würden Sie", fragt er, „eine solche Aufgabe übernehmen?"

„Sofort", antwortet der Minister, „wenn mir der Führer den Auftrag dazu geben würde. Mit tausend Freuden. Aber leider

ist er ja nicht dazu bereit. Sie wissen ja, daß er augenblicklich lieber die Russen als die Westmächte hereinlassen will."

Himmler schüttelt unwillig den Kopf und murmelt etwas, was wie „Wahnsinn" klingt.

28. Februar 1945

Gestern abend hat der Minister ein sehr langes und vertrautes Telefongespräch mit Himmler geführt, bei dem ein baldiger Besuch in Himmlers Hauptquartier zu einer Aussprache unter vier Augen verabredet wird.

Der Minister spricht hinterher in sehr warmen Worten von Himmler.

„Klar, männlich, zielbewußt. Sieht die Dinge so wie sie sind und handelt danach. Welch Gegensatz zu den meisten führenden Männern unseres Staates, die in stumpfem Fatalismus die Dinge einfach laufen lassen in der törichten Hoffnung, es werde doch alles irgendwie ein gutes Ende nehmen."

1. März 1945

Der Minister hat General Wlassow und dessen Propagandachef, General Schilenkow, zu einer langen und herzlichen Aussprache empfangen. Es ist kennzeichnend für die Verworrenheit und Ziellosigkeit unserer Ostpolitik, daß es erst heute, da die Russen dicht vor Berlin stehen, und wir den Ostvölkern nichts aber auch gar nichts mehr zu bieten haben, zu einer Fühlungnahme zwischen diesen beiden Männern kommt.

Wlassow hat nach der Unterredung den Minister als den fähigsten Kopf unter der Führerschaft des Dritten Reiches bezeichnet, und der Minister hält Wlassow für außerordentlich klug und für die stärkste Persönlichkeit aller Satelliten, mit denen wir je zusammengearbeitet haben.

Wlassow ist in der Tat eine imponierende Erscheinung. Fast zwei Meter groß, dazu von starkem Körperbau. Eine ungewöhnlich große, schwarze Hornbrille verstärkt den intellektuellen Eindruck seines wenig anziehenden, groben, ausgeprägt slawischen Gesichtes. Er trägt eine Phantasieuniform aus graugrünem Tuch mit hochgeschlossenem Kragen, ohne Rangabzeichen oder Schulterstücke, aber mit roten Generalsstreifen an den Hosen.

So stark auch der Eindruck ist, den der Minister von diesem russischen General erhält, so wenig kann er sich von einem gewissen Gefühl des Mißtrauens ihm gegenüber freimachen.

Welches, so grübelt er, können die wahren Beweggründe sein, die den ungewöhnlich intelligenten und befähigten Russen veranlaßten, sich uns zur Verfügung zu stellen? Seine Vernunft müßte ihm doch eigentlich, zu diesem Zeitpunkt wenigstens, das Gegenteil raten. Jedenfalls sieht er in Wlassow doch mehr oder weniger einen russischen Seydlitz.

Die Unterhaltung zwischen den beiden ist außerordentlich angeregt. Der Minister versucht, ein Bild dieses Krieges zu erhalten, wie es sich von der bolschewistischen Seite aus darbot. Die Frage, ob er glaube, daß es auf jeden Fall zu einem Kriege zwischen uns und der Sowjet-Union gekommen wäre, auch wenn wir die Feindseligkeiten nicht eröffnet hätten, beantwortet Wlassow nach kurzem Zögern mit „Ja". Er schränkt seine Antwort jedoch mit der Feststellung ein, daß Rußland im Juni 1941 nicht entfernt mit seinen Offensiv-Vorbereitungen fertig gewesen wäre.

Auf den Hinweis des Ministers, daß die Stärke der Roten Armee und der Umfang der sowjetischen Rüstung doch aber all unsere Erwartungen bei weitem übertroffen habe, lächelt Wlassow. Dann gibt er eine längere Erklärung ab.

Man dürfe an die Politik der Sowjet-Union nicht die gewöhnlichen europäischen Maßstäbe anlegen. Sie sei nur aus der bolschewistischen Ideologie zu verstehen. Es sei nicht nur Hitlers sondern auch der Fehler der westlichen Demokratien gewesen, dies nicht berücksichtigt zu haben. Offensichtlich hätte sich kein westlicher Politiker die Mühe gemacht, Lenins Lehre wirklich intensiv zu studieren. Anders seien die grundsätzlichen Irrtümer nicht verständlich, denen sich gerade jetzt wieder Churchill und Roosevelt hingäben, indem sie nicht merken, daß sie im Kampf gegen Deutschland nur als Werkzeug des Kreml zur Zertrümmerung des stärksten Bollwerkes benutzt würden, das einer Bolschewisierung Europas noch entgegenstehe. Der Kampf gegen Deutschland sei nur der erste, wenn auch wichtigste Schritt auf dem Weg zur Usurpierung Europas durch den Bolschewismus.

Wenn sich jemand die Mühe gemacht hätte, sich mit der Lehre Lenins eingehend zu beschäftigen, fährt Wlassow fort, dann hätte er feststellen müssen, daß sich die bolschewistische Weltrevolution trotz aller Tarnung und aller gegenteiligen Behauptungen Stalins nach einem festen Plan vollziehe, der ihnen, der sowjetischen Generalität, immer wieder eingehämmert worden sei. Dieser Plan sehe in verschiedenen Entwicklungsphasen die Festigung der durch die Revolution in Rußland geschaf-

fenen Verhältnisse, die Ausweitung der so etablierten Macht über die Grenzen Rußlands, notfalls auf dem Wege einer kriegerischen Auseinandersetzung mit seinen westlichen Nachbarn, die Gewinnung Europas für die bolschewistische Ideologie und schließlich, wenn diese wichtige Voraussetzung erst einmal erfüllt ist, die Weltrevolution vor.

Lenin sah ganz klar, daß der Schlüssel für die Weltrevolution Europa und der Schlüssel für Europa Deutschland hieß. Wer Deutschland besitzt, besitzt Europa, das war die Devise, nach der bis 1933 die Komintern arbeitete. Tatsächlich gelang es, Deutschland zur stärksten Stütze der 3. Internationale zu machen. Die Hoffnungen auf eine friedliche Eroberung Deutschlands und damit Europas für den Kommunismus schienen berechtigt.

Das wurde 1933 schlagartig anders, berichtet Wlassow weiter. Stalin mußte, nachdem Hitler in Deutschland an die Macht gelangt war, erkennen, daß der Weg einer friedlichen Durchdringung nunmehr versperrt war, es blieb kein anderer als der der kriegerischen Eroberung offen. Darum habe er, Wlassow, die anfängliche Frage nach der Unvermeidbarkeit des Krieges bejaht. Seit 1933 sei von Stalin nämlich eine Aufrüstung unerhörten Ausmaßes in Gang gesetzt worden. Ihr Ziel, das, wie gesagt, 1941 noch nicht entfernt erreicht war, bestand darin, die Rote Armee, Luftwaffe und Flotte so stark zu machen, daß sie jeder möglichen Mächtekombination überlegen wäre.

Hitlers Angriff im Juni 1941 war daher ein schwerer Schlag für die Sache der Weltrevolution, und er wäre ein tödlicher geworden, hätte es Stalin nicht verstanden, die Furcht der Westmächte vor einem nationalsozialistischen Deutschland, ja vielleicht auch den persönlichen Haß der sie leitenden Staatsmänner auf Hitler so geschickt auszunützen, daß sie sich mit ihm verbündeten, sich also direkt in seinen Dienst, das heißt in den der kommunistischen Weltrevolution stellten.

Im Verein mit den kapitalistischen Westmächten ist es Stalin gelungen, die dem Kommunismus drohende tödliche Gefahr zu überwinden, ja vielleicht die zweite der von Lenin vorgesehenen Phasen der Weltrevolution, die Gewinnung Europas für den Bolschewismus, zu verwirklichen."

Der Minister wirft ein, daß er an eine solche Entwicklung nicht glauben könne. Noch liege Deutschland nicht am Boden. Und die Westmächte müßten ja geradezu mit Blindheit geschla-

gen sein, wenn sie nicht erkennen würden, wohin die Dinge liefen. Er glaube immer noch an eine Wendung in letzter Minute.

Wlassow zuckte die Schultern. Er gibt die Möglichkeit zu, wenn er auch von der Wahrscheinlichkeit nicht sehr stark überzeugt zu sein scheint. Jedenfalls sei dieser Krieg ein Beweis mehr für die überragende Klugheit und Geschicklichkeit Stalins.

Der deutsche Angriff sei in keiner Weise vorhergesehen gewesen. Man habe im Schutz des deutsch-sowjetischen Freundschafts- und Beistandspaktes hinter dem eisernen Vorhang die gigantische Rüstung mindestens noch ein weiteres Jahr ungestört fortsetzen wollen. Frühestens Ende 1942, Anfang 1943 habe der sowjetische Generalstab mit dem Beginn des Generalsturms gegen Europa gerechnet. Stalin habe ihnen versprochen, daß bis zu diesem Zeitpunkt alle Voraussetzungen für ein Gelingen des Unternehmens geschaffen sein würden. Der deutsche Angriff habe daher gedroht, den ganzen Plan über den Haufen zu werfen. Man könne Stalin seine Bewunderung nicht versagen, daß es ihm gelungen sei, ihn trotzdem durchzuführen. Freilich hatte er damit gerechnet, daß ihm alle europäischen Mächte vereint gegenüberstehen würden. Mit einer derartig erstaunlichen politischen Blindheit der Westmächte gegenüber seinen wirklichen Zielen durfte er von vornherein nicht rechnen.

Das Gespräch wendet sich nun völlig der Persönlichkeit Stalins zu. Wlassow charakterisiert ihn außerordentlich freimütig. Seine Bewunderung für den Führer Rußlands ist unverkennbar. Drei Eigenschaften sind es nach seiner Meinung, die Stalin zum Staatsmann von besonderem Format machen:

1.) Seine Klugheit, die ihn sich jeder gegebenen Situation anpassen läßt, auch wenn sie noch so unerwartet und scheinbar ungünstig ist, verbunden mit einem intuitiven Gefühl, im richtigen Augenblick stets die richtige Maßnahme zu ergreifen. 2.) Eine unbegrenzte Skrupel- und Rücksichtslosigkeit in der Durchsetzung seiner Ziele und der Wahl seiner Mittel. Diese Konsequenz darf nicht mit Sturheit verwechselt werden. Er rennt nicht wie ein Stier auf das rote Tuch zu ohne auf Hindernisse zu achten, sondern er wählt auch Umwege, recht krumme zuweilen, wenn ihn der gerade Weg nicht zum Ziel führt. Aber er verliert dieses selbst nie aus dem Auge. 3.) Ein natürliches und stark ausgeprägtes Mißtrauen gegen alles und jedermann. Vertrauensseligkeit ist ihm völlig fremd. Er wird stets versuchen, die wirklichen Beweggründe für das Handeln seines Partners zu erkennen und sich nur selten dabei täuschen.

Diese drei Eigenschaften, fährt Wlassow in seiner Schilderung fort, seien bei Stalin in seltener Vollkommenheit ausgeprägt und begründen seine großen Erfolge als Staatsmann. Ein Russe, der Stalin und seine Politik genau kenne, könne für die Bemühungen der westlichen Politiker, mit ihm fertig zu werden, nur ein mitleidiges Lächeln haben. Tatsächlich seien Churchill und Roosevelt in Jalta von Stalin nach allen Regeln der Kunst eingeseift und über den Löffel balbiert worden.

Es gehöre zu Stalins staatsmännischer Kunst, ganz genau zu wissen, wie weit er gehen könne, ohne den Bogen zu überspannen. Er wende seine jahrzehntelangen Erfahrungen als Revolutionär erfolgreich in der großen Politik an. Er habe als illegaler Kämpfer gelernt, daß man nur so weit gehen dürfe, daß man nicht erwischt werde. Lieber einen Schritt zurück, um später wieder zwei vorwärts zu tun.

Der Minister ist von dieser Charakterisierung Stalins stark beeindruckt. Sie deckt sich etwa mit der Vorstellung, die er sich von ihm gemacht hat. Voller Ingrimm denkt er daran, daß sich Ribbentrop ernstlich eingebildet habe, mit diesem Ausbund von Klugheit und Gerissenheit fertig zu werden.

„Ich höre noch den dicken Hoffmann", sagt er, „als er mit Ribbentrop aus Moskau zurückkam. Ich fragte ihn nach seinen Eindrücken, die er aus dem Kreml mitgebracht hatte. Ach, antwortete er, das sind ganz manierliche Menschen, trinken ein Schnäpschen und lassen mit sich reden."

Wlassow tröstet ihn lächelnd. Ribbentrop und Hoffmann seien nicht die einzigen Vertreter des Westens, die von Stalin hereingelegt worden wären. Churchill und Roosevelt sei es in Jalta ganz genau so ergangen.

Charakteristisch für die Schlauheit Stalins sei die Anweisung gewesen, die er den Sowjet-Agenten gegeben habe, als das Land von den Deutschen besetzt wurde. Sie sollten nur immer „Jawoll" sagen und kräftig auf die Juden schimpfen. So würden sie das Vertrauen jedes Deutschen erwerben. Ein anderer hätte vieleicht eine umfangreiche und komplizierte Dienstanweisung über das Verhalten unter fremder Besatzung herausgegeben. Stalin gab seinen Leuten nur diesen einen Satz mit. Sie richteten sich danach und hatten immer Erfolg. Tausende von bolschewistischen Agenten hätten sich so in das Vertrauen der deutschen Verwaltung eingeschlichen und besäßen es zum Teil heute noch.

Die Zauberformel, mit der Stalin das unter Krieg und bolschewistischer Diktatur schwer seufzende russische Volk immer wieder bei der Stange halte, laute: Terror und Propaganda. Beides zum System, und zwar einem höchst vollkommenen, erhoben. Als der Krieg verloren zu gehen drohte und sich unter allen unterjochten Völkerschaften der Sowjet-Union widersetzliche Tendenzen bemerkbar machten, pfiff Stalin auf die bolschewistische Doktrin, weil er erkannte, daß mit dieser allein keine Energien mehr im Volk zu mobilisieren waren, und propagierte den „vaterländischen" Krieg. Der Erfolg war überzeugend. Die Vaterlandsliebe, bisher unterdrückt und verpönt, erwies sich als eine so tief eingewurzelte völkische Leidenschaft, daß das unlustige, kriegsmüde russische Volk von einem hinreißenden Elan beseelt zu unerhörten Leistungen befähigt wurde.

Besonders interessant ist, was Wlassow über die Verteidigung Moskaus, an der er selbst nicht unerheblich beteiligt war, zu berichten weiß. Er hält Moskau und nicht Stalingrad für die Wende des Krieges. Die bolschewistische Propaganda bemühe sich, den Kampf um die Stadt, die Stalins Namen trägt, als den Scheitelpunkt dieses Krieges darzustellen, um durch diese Geschichtsfälschung einen neuen Mythus zu schaffen. Tatsächlich aber habe die Kriegführung der Sowjet-Union ihren Tiefstand erreicht, als die deutschen Armeen sich zum Sturm auf Moskau anschickten, als in den westlichen Vororten Moskaus die ersten Wagen der Moskauer Straßenbahn von deutschen Truppen erbeutet wurden.

Die Lage war, nach Wlassows Schilderung, nicht nur ernst, sie wurde auch von der gesamten russischen Führung, einschließlich Stalins, als ernst betrachtet. Als das diplomatische Korps und Teile der Sowjet-Regierung nach Kuybischew übersiedelten, als man im Kreml das deutsche Artillerie-Feuer vernahm, als die besten russischen Angriffsarmeen zerschlagen und wichtigste Teile des Landes verloren waren, gaben viele führende Bolschewisten den Krieg verloren. Selbst Stalin war, das betont Wlassow ausdrücklich, tief niedergeschlagen.

Marschall Schukow, der sich heute bereits als zukünftiger Eroberer Berlins fühlt, bat damals darum, ihn von der Moskauer Front an einen anderen Abschnitt zu versetzen. Sein Wunsch wurde erfüllt. Stalin ließ Wlassow zu sich kommen.

„Trauen Sie sich zu, Moskau zu verteidigen?" wurde er gefragt.

Wlassow bejahte unter der Voraussetzung, daß ihm genügend Truppen zur Verfügung gestellt würden. Mit genügend

Truppen, war Stalins Antwort, könne jeder Hanswurst Moskau verteidigen. Dazu brauche er Wlassow nicht. Genügend Truppen seien eben nicht vorhanden. Dagegen beherberge Moskau zur Zeit zweieinhalb Millionen arbeitsfähige Männer. Es müßte für einen tüchtigen Mann möglich sein, jeden zehnten von ihnen, also rund 200 000 Mann, zu bewaffnen und dem Feind entgegenzuwerfen. Ob Wlassow diese Aufgabe übernehmen wolle? Wlassow sagte zu.

Er wurde mit allen Vollmachten ausgerüstet. Er stellte Arbeiterbataillone auf. Er öffnete die Gefängnisse und gewann — mit ausdrücklicher Genehmigung Stalins — aus der Menge politischer Häftlinge Zehntausende hervorragender Soldaten. Sie alleine gaben drei komplette Divisionen, die sich vorzüglich schlugen, weil ihnen durch Wlassow in Stalins Namen die Freiheit versprochen worden war, sollte es gelingen, Moskau zu retten. Diese Freiheit sah später allerdings so aus, daß sie, als man sie nicht mehr gebrauchte, auf Befehl Stalins durch besondere NKWD-Formationen samt und sonders liquidiert wurden.

Wlassow leugnet nicht, daß all diese Improvisationen allein nicht das Schicksal Moskaus hätten abwenden können, wenn nicht den Sowjets ein glücklicher Zufall in Gestalt des plötzlich eintretenden Schlammwetters und des darauf folgenden scharfen Frostes zu Hilfe gekommen wäre, wodurch der weitere deutsche Vormarsch unmöglich wurde. Aber es kommt in der Kriegführung nicht auf glückliche Zufälle an, sondern auf Mut, Zähigkeit und Ausdauer, die die Möglichkeiten zum Ausnutzen eventuell eintretender Glücksumstände schaffen.

Dadurch, daß Stalin diesen Mut und diese Zähigkeit besaß, in einer hoffnungslos erscheinenden Lage nicht zu kapitulieren, überwand er die tödliche Krise. Eine Reihe unvorhergesehener, glücklicher Umstände konnte für die Sowjets wirksam werden. Die Führung und das Volk fingen sich wieder, und mit der erstaunlichen russischen Regenerationsfähigkeit erholte sich der bereits taumelnde Koloß so schnell, daß er schon ein Jahr später, bei Stalingrad, selbst wieder zu mächtigen Angriffsschlägen imstande war.

„Welch furchtbares Schicksal muß es sein", sagt der Minister, als er Wlassow nach fast einstündiger Unterhaltung verabschiedet hat, „eine solche Entwicklung seines Vaterlandes, wie Wlassow, auf der falschen Seite miterleben zu müssn."

3. März 1945

Die militärische Lage ist katastrophal.

Im Osten ist unsere Front in Südpommern zusammengebrochen. Die Russen haben bei Kolberg die Ostsee erreicht. Damit ist unsere Ostfront in vier einzelne Kessel aufgespalten: Kurland, Königsberg, Heiligenbeil und Stolp-Danzig.

Im Oder-Warthe-Bogen gehen Schukows Angriffsvorbereitungen weiter. Es wird von 10 000 bereitgestellten Panzern gesprochen.

Im Westen ist den Amerikanern der Durchbruch durch den Westwall gelungen. München-Gladbach, Krefeld, Neuß und die Geburtsstadt des Ministers, Rheydt, sind in Feindeshand. Der Stadtrand von Köln ist erreicht. Gauleiter Grohé meldet, er werde jedes Haus seiner Gauhauptstadt verteidigen. Köln solle ein deutscher Alkazar werden.

Seit etwa vierzehn Tagen rast eine Welle der Vernichtung aus der Luft über Deutschland. Es sind bis zu 8000 Bomber gleichzeitig an einem Tage eingesetzt. Unsere Abschußziffern schwanken zwischen fünf und fünfundzwanzig.

Unsere U-Boote haben im vergangenen Monat wieder mehr als 200 000 Tonnen versenkt. Ein schwacher Trost in dieser düsteren Zeit.

Drastische Lebensmittelkürzungen müssen in den nächsten Tagen bekannt gegeben werden.

In dieser Situation hat der Minister eine Rundfunkrede gehalten. Ich habe von ihm gute und weniger gute Reden gehört. Diese ist die erste, die ich als ausgesprochen schlecht und einen groben propagandistischen Mißerfolg bezeichnen muß. Unsere Lage scheint freilich so verfahren und aussichtslos,daß auch die beste Propaganda versagen muß. Dabei hat sich der Minister viel Mühe gegeben.

Die Rede sollte seine sogenannte „Substanz-Propaganda" einleiten, das heißt eine Propaganda, die statt Redensarten und Phrasen Substanz bietet. Leider muß man von dieser Rede das Gegenteil behaupten. Sie wird furchtbar lang, 58 Seiten, über eine Stunde Sprechdauer. Sie wird am ersten Tag zweimal gesendet, am nächsten Tag zum dritten Mal wiederholt. Die Zeitungen bekommen Sonderzuteilungen an Papier, um sie im vollen Wortlaut — über mehrere Seiten — veröffentlichen zu können.

Der Minister findet seine Rede selbst sehr wirkungsvoll und all den Aufwand lohnend. Unglücklicherweise trägt er sie auch

noch besonders gemessen, fast pastoral vor, um dadurch beruhigend zu wirken. Er erreicht genau das Gegenteil. Sie wirkt einfach unerträglich. Eine wahre Grabrede.

Die Propaganda ist ein überaus empfindliches Instrument. Der Bruchteil eines Tones zu hoch oder zu tief angeschlagen, macht aus einer Harmonie einen Mißklang. Der Meister auf diesem Instrument hat zum ersten Mal kräftig vorbeigehauen.

5. März 1945

Breslau und Königsberg scheinen die beiden Eckpfeiler des deutschen Widerstandes gegen die rote Sturmflut zu werden. Beide Städte sind seit Wochen eingeschlossen. Beide verteidigen sich mit wenig regulären Truppen aber unter Einsatz der gesamten Zivilbevölkerung in einer Weise, die in der Geschichte der modernen Kriege ohne Beispiel ist. Die Heldentaten, die hier unter den schwierigsten Verhältnissen von Greisen, Knaben und Frauen gegenüber einer erdrückenden feindlichen Übermacht vollbracht werden, müssen einer späteren, ins Einzelne gehenden Würdigung vorbehalten bleiben.

In Breslau kämpft der Gauleiter Hanke an der Spitze seiner Gauhauptstadt. Er hielt kürzlich aus dem Einschließungsring heraus eine Rundfunkansprache, die in ihrer phrasenlosen Schlichtheit, in ihrem Ernst und ihrer nationalen Leidenschaft einfach ergreifend war.

Auch in Königsberg hat sich ein neuer, bisher in Deutschland unbekannter, einfacher und phrasenloser Stil herausgebildet, der in den Befehlen der Verteidiger zum Ausdruck kommt. In einem von ihnen heißt es: „Wer kämpft, kann sterben, wer flieht, muß sterben."

Die Befehle sind von General Lasch und Kreisleiter Wagner unterschrieben. Denn der Gauleiter Koch hat es für besser gehalten, sich, ehe seine Gauhauptstadt vom Feind eingeschlossen wurde, aus dieser zu entfernen und als seinen Vertreter einen bislang völlig unbekannten kleinen Kreisleiter mit der Aufgabe betraut, Königsberg bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Er hat seine Aufgabe gut erledigt, der Kreisleiter Wagner, auf dessen brauner Uniform das EK und das Panzervernichtungsabzeichen am Ärmel beweisen, daß er ein ganzer Kerl ist.

Gemeinsam mit General Lasch hat er den Lebens- und Verteidigungswillen der Stadt, der nach dem schmählichen Beispiel des Gauleiters völlig erlahmt war, neu entfacht. Es ist ihnen ge-

lungen, alle sowjetischen Angriffe abzuschlagen, ja, in eigenem Angriff die Verbindung mit Pillau, dem lebensspendenden Hafen, wieder herzustellen.

In diesem Augenblick, da die unmittelbare Gefahr für Königsberg gebannt ist, hält es Koch für geraten, wieder in seine Gauhauptstadt zurückzukehren. Kreisleiter Wagner hat durch seine in Presse und Rundfunk bekannt gegebenen Erfolge schon zu viel Lorbeeren eingeheimst. Die erste Amtshandlung des Gauleiters in Königsberg ist daher, Wagner abzusetzen.

Der Minister, dem ich diesen unerhörten Skandal berichtet habe, versucht zur Zeit, Wagner zu rehabilitieren und Koch maßregeln zu lassen. Ich bezweifle, daß er damit Erfolg haben wird.

7. März 1945

Ein als nüchtern und realistisch denkend bekannter Mann der Feindseite, der Militärkritiker des Daily Telegraph, Generalleutnant Martin, hat in einem vom Minister stark beachteten Artikel erklärt, für Deutschland käme jetzt alles darauf an, Zeit zu gewinnen. Es sei sehr leicht möglich, daß Hitler bereits im April über zahlreiche neue Divisionen verfüge. Der V-Beschuß habe sich neuerdings wieder verstärkt und könne unangenehme Überraschungen zeitigen. Und auch an einem Wiederaufleben der deutschen U-Boot-Kriegführung sei nicht zu zweifeln. Der Krieg sei jedenfalls für die Alliierten noch lange nicht gewonnen.

Mir ist klar, daß Martin mit einem solchen Artikel nichts anderes bezwecken will, als den in der Gewißheit des baldigen Endsieges erlahmenden Kriegsanstrengungen der Alliierten einen neuen Antrieb zu geben.

In der vergangenen Woche haben wir zum erstenmal seit dem vergangenen Juni wieder Luftangriffe gegen London und Südostengland geflogen, um unseren V-Beschuß dadurch wirksam zu unterstützen.

Pommern ist, mit Ausnahme der eingeschlossenen Festung Kolberg und des Vorfeldes von Stettin, verloren. Die geplante Zangenoperation von Pommern und Ungarn aus ist damit hinfällig geworden. Der Reichsführer SS liegt ernstlich erkrankt im Lazarett Hohenlychen.

Schörner dagegen scheint die Lage im Süden der Ostfront gemeistert zu haben. Die Front von der Lausitz bis Oberschlesien

ist einigermaßen gefestigt. Der Schörner ist doch ein wahrer Teufelskerl. Er rettet die verfahrensten Situationen. Er ist ein Feind der Absetzstrategie, hat aber noch nie seine Soldaten allein des Prestiges wegen vor die Hunde gehen lassen. Er verteidigt sich offensiv mit blitzschnellen, kühnen Vorstößen, die mit geringstem Kraftaufwand größte Verwirrung in die Reihen des Gegners tragen.

So ist er von Ratibor aus in den sowjetischen Aufmarsch hineingefahren, der sich gegen Mährisch-Ostrau richtet, und hat ihn unwirksam gemacht. So hat er kürzlich stärkere Kräfte des Feindes in Striegau eingeschlossen. So hat er die Stadt Lauban befreit. Seine Bewegungen werden aus dem letzten Erdölvorkommen gespeist, das sich im Wiener Becken noch in unserem Besitz befindet. Darum die zähe Verteidigung Budapests, darum die harten Kämpfe in Ungarn, bei denen beste deutsche Divisionen eingesetzt sind. Das Öl gilt es zu verteidigen, um die oberschlesische Kohle zurückzuerobern.

9. März 1945

Frontbesuch in Lauban, das eben von den Bolschewisten befreit worden ist. Überall sind noch frische Spuren des Kampfes und der furchtbaren Greuel zu sehen, die die Bolschewisten angerichtet haben. Besonders schlimm hausten sie im Nonnenkloster der Stadt. Fast sämtliche Insassinnen waren geschändet, viele erschlagen worden.

Soldaten aller Waffengattungen sind auf dem Marktplatz angetreten, wo der Minister eine flammende Rede hält. Ein sechszehnjähriger Hitler-Junge in Feldgrau, das frisch verliehene EK an der Feldbluse, schüttelt dem Minister die Hand. Schörner begrüßt ihn mit kernigen Worten.

Nachher fährt der Minister in Begleitung Schörners in die nahen Stellungen. Er hört MG- und Gewehrfeuer, sieht zum ersten Mal den Feind mit bloßem Auge. Er spricht mit Offizieren und Soldaten. Sie alle sind noch von ihrem jüngsten Erfolg durchglüht. Noch immer fühlen sie sich dem Feind haushoch überlegen. Der Russe sei gelaufen wie in den besten Tagen, bestätigen sie einmütig.

Der Kommandeur der Führer-Begleit-Division, General Mäder, sagt: „Geben Sie mir tausend Soldaten, Herr Reichsminister, dann schlage ich mit meiner Division eine ganze russische Armee!" Auf die Frage, ob er denn genug Waffen habe, antwortet er stolz: „Waffen? Ich verliere keine Waffen, wenn ich genug Soldaten habe!"

Der Minister bringt von dieser Frontfahrt nicht nur beste Eindrücke sondern konkrete Ideen mit. Es ist ihm von Frontoffizieren erneut bestätigt worden, daß Soldaten und nicht Waffen das vordringlichste Bedürfnis der Front sind. Was wir bei Stalin seinerzeit verächtlich zu machen versuchten, daß er seine Soldaten zum Teil unbewaffnet in den Kampf schickte, war wie so viele seiner Maßnahmen höchst weise. Der Soldat wird sich in der Schlacht schon eine Waffe verschaffen, Waffen ohne Soldaten aber fallen dem Feind in die Hand.

Es ist verkehrt, das ist eine weitere Erkenntnis, bewährte alte Divisionen völlig ausbluten und zermalmen zu lassen und dann neue aufzustellen, statt die alten immer wieder aufzufüllen. Denn eine Einheit, die völlig aufgerieben wird, verliert nicht nur die Menschen, sondern auch die von ihnen bedienten Waffen. Und jede neu aufgestellte Division braucht eine komplette neue Ausstattung. Unbegreiflich, daß ein Zivilist kommen mußte, um das herauszufinden.

Die dritte Idee schließlich, die der Minister verwirklichen will, ist, der Front ein „Fettpolster" zu schaffen, von dem sie notfalls jederzeit zehren kann. Das heißt, die Hunderttausende von Soldaten, die zur Zeit noch irgendwo in den Heimatgarnisonen ausgebildet werden, sollen unmittelbar hinter die Front gelegt werden. Das hat zwei Vorteile: im Donner der Kanonen wird die Ausbildung ernstfallmäßiger als in der ruhigen Heimat, und, wenn Not am Mann ist, können die neuen Soldaten ohne wochenlange Anmarschwege sofort in den Kampf geworfen werden.

Ich glaube, wenn sich die Herren aus dem FHQ mal öfter an die Front begeben würden, dann hätten auch sie viele gute Ideen haben können.

Schörner ist im übrigen sehr zuversichtlich. Wenn er noch zwei Armeen bekomme, verpflichte er sich, die Russen in einem Zuge wieder bis Warschau zurückzuwerfen.

„Es muß gelingen", sagt der Minister, als er wieder in Berlin ist, „diese zwei Armeen auf die Beine zu stellen. Schörner macht sein Versprechen wahr, das weiß ich. Es ist ja bewundernswert, was er bisher mit seinen schwachen Kräften erreicht hat. Wir müssen versuchen, das Reichsgebiet wieder freizukämpfen, die Bolschewistenflut einzudämmen. Das ist das Wichtigste. Dann kann noch alles gut werden."

10. März 1945

Wenn der Minister von Zeit zu Zeit immer noch die Hoffnung ausspricht, der Krieg könne ein für uns glimpfliches Ende nehmen, dann denkt er dabei natürlich nicht an den Sieg, sondern nur an die Verhinderung der Niederlage. Er hat dabei den siebenjährigen Krieg vor Augen, bei dessen Abschluß durch den Nikolsburger Frieden auch kein Siegfrieden für Friedrich zustande kam. Erst durch sein Geschick und durch die Tugenden, die er und sein Land in den zurückliegenden sieben Jahren bewiesen hatten, gelang es allmählich, die verhinderte Niederlage in einen Sieg zu verwandeln und Preußen unter die europäischen Großmächte einzureihen.

„Das gleiche", sagt der Minister, „ist bei unserer Machtergreifung in Deutschland der Fall gewesen. Der 30. Januar 1933 war durchaus kein voller Sieg für uns. Der Führer war nicht Staatsoberhaupt, sondern er hatte einen höchst mißtrauischen und ihm sehr wenig gewogenen alten Herrn als Reichspräsidenten über sich. Er hatte einen Haufen reaktionärer Minister neben sich, die fest entschlossen waren, ihm nicht mehr Macht als unbedingt notwendig zu lassen. Und er hatte vor allem einen Reichstag unter sich, der keineswegs aus lauter Nationalsozialisten, sondern in überwiegender Mehrheit aus Anti-Nazis bestand, und der jedes seiner Gesetze, wenn es ihm nicht paßte, ablehnen konnte.

Aus dieser Lage einen Sieg unserer Bewegung zu machen, dazu bedurfte es großer Zähigkeit und Zielstrebigkeit. Der wichtigste Schritt, den wir damals unternahmen, war die Einbringung des Ermächtigungsgesetzes. Es konnte nur mit Zweidrittelmehrheit angenommen werden. Wir mußten also nicht nur unseren Koalitionspartner, die Deutschnationalen, sondern auch die Parteien der bürgerlichen Mitte auf unsere Seite bringen. Das war sehr schwierig, denn alle diese bürgerlichen Politiker mußten sich darüber klar sein, daß sie mit dem Ermächtigungsgesetz ihr eigenes Todesurteil unterschrieben.

Wir beschlossen, die Demokratie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Die Durchbringung des Ermächtigungsgesetzes sollte dem Führer nicht nur zur Diktatur verhelfen, sondern auch die demokratischen Einrichtungen der Weimarer Republik ad absurdum führen. Wir hatten schon längst erkannt, daß das Parlament auch in seiner angelsächsischen Heimat, in London und Washington, eine einzige Farce ist, daß selbst dort alles andere, nur nicht der freie Volkswille bestimmt. Welche Rolle in

der amerikanischen Politik das Geld spielt, ist ja bekannt. Nun, Geld hatten wir nicht. Wir mußten also mit anderen Mitteln arbeiten, auch wenn sie nicht so ganz nach unserem Geschmack waren.

Diese Mittel hießen Einschüchterung und Bluff. Sie wirkten bei den traurigen Gestalten, die damals unsere politischen Gegenspieler waren. Sie stimmten für das Ermächtigungsgesetz, ja, sie unterzeichneten es und die deutsche Demokratie legte sich damit auf völlig parlamentarische Weise in das Grab, das sie sich selbst geschaufelt hatte.

11. März 1945

Ein sensationelles Ereignis an der Westfront: Der ersten amerikanischen Armee ist, für sie selbst überraschend, der Rheinübergang auf Anhieb gelungen. Bei Remagen fiel ihr eine Rheinbrücke völlig unversehrt in die Hand. Sie überschritt sie, bildete am jenseitigen Ufer einen soliden Brückenkopf, der sich zur Zeit erheblich ausweitet. Die feindliche Öffentlichkeit, die sich nach der bisherigen Härte unseres Widerstandes auf einen monatelangen erbitterten Kampf am Rhein gefaßt gemacht hatte, ist über diesen leichten Erfolg sprachlos.

Als ich dem Minister die entsprechenden amerikanischen Meldungen vorlege, in denen ganz offen die Vermutung ausgesprochen wird, wir wollten nunmehr die Westmächte ungehindert nach Deutschland hereinlassen, um eine Überflutung durch die Bolschewisten zu vermeiden, sieht er mich fragend an. Er weiß also nichts von einer solchen Absicht auf unserer Seite, obwohl sie ganz in seinem Sinne läge und gewiß auch zur Zeit das einzig Vernünftige wäre.

Ein Telefongespräch mit dem FHQ klärt die Frage dahingehend, daß an eine derartige Absicht unsererseits leider gar nicht zu denken ist, sondern daß es sich nur um das Versagen irgendeiner Wehrmachtsstelle handelt. Der Führer tobt und droht schwerste Bestrafung des oder der Schuldigen an.

Köln ist kein Alkazar geworden, sondern hat die Amerikaner mit weißen Tüchern und Rheinwein empfangen. Der Gauleiter scheint rechtzeitig getürmt zu sein. Die Ruhmesblätter des deutschen Verteidigungskampfes werden offenbar nicht am Rhein, sondern in dem sonst so über die Schulter angesehenen deutschen Osten geschrieben, in Breslau und Königsberg, Posen und Thorn, Graudenz, Steinau und Glogau.

Was den Minister sehr schmerzlich berührt, ja ihn in tiefster Seele kränkt, ist das schmähliche Verhalten seiner Vater-

stadt Rheydt, die nun bereits seit länger als einer Woche vom Feinde besetzt ist. Den ersten Nachrichten, daß auch diese Stadt die Feinde mit Kapitulationsfahnen und offener Freude empfangen habe, maß er nicht viel Gewicht bei. Die Stadt, in der er geboren war, die ihn zum Ehrenbürger machte, die eine Schule nach ihm benannte und an seinem Geburtshaus eine Gedenktafel anbringen ließ, die Stadt, die er nach Kräften gefördert hat, deren Lokalblättchen er täglich las, der er sich mit der ganzen Liebe des Kleinstädters verbunden fühlte, diese Stadt, so hoffte er, würde sich seiner schon noch würdig erweisen, sie würde seine Lehren der Standhaftigkeit und des nationalen Fanatismus beherzigen und den verhaßten Eindringlingen gegenüber wenigstens eine stolze und selbstbewußte Haltung an den Tag legen.

Diese Hoffnungen haben getrogen. Die Nachrichten werden einwandfrei bestätigt, daß die Rheydter eine keineswegs kampffreudige Haltung zeigten. Sie kapitulierten nicht nur willig, sie bewirteten den Feind, sie stellten sich zur Mitarbeit zur Verfügung. Ein ausführlicher amerikanischer Bericht „Aus der Heimatstadt des Nazi-Propagandaministers" meldet, daß der bisherige stellvertretende Bürgermeister von Rheydt, Heinrich Vogelsang, sich gerne den Amerikanern zur Verfügung gestellt habe. Er sei nur gezwungenermaßen in die Partei eingetreten und immer ein Nazigegner geblieben, habe er behauptet.

Als der Minister diesen Bericht liest, entstellt sich sein Gesich vor Wut.

„Dieses Schwein", sagt er, „dieser vollgefressene Spießer, dieser Zentrumslump! Gezwungen, in die Partei einzutreten, behauptet er. Daß ich nicht lache! Gebettelt, gewinselt hat er, daß man ihn doch gnädigst aufnehmen möchte. Mit Briefen hat er mich überschüttet, mich angefleht, ich möchte ein gutes Wort für ihn einlegen. Seine fragwürdige politische Vergangenheit sei ein bedauerlicher Irrtum gewesen.

Das soll er mir büßen! Da werde ich meine ganze Energie dransetzen. Ich werde eine Terrorgruppe aus meinen besten Berliner Aktivisten aufstellen, die nur die eine Aufgabe haben soll, diesen Lumpen an einem Rheydter Laternenpfahl aufzuknüpfen. Das bin ich meiner Ehre schuldig!

Er entwirft sofort einen Aktionsplan. Er läßt Schach kommen. Das Unternehmen soll sorgfältig vorbereitet werden. Von falschen Pässen für die Beteiligten und Konzentratnahrung zu ihrer Verpflegung bis zur Maschinenpistole und zum Funkgerät wird jede Einzelheit genau durchgesprochen.

Noch am gleichen Abend trägt er dem Führer seinen Plan vor. Der ist einverstanden. Das Unternehmen soll als Versuch für ähnliche, folgende durchgeführt werden.

Ich erfahre bei dieser Gelegenheit zu meinem außerordentlichen Erstaunen, daß man bisher keinerlei Vorbereitungen für irgendeine Art von Untergrundbewegung im Falle einer Niederlage getroffen hat. So sicher ist man sich bis heute noch gewesen, daß man eine Besetzung Deutschlands durch den Feind nicht ernstlich in Erwägung gezogen hat.

DIE LETZTEN WOCHEN

Der 13. März 1945 — Die unerfreuliche Umgebung Hitlers — Was das Volk denkt — Goebbels' Abschußliste — Ribbentrop's Friedensfühler — Demokratie und Fremdherrschaft — Die Wehrwölfe — Himmler wachsen die KZ's über den Kopf — Die Russen in Wien — Gauleiter Koch — Hitlers psychische Wandlung — Der ungünstige Stern — „Hätte mich der Führer zum Vizekanzler gemacht" — „Ich habe ein reines Gewissen" — Mit Himmler ohne Hitler? — „Ich werde auf den Trümmern Berlins sterben."

14. März 1945

Dem gestrigen Moskito-Angriff auf Berlin (dem 22. in ununterbrochener Folge) ist nun auch unser Ministerium zum Opfer gefallen. Der alte Schinkelbau am Wilhelmsplatz, von dem aus Friedrich der Große in den ersten schlesischen Krieg zog, das letzte repräsentative Gebäude Berlins, das einzige Ministerium, das bisher alle Bombenstürme überlebte, ist heute ein rauchender Trümmerhaufen.

Ein Minen-Volltreffer hat gerade den antiken Teil mit seinen wunderschönen historischen Sälen, seinen kostbaren Teppichen und Möbeln, seinen echten Kronleuchtern und Stuckarbeiten und vor allem seinen unersetzlichen Schinkelschen Wandmalereien vernichtet. Zwischen Schuttmassen und verkohlten Balken, die von Greifbaggern beiseite geräumt werden, suchen Kunsthistoriker zur Zeit nach irgendwelchen Überresten der vernichteten Kunstwerke, die einer späteren Zeit Zeugnis ablegen könnten von einer der glanzvollsten Epochen preußischer Kultur.

Als ich heute morgen aus der Voßstraße auf den Wilhelmsplatz einbiege, bleibt mir doch fast das Herz stehen. Es ist, als wenn man unvermutet ein vertrautes Gesicht wiedersieht, in

dem etwa die Augen fehlen. Die Silhouette des Wilhelmsplatzes, seit Jahrzehnten vertraut und durch den täglichen Gang zur Arbeitsstätte seit beinahe zwei Jahren zu einer festen Vorstellung geworden, ist plötzlich entstellt, kaum wiederzuerkennen.

Dort, wo sonst das Schinkelsche Palais mit seiner niedrigen weißen Fassade, der schlichten Rampe, den hohen Fenstern, in seiner fast ländlichen und typisch preußisch zuchtvollen Einfachheit und Schönheit das weite Viereck des Platzes abschloß, klafft heute eine Lücke. Eine Lücke, die kein Wiederaufbau jemals ausfüllen kann. Man mag noch so realistisch denken, man kommt um die Einsicht nicht herum, daß in diesem Krieg vieles in Scherben geht, das, wie der Krieg auch ausgehen mag, für immer verloren ist.

Den Minister hat dieser Verlust natürlich schwerer erschüttert als uns alle. Noch in der Nacht fährt er an den Ort des Unglücks. Zwischen Feuerwehren und Rettungsmannschaften gilt seine erste Sorge nicht den Akten oder Schreibtischen, sondern den Kunstwerken, die vielleicht noch zu retten sind.

Aber er läßt sich nicht lange von trübsinnigen Gedanken niederdrücken. Als er ruß- und staubverschmiert in die Hermann-Göring-Straße zurückkommt, sagt er zu seiner Frau:

„Hin ist hin! Einmal mußte es ja soweit kommen. Nun hat uns also endlich irgendein englischer Boy dieses Kleinod zertöppert, der, erzählte man ihm von Schinkel, sicherlich fragen würde, ob das was zu essen sei. Wir haben wieder etwas weniger zu verlieren und etwas mehr zu hassen."

Der 13. März, an dem das Unglück passierte, ist eigenartigerweise der Tag, an dem Schinkel geboren und Dr. Goebbels zum Propagandaminister ernannt wurde.

15. März 1945

Am 13. März ist noch mehr passiert. An diesem Tag wird das vom Volksgerichtshof über den ehemaligen Befehlshaber des Ersatzheeres, Generaloberst Fromm, gefällte Todesurteil vollstreckt. Man hat ihm bis zuletzt infolge Fehlens der einzigen, von ihm selbst erschossenen Belastungszeugen keine direkte Beteiligung am Komplott, sondern nur „Feigheit und mangelnde Dienstaufsicht" nachweisen können, was dem Volksgerichtshof jedoch für ein Todesurteil genügte. Daß er den Tod verdient hat, darüber kann kein Zweifel bestehen. Sein standhaftes Leugnen ist erstaunlich.

Am 13. März sind auch die an der Katastrophe von Remagen schuldigen Wehrmachtsoffiziere, drei Majore, ein Hauptmann und ein Oberleutnant vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt und erschossen worden. Hätten sie nicht aus Leichtsinn und Nachlässigkeit, sondern aus politischer Einsicht, also absichtlich, die unversehrte Rheinbrücke den Amerikanern in die Hände gespielt, sie hätten statt des Todes wahrlich das Ritterkreuz verdient. Denn vielleicht trägt ihre Tat mit dazu bei, daß die Amerikaner vor den Russen in Berlin sind und weite Teile Deutschlands vor den Greueln bolschewistischer Besatzung bewahrt bleiben.

16. März 1945

Ein kritischer Punkt in der Verteidigung Berlins ist die Festung Küstrin, unser letzter Stützpunkt auf dem östlichen Oderufer. Die verhältnismäßig kleine Besatzung verteidigt sich heldenhaft gegen die seit einer Woche anhaltenden sowjetischen Angriffe. Obwohl die Festung nördlich und südlich überflügelt ist, und nur noch ein schmaler Schlauch die Verbindung über die Oder zu unserer Front herstellt, konnten alle, mit überlegenen Kräften geführten und von gewaltigem Materialeinsatz unterstützten Angriffe bisher abgewiesen werden.

Der Führer hat diesen Frontabschnitt besucht, was auf die Truppe wie elektrisierend gewirkt und ihren Widerstandswillen außerordentlich gestärkt hat. Man will versuchen, diesen Pfahl im Fleisch des gegen Berlin gerichteten sowjetischen Aufmarsches so lange wie möglich zu halten.

17. März 1945

Aus der Umgebung des Führers hört man wenig erfreuliche Dinge. Die Generale, Adjutanten, Reichsleiter und anderen Größen des FHQ sitzen in ausgesprochener Weltuntergangsstimmung beisammen, erzählen sich immer von Neuem, daß alles verloren und nichts mehr zu retten sei, bemühen sich, die noch vorhandenen reichlichen Vorräte an Bohnenkaffee, guten Zigarren und französischen Likören vor Toresschluß noch alle zu bekommen und bieten so ein jammervolles Bild des moralischen Verfalls unserer Führerschaft.

Fegelein, der „Schwager" des Führers, erschien kürzlich so betrunken in der Lagebesprechung, daß er vom Führer nur mit Not am Randalieren gehindert werden konnte.

Die Stimmung der Bevölkerung kann nicht mehr tiefer sinken. An einen glimpflichen Ausgang des Krieges glauben nur noch wenige, und auch die wissen nicht, was sie zu dieser Hoffnung berechtigt. Die Lage an den Fronten ist trostlos. Der Luftkrieg wird mit jedem Tag furchtbarer. Das Verkehrswesen ist ein Chaos. Die Rüstung pfeift auf dem letzten Loch. Die Ernährung wird immer schwieriger. Die Verwaltung funktioniert nicht mehr. Die Führerschaft versagt.

Es ist schwierig, dem Volk die eigene Überzeugung, daß dieser Krieg unweigerlich bis zum bitteren Ende durchgestanden werden muß, plausibel zu machen.

Und das Volk selbst? Wo bleibt der Haß auf die Bolschewisten, die Tag für Tag unvorstellbare Greuel an deutschen Menschen anrichten? Wo bleibt die Wut auf die angelsächsischen Feinde, unter deren mitleidlosen Bomben täglich tausende wehrloser und unschuldiger Zivilisten grausam getötet oder verstümmelt werden? Wer denkt an Rache an den Nazi-Bonzen, die statt zu kämpfen jetzt sich und ihre Habe in Sicherheit zu bringen versuchen? Niemand. An Auflehnung ist nicht zu denken. Furor teutonicus? Nichts davon zu spüren. Levée en masse? Eine Wahnidee. Das deutsche Volk ist auch moralisch ausgeblutet. Die physische und psychische Anspannung war zu groß und zu anhaltend. Jetzt versinkt das deutsche Volk, innerlich ausgebrannt, in dumpfe Massenstupidität, aus der es niemand und nichts mehr emporreißen kann.

Auch der Doktor nicht. Obwohl er es mit ungeheurer Energie versucht. Er ist der einzige, der nicht locker läßt, der sich immer noch bemüht, die Moral aufrecht zu erhalten. Er hat die führenden deutschen Journalisten und Rundfunksprecher zu sich gebeten und spricht 1½ Stunden im Stehkonvent zu ihnen. Eine formvollendete, eindringliche Rede von fast intimem Charakter, ein persönliches Bekenntnis seines Glaubens an Deutschland und den Führer. Sie ergreift, diese Rede. Doch überzeugt hat sie, glaub' ich, trotzdem niemand.

18. März 1945

Zu dem Stehkonvent, an dem alles, was in der deutschen Presse Rang und Namen hat, erschienen war, hatte der Minister auch den Reichspressechef einladen lassen. Dieser ließ sich mit einer Dienstreise entschuldigen. Im Auftrag des Ministers stelle ich fest, daß Dietrich nicht auf Dienstreise, sondern in Berlin ist.

„So", sagt der Minister, „der Herr Reichspressechef hält es also nicht für nötig, an einer für die Presse so wichtigen Veranstaltung teilzunehmen. Ich weiß auch warum. Weil er nämlich nicht in der Lage ist, auch nur drei vernünftige Sätze zusammenhängend vorzubringen. Seine Minderwertigkeitsgefühle, sein Neid und krankhafter Ehrgeiz verbieten ihm die Teilnahme. Aber jetzt hat sein letztes Stündlein geschlagen. Ich habe mir seine Unfähigkeit lange genug mit angesehen, mir seine Unverschämtheiten lange genug gefallen lassen. Jetzt gehe ich zum Führer. Jetzt wird Ernst gemacht."

Dietrich steht nach Göring und Ribbentrop als Nummer drei auf der Abschußliste des Ministers. Es folgt Heinrich Hoffmann, „Reichslichtbildner", Professor und Millionär von Hitlers Gnaden, Gewohnheitssäufer und skrupelloser Geschäftemacher, auch ein Aspirant auf den Posten des Reichspropagandaministers.

„Dieser bucklige Säufer", sagt der Minister, „mit seinem vom Alkohol zerfressenen blau-roten Gesicht hatte doch tatsächlich die Unverschämtheit, dem Führer in Anwesenheit meiner Frau den Vorschlag zu machen, ihn zum Kultusminister zu machen. Die Kunst dürfe nicht länger bei mir ressortieren. Ich sei ja gewiß ein guter Redner, meinte er, aber von Kunst verstünde er doch mehr. Man sollte es kaum glauben. Aber wahrscheinlich war er wie gewöhnlich besoffen."

Der Minister drückt erneut seine Verwunderung darüber aus, daß der Führer Kreaturen wie Hoffmann und all die anderen in seiner Umgebung dulde, ja sich immer wieder schützend vor sie stelle.

„Manchmal", sagt er, „erinnert er mich auch in dieser Beziehung an Friedrich den Großen. Man denke doch nur an dessen Verhältnis zu Voltaire. Wie hat er sich an eine charakterlich so fragwürdige Gestalt wie diesen verschenkt! Wieviele Enttäuschungen hat er durch ihn erlebt! Wie oft hat er Voltaires Minderwertigkeit erkannt! Und doch hat er ihn immer wieder zu sich gezogen, wohl wissend, daß er nur Undank, Treulosigkeit und böse Nachrede ernten würde".

19. März 1945

Der Leiter unserer Auslandsabteilung (Dr. Draeger) ist aus Stockholm zurückgekehrt, wo er Sven Hedin die Glückwünsche des Ministers zu seinem 80. Geburtstag überbrachte. Er hat die Gelegenheit benutzt, mit zahlreichen Männern der schwedischen Politik und Wirtschaft zu sprechen, und bringt für den Minister wertvolle Informationen mit.

Die Stimmung in England, wie man sie von Schweden aus beurteilt, sei denkbar kriegsmüde. Der Masse der britischen Bevölkerung sei es völlig gleichgültig, wie der Krieg zu Ende gehe, sie wünsche nur, daß er zu Ende gehe, und zwar so schnell wie möglich. So erkläre sich auch die Gleichgültigkeit dem sowjetischen Vordringen in Europa gegenüber. Man sehe weniger die darin auch für England liegende Gefahr als ein Mittel, den Krieg, und sei es auch in einer für England unerwünschten Form, zu beendigen.

Mit jedem Tag, den der Krieg länger dauere, steigere sich der Haß auf den, den man für den Schuldigen daran halte, auf Deutschland. Man nähme es uns persönlich übel, daß wir uns nicht freiwillig der Ausrottung überantworten. So sei auch die Gleichgültigkeit gegenüber den bolschewistischen Greueln in Ostdeutschland zu erklären, die doch eigentlich das Gewissen einer moralisch so empfindlichen Nation empören müßten.

Besonders Churchill solle sich in einem Zustand blindwütiger Raserei befinden, in dem er zu den unmenschlichsten Grausamkeiten wie der Umsiedlung, das heißt Vertreibung, von 7—8 Millionen Deutschen aus ihrer ostdeutschen Heimat und dem Dresdener Massenmord aus der Luft nicht nur seine Zustimmung gegeben, sondern sie sogar angeregt habe.

Eine Versteifung unseres Widerstandes im Osten, so schließt der Bericht, würde von starken Rückwirkungen auf England sein, da damit die Hoffnungen auf ein baldiges Kriegsende zunichte würden. Vielleicht wäre England, ließen wir stattdessen die Alliierten im Westen widerstandslos herein, noch zu gewissen Zugeständnissen bereit.

20. März 1945

In der vergangenen Woche nun haben endlich unsere ersten diplomatischen Schritte zur Herbeiführung eines Friedens stattgefunden. Überflüssig zu sagen, daß sie gescheitert sind. Traurig zu sagen, daß sie in denkbar dilettantischer und würdeloser Form erfolgten.

Zunächst hat unser Vertreter beim Heiligen Stuhl vorgefühlt, ob der Papst in irgendeiner Form bereit wäre, die Vermittlung zu übernehmen. Der Papst hat abgelehnt, und mit einer recht aggressiven Rede geantwortet.

Alsdann wird von Ribbentrop eine vierköpfige Delegation nach Stockholm geschickt. Sie wird von einem gewissen Hesse angeführt, der zur Zeit als Ribbentrop Botschafter in London war, dort den Posten eines DNB-Vertreters versah. Er wird

als jener unerfreuliche Typ von Deutschen geschildert, dessen Bauchumfang im umgekehrten Verhältnis zum Inhalt seines Kopfes steht.

Die einzige Qualifizierung für seine wahrlich nicht unbedeutende Mission scheint die zu sein, daß er sich bedingungslos nach seinem Auftraggeber richtet, d. h. blindlings die Ribbentropsche Wahnsinnspolitik England gegenüber mitmacht.

Diese Herren also begeben sich zur Stockholmer Sowjet-Gesandtschaft. Sie werden dort, wie die schwedische Presse hämisch berichtet, vom Portier nicht vorgelassen. Daraufhin fahren sie nach Saltjöbaden, dem Wohnsitz der Mme. Kollontay. Die ergraute Sowjet-Hetäre bedauert, nicht empfangen zu können.

Jetzt setzen unsere Diplomaten ihren Bettelgang zur englischen Gesandtschaft fort. Hier hört man sie wenigstens an, fertigt sie aber sehr kühl und kurz ab. Das Foreign Office gibt die Tatsache des deutschen Besuches sachlich bekannt. Man habe den deutschen Vertretern bedeutet, daß ihre Bemühungen zwecklos seien. Sie sollten sich wegen der Kapitulationsbedingungen an den alliierten Oberbefehlshaber wenden, der mit allen Vollmachten zur Entgegennahme der deutschen Kapitulation ausgestattet sei. Die USA und Rußland seien von dem deutschen Schritt unterrichtet worden.

Die Weltpresse schüttet ihren ganzen Sarkasmus über uns aus. Wenn es für unsere Feinde noch einer Ermunterung bedurft hätte, bis zum Endsieg über uns auszuharren, so war es dieser beschämende diplomatische Schwabenstreich unseres Reichsaußenministers.

Der Kommentar des Ministers ist nicht wiederzugeben. Er rauft sich die Haare, er schlägt sich gegen die Stirn. Sein Gesicht verzerrt sich in ohnmächtiger Wut.

„Mein Gott, mein Gott", jammert er, „Was habe ich bloß verbrochen, daß ich mir all das mit ansehen muß!"

21. März 1945

Am letzten Sonntag (18. 3.) erlebt Berlin den bisher schwersten, einen wahrhaft verheerenden amerikanischen Tagesangriff. Drei Bomberdivisionen legen in ununterbrochenem Strom zwei Stunden lang ihre Teppiche auf die Stadt. Rund 3000 feindliche Flugzeuge sind an dem Angriff beteiligt. Deutsche Strahlenjäger sind zum ersten Mal über der Stadt eingesetzt und schießen 35 Amerikaner ab.

Zwei Tage zuvor ist die letzte bisher unversehrte deutsche Großstadt, Würzburg, durch einen konzentrierten englischen Nachtangriff zu 85 Prozent zerstört, das heißt praktisch dem Erdboden gleichgemacht worden. Der Stadtkern mit der Residenz, dem Dom, Schloß Marienberg, sämtlichen Werken Balthasar Neumanns und dem Grab Walthers von der Vogelweide steht nicht mehr.

Die Angriffe auf Berlin, die planmäßige Zertrümmerung unserer Ruhrstädte und anderer Industriezentren nimmt der Minister als kriegsbedingt mehr oder weniger gleichmütig hin. Kulturbarbareien wie die Angriffe auf Dresden und Würzburg aber, die durch keinerlei militärische Notwendigkeiten gerechtfertigt sind, sondern allein unsere nationale Kultur treffen sollen, versetzen den Minister in Raserei.

„Das ist das Wüten eines Herostraten", sagt er, „das Werk eines Wahnsinnigen, der in der Erkenntnis, daß ihm die Fähigkeiten fehlen, einen Tempel zu errichten, der Welt beweisen will, daß er ihn wenigstens anzuzünden vermag. Wie kann man dieses Rasen gegen unersetzliche Werte der europäischen Kultur anders als mit den Inferioritätsgefühlen des Mannes erklären, der an der Spitze eines Volkes steht, das keinen einzigen Baumeister von Weltruf, nicht einen Bildhauer von überragendem Format und nur Maler hervorgebracht hat, die bestenfalls unter „ferner liefen" in der europäischen Kunstgeschichte verzeichnet sind, jenes Volkes also, das von allen Mitgliedern der europäischen Völkerfamilie am allerwenigsten zum gemeinsamen Kulturschatz des Abendlandes beigesteuert hat. Dieser Mann kann für sich den traurigen Ruhm in Anspruch nehmen, in wenigen Kriegsjahren mehr kulturelle Werte böswillig und vorsätzlich vernichtet zu haben als sein Volk in seiner ganzen Geschichte hervorzubringen in der Lage war.

Von dieser Schuld wird ihn das nächste Jahrtausend nicht reinwaschen. Gewiß, in diesem Kriege ist viel Furchtbares geschehen. Auch wir sind nicht frei von Schuld. Aber ich könnte gegen niemand von uns Anklagen erheben, die von einem geschichtlichen und die europäische Gesamtheit betreffenden Standpunkt aus so schwer sind wie die, die spätere Geschlechter gegen diese Art von Zerstörung geltend machen werden.

Erst wenn die Dunstschleier dieses Krieges sich gelegt haben, erst wenn die Leidenschaften abgeklungen sein werden, erst wenn die Völker eines Tages sine ira et studio die Bilanz dieses Krieges ziehen werden, dann wird man jenes böse und verwerfliche Kapitel eines insgesamt furchtbaren Weltenbran-

des in seiner ganzen Bedeutung allgemein begreifen und die gemeine Gesinnung und die Verkommenheit dessen erkennen, der es geschrieben hat."

Jedes Gespräch dieser Art endet zwangsläufig bei dem Thema, das für den Minister unlöslich mit dem Unheil verbunden ist, das uns aus der Luft trifft, dem Reichsmarschall. Nach dem Angriff auf Berlin erst hat er wieder einen Vorstoß in dieser Richtung beim Führer versucht, der wie alle vorhergehenden vergeblich war.

Der Minister steht auf, verläßt das Zimmer und kommt kurz darauf mit einem Buch in der Hand zurück.

„Ich will Ihnen mal vorlesen", sagt er, „wie ein großer Preuße die Vergehen seiner Generale ahndete, und wenn sie ihm so nahe standen wie sein eigener Bruder. Hören Sie, was Carlyle über die Begegnung zwischen Friedrich dem Großen und seinem Bruder Prinz August Wilhelm schreibt, nachdem dieser bei Zittau eine Armee in einen feindlichen Hinterhalt geführt und verloren hatte."

Mit starker Betonung und sichtlicher Ergriffenheit liest der Minister das betreffende Kapitel vor. Der König ließ seinen Bruder die Folgen seines Verschuldens in voller Härte fühlen. Er bekam den Abschied mit dem Bemerken, daß nur die Tatsache ihn vor dem Todesurteil durch ein Kriegsgericht bewahrt habe, daß der König in ihm nicht nur den General, sondern den Bruder sehe. August Wilhelm nahm sich diese Maßregelung so zu Herzen, daß er ein Jahr später an gebrochenem Herzen starb.

„So strafte ein großer König eine Fahrlässigkeit seines eigenen Bruders. Als dieser starb, empfand Friedrich zwar Trauer aber keine Reue über seine Härte. Der Tod des Bruders war ihm wohl schmerzlich, aber die Staatsraison hatte ihn notwendig gemacht. Diese Härte nicht nur gegen Untergebene, sondern sogar gegen engste Blutsverwandte war es, was zu einem guten Teil seine Größe ausmachte.

Der Minister klappt seufzend das Buch zusammen.

„Er war ein Preuße", sagt Frau Goebbels, und der Ton, in dem sie es sagt, ist bedeutungsvoll wie der Blick, der ihre Worte begleitet.

Einen gewissen Teilerfolg gegenüber Göring und seiner Luftwaffe hat der Minister übrigens insofern erzielt, als seine Denkschrift über den personellen Abbau der Luftwaffe nicht

nur den Weg bis zum Führer, sondern bei diesem sogar Gehör gefunden hat.

Ihm ist durch Führererlaß im Rahmen des totalen Kriegseinsatzes die Aufgabe übertragen worden, den Personalbestand der Luftwaffe ihren noch verbleibenden Aufgaben anzugleichen. Die sofort angestellten Ermittlungen haben ergeben, daß die Luftwaffe über einen Überschuß von rund einer Million voll tauglicher Soldaten verfügt, die praktisch seit Jahr und Tag beschäftigungslos auf den Horsten und in den Kasernen herumlungern. Diese Tatsache ist einfach ungeheuerlich.

„Das sind rund hundert Divisionen", sagt der Minister, „die sich Göring da auf Eis gelegt hat. Hätten wir über sie spätestens nach Stalingrad verfügen können, der Russe stände noch heute hinter der Wolga und nicht vor Berlin. Ach, man darf sich garnicht ausdenken, was da alles versaut worden ist. Hundert Divisionen! Ein einziges Bataillon hat uns oft gefehlt. Drei Divisionen hätten die Katastrophe vom Baranow-Brückenkopf verhindern können. Mit zwanzig Divisionen würde Schörner noch heute den Iwan bis hinter die Weichsel jagen. Hundert Divisionen rechtzeitig eingesetzt, wären der Sieg gewesen! Schweigen wir! Hören wir bloß auf zu denken!"

Der Minister hält sich mit beiden Händen die Ohren zu, als wollte er die Stimmen, die ihm Tag und Nacht immer dasselbe zurufen, zum Schweigen bringen.

„Und dieser Mann", fährt er nach einer Weile dumpfen Grübelns fort, „wird nicht an die Wand gestellt, er wird nicht gemaßregelt, er bleibt in Amt und Würden. Und wir beglückwünschen uns wie zu einem gewaltigen Erfolg, wenn es uns bloß gelingt, die allerhöchste Genehmigung zu erhalten, einen Teil dessen, was er versaut hat, wieder in Ordnung bringen zu dürfen. Dabei kann ich mich heute über diese Million bester Soldaten garnicht mehr freuen, weil ich mir sagen muß, daß sie wie alles, was wir tun, zu spät kommt."

22. März 1945

Die Lage an der Ostfront ist im großen Ganzen zur Zeit nicht besorgniserregend, obwohl an allen Schwerpunkten hart gerungen wird.

In Pommern ist das seit 15 Tagen eingeschlossene Kolberg nach heldenhaftem Widerstand seiner ganz geringen Besatzung gefallen. Der Wehrmachtbericht verzeichnet diese Tatsache auf höchste Anordnung nicht, obwohl die Einschließung der Stadt

und ihre Verteidigung von uns amtlich gemeldet wurde. Mag sich doch der kleine Volksgenosse allein seinen Vers darauf machen. Wir sprechen einfach nicht mehr von Kolberg und damit basta. Wie einfach kann man sich doch in einem autoritären Staat die Sache machen!

Gründe für unser schamhaftes Schweigen über Kolberg sind naheliegend. Hat doch eben erst die glanzvolle Uraufführung des Veit-Harlan-Filmes „Kolberg" stattgefunden, hat man ihn doch in unserer Propaganda als das hohe Lied der Standhaftigkeit gepriesen, sind doch Kopien dieses Filmes teils unter größten Schwierigkeiten mittels U-Boot oder Flugzeug in unsere Atlantik-Stützpunkte im Westen und unsere eingeschlossenen Festungen im Osten gebracht worden, um den Mut und den Verteidigungswillen der auf verlorenem Posten Kämpfenden zu höchster Glut anzufachen.

Und nun hat das wirkliche Kolberg erwiesen, daß aller Mut und alle Standhaftigkeit nichts nützen, wenn einem mit Stalinorgeln und Schlachtfliegern das Lebenslicht ausgeblasen wird. Nein, einen solchen Beweis übersehen wir einfach. Das widerspricht unserer Idee, also existiert der Vorgang für uns nicht. Wir tun, als ob es niemals eine Stadt namens Kolberg gegeben habe.

An der Westfront dagegen ist sehr viel Anlaß zur Beunruhigung. Jedenfalls für das FHQ. Bei uns sehen viele das Vordringen der Westmächte mit einer gewissen Erleichterung. Mit dem Rheinübergang bei Remagen scheint Deutschlands Strom keine Grenze mehr für das Vordringen der Alliierten zu sein. Wir haben trotz starken Kräfteabzuges aus anderen Abschnitten eine Konsolidierung, ja Ausweitung des Brückenkopfes nicht verhindern können. Unsere Linien sind dadurch anderwärts so dünn geworden, daß die nächsten Tage schon vermutlich weitere Rheinübergänge des Feindes bringen werden.

Unsere gesamte Verteidigung auf linksrheinischem Gebiet ist nach dem vor einer Woche erfolgten amerikanischen Durchbruch über die Mosel südwestlich Koblenz zusammengebrochen. Kreuznach, Kaiserslautern, Mainz und Ludwigshafen sind in Feindeshand. Der Westwall hat zu existieren aufgehört.

Die Berichte über die Haltung der west- und südwestdeutschen Bevölkerung dem Feind gegenüber sind ziemlich gleichlautend. Überall weiße Fahnen, erleichtertes Aufatmen wie nach der Fortnahme einer schweren, überschweren Last. Der

Minister betrachtet diese Reaktion der Bevölkerung heute schon viel realistischer als nach dem ersten Vordringen der Angloamerikaner auf deutsches Gebiet.

„Die meisten dieser Menschen", sagt er, „sind von sechs Kriegsjahren körperlich und seelisch derartig zerrüttet, daß man von ihnen garnichts anderes erwarten kann. Nur Übermenschen wären zu einer anderen Haltung fähig gewesen. Und die sind eben doch sehr dünn gesät.

Wenn den Feind daher jetzt überall weiße Tücher und freundliche Gesichter begrüßen, so soll er sich nicht darüber täuschen, daß das sehr bald anders werden kann. Wenn erst die Erinnerung an das Grauen der Bombennächte ein wenig verblaßt ist, dann bleibt als einzige Realität der Befreiung der Hunger. Und wie man mit echt menschlicher Unlogik für die Bomben nicht d i e verantwortlich machte, die sie warfen, sondern uns, so wird man die Schuld am Hunger nicht uns, die wir den Krieg verloren, sondern ausschließlich den neuen Herren zuschieben.

Daß der Hunger in Deutschland für die nächsten Jahre nach einer Niederlage unvermeidlich ist, wird vom Feind heute schon öffentlich zugegeben. Das gehört offensichtlich mit zu der an uns Deutschen geplanten demokratischen Umerziehung. Ich möchte den Erfolg solcher Erziehungsmethoden freilich bezweifeln. Sollten sich die Feinde in ihrer blinden Wut tatsächlich dazu verleiten lassen, das besiegte deutsche Volk in einer Welt des Überflusses hungern zu lassen und zwar womöglich monate- und jahrelang, dann werden sie ihr blaues Wunder erleben.

Mit Demokratie allein lockt man in Deutschland keinen Hund hinter dem Ofen hervor. Und wenn die demokratische Theorie eine Praxis des Hungers bedeutet, wird man erleben, wie diese ausgemergelten und scheinbar so abgestumpften Deutschen Hungerplakate durch ihre zerbombten Städte tragen, wie sie sich einem schrankenlosen politischen Radikalismus in die Arme werfen. Wo der Kommunismus nicht die Früchte dieser Radikalisierung ernten kann — und seine Erfolgschancen in Deutschland sind nach all dem Unrecht und all den Greueln, die die Bolschewisten bisher schon in unseren Ostprovinzen angerichtet haben, nicht sehr groß — da wird sie einen Neo-Nationalsozialismus gebären, der rein und geläutert, kompromißlos und kräftig aus dem Zusammenbruch und dem darauf folgenden Elend wie aus einem Purgatorium hervorgehen wird. Die Flamme, die der Nationalsozialismus in Deutschland entzündet hat,

drohte unter den Schlacken der Bonzenwirtschaft im Dritten Reich zu ersticken. Der Sturmwind der Feindherrschaft wird sie zu neuer Glut entfachen."

25. März 1945

Ein an sich geringfügiger Anlaß verursacht eine donnernde Philippika auf der täglichen Ministerkonferenz, die nach der Ausbombung des Ministeriums jetzt regelmäßig im Filmsaal der Wohnung in der Hermann-Göring-Straße stattfindet.

Es liegt der Bericht eines deutschen Bergmannes aus dem von den Amerikanern besetzten Gebiet vor. Er war zur Arbeit gezwungen worden. Trotzdem litt seine Familie Hunger. Als seine Frau einen amerikanischen Soldaten um Brot bat, bekam sie von ihm einen Tritt in den Unterleib, an dessen Folgen sie verstarb. Der Bergmann floh, schlug sich durch die Linien und gab seine Erlebnisse zu Protokoll. Er wurde ernsthaft vernommen, so daß an der Richtigkeit seiner Angaben, für die er sogar Zeugen namhaft machen konnte, kein Zweifel erlaubt ist. Obwohl sich die amerikanischen Soldaten nach den bisher vorliegenden Berichten der Bevölkerung gegenüber im allgemeinen korrekt verhalten, entschloß sich der Minister, die Meldung zur Veröffentlichung freizugeben. Der Reichspressechef nun hatte diese Meldung soweit zusammengestrichen, daß eine ganz harmlose Geschichte daraus geworden war.

„Manchmal denkt man", brüllt der Minister die Versammlung an, „man hat es mit Idioten zu tun. Die Engländer haben der ganzen Welt das Märchen von den in Belgien abgehackten Kinderhänden aufgebunden. Und bei uns gibt es Leute an verantwortlicher Stelle, die zu zimperlich sind, eine bezeugte Tatsache zu veröffentlichen, nur weil sie glauben, man könnte ob der darin enthaltenen haarsträubenden Einzelheiten unsere Wahrheitsliebe in der Welt anzweifeln.

Ich glaube tatsächlich, uns fehlen in der Propaganda die Juden. Die machen aus jeder Mücke einen Elefanten. Wir aber bemühen uns, aus den Elefanten, die in Ost und West unser Volk zertrampeln, harmlose kleine Mücken zu machen. Wo ist der deutsche Ilja Ehrenburg, der das Volk in einen Paroxismus nationaler Raserei versetzt? Wir haben keinen. Dafür haben wir einen Reichspressechef. Doch das wird jetzt anders. Ich werde nunmehr endgültig meine Konsequenzen ziehen.

Ich werde mich von jetzt an unserer Meldetechnik selbst annehmen. Ich habe kein so zimperliches Gewissen wie gewisse Herren der Hugenberg-Presse, die heute keinem Amerikaner

und keinem Engländer etwas Böses nachsagen möchten, weil sie morgen schon vielleicht bei ihm ein Pöstchen wittern. Ich habe ein sehr dickes Fell und außerdem schon so viel auf dem Kerbholz, daß es nun auch nicht mehr darauf ankommt."

Tatsächlich hat der Minister diesmal Ernst gemacht und — Erfolg gehabt. Nach seinem heutigen Besuch beim Führer kommt er direkt in mein Arbeitszimmer. Er reibt sich die Hände:

„Ich habe ein gutes Werk getan. Der Reichspressechef ist abgesägt!"

Ich bin zunächst etwas ungläubig. Aber am Abend bestätigt es sich. Der Führer hat Dietrich nach der letzten Attacke des Ministers zu sich bestellt und ihn in einer Stehaudienz von drei Minuten seines Postens enthoben. Sein umfangreiches Büro wird aufgelöst, sein Stellvertreter, Sündermann, zum Wehrdienst eingezogen. Das ist tatsächlich eine Sensation im deutschen Pressewesen.

„Dieser Wicht", sagt später der Minister, „hat doch ernstlich geglaubt, mich überspielen zu können. Dazu gehört nun freilich etwas mehr Grütze, als Herr Dietrich im Kopf hat. Das haben schon ganz andere als er versucht. Wie dumm er war, sieht man schon daran, daß er gar nicht gemerkt hatte, wie sich meine Stellung beim Führer in letzter Zeit immer mehr festigte. Wäre er klug oder auch nur von mittelmäßiger Intelligenz gewesen, hätte er nunmehr seine ehrgeizigen Pläne ganz zurückstellen und versuchen müssen, wenigstens seine gegenwärtige Position zu retten, indem er loyal mit mir zusammenarbeitete. Ich hätte in diesem Augenblick wahrlich andere Sorgen gehabt, als mich mit einer Null wie ihm ernstlich zu beschäftigen. Daß er mir aber immer weiter ins Handwerk pfuschte, konnte ich nun nicht länger dulden. Er mußte weg. Und jetzt ist er auch weg."

26. März 1945

Die Osterfeiertage haben außerordentlich schwerwiegende Ereignisse an der Westfront gebracht. General Pattons Armee ist an Frankfurt und Hanau vorbei den Main entlang bis Gemünden vorgestoßen. Nach kurzer Pause setzt er zu einer weit ausholenden Bewegung in nördlicher Richtung an. Bei Frankfurt und Hanau wird der Main überschritten und über Wiesbaden, Limburg und Wetzlar der Raum von Paderborn erreicht. Der Feind steht damit im Rücken des von Model verteidigten Ruhrgebietes.

Der Rhein ist inzwischen vom Feind an 22 Stellen überschritten worden. In sehr erbitterten und verlustreichen Kämpfen haben die Engländer und Kanadier am sechsten und siebenten Tage ihrer Großoffensive am Niederrhein unsere Verteidigung durchbrochen, marschieren über Wesel, Bocholt, Hamm und Münster sehr schnell in östlicher Richtung vor und vollziehen bei Paderborn die Vereinigung mit den Amerikanern. Das Ruhrgebiet ist damit eingekesselt.

Damit nicht genug deuten sich bereits neue Operationen an. Eine amerikanische Kräftegruppe drückt von Kassel aus auf Mitteldeutschland und steht heute morgen vor Eisenach, das bereits unter Artilleriefeuer liegt. Eine andere amerikanische Kräftegruppe ist nach der Einnahme von Ludwigshafen, Mannheim und Heidelberg nach Süden eingeschwenkt und beabsichtigt, unsere Oberrheinfront zum Einsturz zu bringen.

Frankfurt, die alte Kaiserstadt, ist ein wogendes Meer weißer Fahnen, dem Feind kampflos in die Hände gefallen. Auch der Gauleiter dieser Stadt (Sprenger) hatte gelobt, seine Stadt bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen. Stattdessen verließ er sie als erster im hochbeladenen Dienstwagen in östlicher Richtung.

„Wann wird denn endlich das erste dieser Schweine hängen?" fragt der Minister. „Es zeigt sich in dieser kritischen Zeit, daß viele alte Parteigenossen, die durch die Machtergreifung auf hohe und höchste Posten gelangten, eben doch nichts anderes waren als kleine Spießer, die die ihnen übertragene Macht in guten Zeiten mißbrauchten und sich ihrer nicht würdig zeigten, als die große Bewährungsprobe an sie herantrat. Sehen Sie sich doch bloß mal diese Figuren mit ihren Frauen an, die in unseren glanzvollen Tagen Volksführer und Landesmutter spielten, und die sich nun auf einmal nach ihrem Käseladen oder ihrer Klempnerwerkstatt zurücksehnen.

Gewiß, auch ich bin nicht als Minister geboren. Aber ich glaube, daß mir der Frack, den man mir angezogen hat, paßt. Ich jedenfalls sehne mich nicht nach den Hemdsärmeln und Filzpantoffeln der Kleinbürgeratmosphäre zurück, aus der ich stamme. Und ich weiß genau, daß mir meine Frau niemals sagen wird: Ach, hätten wir uns doch bloß nicht auf diese Sache eingelassen und wärst du doch Handlungsgehilfe bei der Rheydter Baumwoll-Handelsgesellschaft geblieben.

Dazu sind wir viel zu stolz. Wir haben diesen Staat geführt und repräsentiert. Wir haben es im vollen Bewußtsein unserer Verantwortlichkeit getan. Und wenn das Dritte Reich jetzt untergeht, werden wir keinen Versuch machen, uns im letzten

Augenblick irgendwie herauszumogeln. Darüber gibt es zwischen meiner Frau und mir überhaupt keinen Zweifel. Wenn die letzte Stunde kommt, dann werden wir mit unseren Kindern einen anständigen Tod sterben".

27. März 1945

Ley hat jetzt endlich den letzten seiner blödsinnigen Leitartikel geschrieben. Er befaßte sich mit den militärischen Vorgängen im Westen, die er als „Gesundungskur" zu bezeichnen beliebte. Auf diesen Artikel nun wurde der Minister vom Führer angesprochen. Ob er denn nicht verhindern könne, daß solch närrisches Zeug in der deutschen Presse gedruckt werde. Der Minister ist erstaunt. Ley hat mir versichert, sagt er, daß Sie seine Artikel großartig finden und Wort für Wort lesen. Der Führer lacht. Kein Wort ist wahr, sagt er, dies ist der erste Artikel von Ley, den ich lese. Und auch das nur, weil mich meine Sekretärin auf ihn aufmerksam machte.

Ley ist nicht gemaßregelt, das Schreiben ihm nicht verboten worden. Das einzige, was der Minister erreicht hat, ist, daß Ley seine Stilübungen von nun an vor der Veröffentlichung dem Minister zur Zensur vorlegen muß. Ich habe eine neue dankbare Aufgabe bekommen: Leys Artikel im Auftrag des Ministers zu korrigieren und lesbar zu machen.

28. März 1945

Vom Ruhrgebiet stoßen die Engländer auf die deutsche Bucht vor. Sie sind vor Bremen, Oldenburg und in der Lüneburger Heide zunächst aufgehalten worden.

Mich betrifft diese Entwicklung persönlich deswegen, weil sich meine Familie, seit sie vor den Russen aus Pommern fliehen mußte, in Oldenburg befindet. Sie leben dort mit wenig mehr als sie auf dem Leibe tragen unter kümmerlichsten Verhältnissen. Besonders die Verpflegung der Kinder scheint schwierig zu sein, da all unsere Verwandten und Freunde Ostdeutsche, das heißt also jetzt gleichfalls Flüchtlinge sind, und meine Frau in Oldenburg ausschließlich auf Fremde angewiesen ist. Die Hotelküche ist dürftig und schlecht.

Ich bin in großer Sorge. Es gelingt mir, ein Telefongespräch mit meiner Frau zu bekommen. Vielleicht ist es das letzte. Auch sie macht sich Sorgen. Ich höre, wie sie mit den Tränen kämpft. „Uns geht es gut", sagt sie. „Aber Du? Wann kommst Du endlich?"

Es ist schwer. Ich kann ihr kaum etwas Tröstliches sagen. Und an Kommen ist garnicht zu denken. Ich kann meinen Posten, auf den ich gestellt bin, unmöglich verlassen, auch wenn ich mich an diesem letzten Akt des Dritten Reiches persönlich für ziemlich unbeteiligt halte. Ich habe das Unglück, als ganz kleines Rädchen in die Führungsmaschinerie unseres Staates gerade in dem Augenblick eingeschaltet worden zu sein, in dem man sie zur Sprengung vorbereitet. Aber in diesem Kriege ist schon so viel Wahnsinniges passiert, daß man nicht weiter darüber grübeln soll. Das einzige, worauf es ankommt, ist, seine Pflicht zu tun und vor sich selbst anständig zu bleiben.

2. April 1945

Guderian ist abgesetzt. Der Führer hat ihm geraten, seines angegriffenen Herzens wegen einen Erholungsurlaub von unbestimmter Dauer anzutreten. Grund ist eine gewisse politische Aktivität Guderians, die allerhöchsten Ortes nicht erwünscht war.

Etwa seit Beginn des Jahres hat sich der Generaloberst wie viele einsichtige und verantwortungsbewußte Männer unserer Führung mit dem Gedanken beschäftigt, zu einem Waffenstillstand mit den Westmächten zu gelangen, um die ganze, uns noch verbleibende Kampfkraft den Bolschewisten entgegenwerfen zu können. Er hat die Westfront stets zu Gunsten der Ostfront vernachlässigt, wodurch z. B. auch die spärlichen Zuteilungen an Panzern erklärlich werden, über die sich Model seinerzeit dem Minister gegenüber beschwerte, als dieser ihn an der Westfront besuchte.

Die Versuche Guderians, seinen Plan einer Einigung mit den Westmächten zu verwirklichen, scheinen allerdings recht dilettantisch gewesen zu sein. Der Minister berichtet darüber:

„Hinter dem Rücken des Führers hat er sich mit verschiedenen Leuten in Verbindung gesetzt. Und zwar ausgerechnet mit Ribbentrop und Göring. Daß dabei nichts mehr herauskommen konnte, als daß der Führer davon erfuhr und ihn rausschmiß, ist nicht verwunderlich. Wenn Generäle schon anfangen, Politik zu machen!

Ich selbst zweifele nicht an der anständigen Gesinnung Guderians. Woran ich allerdings erheblich zweifeln muß, das ist seine Einsicht und seine politische Geschicklichkeit. Wie kann er sich auch gerade zwei solche Nullen als Partner aussuchen. Was bei diplomatischen Schritten Ribbentrops herauskommt, haben wir leider in Stockholm erleben müssen."

Guderians Nachfolger als Generalstabschef der Ostfront ist General Krebs geworden. Krebs war zur Zeit der dem deutsch-sowjetischen Freundschaftspakt vorangehenden Verhandlungen Militärattaché in Moskau. Er ist als der Mann bekannt, den Stalin beim Abschied der deutschen Delegation auf dem Moskauer Bahnhof mit ostentativer Herzlichkeit umarmte und küßte. Er gilt als russophil. Seine Berufung, die sich im übrigen in aller Stille und ohne Unterrichtung der deutschen Öffentlichkeit vollzog, gibt Anlaß zu allerlei Gerüchten und Vermutungen. Wenn jetzt an der Ostfront ein General führt, der von Stalin geküßt wurde, dann kann die Verständigung mit den Russen nicht mehr weit sein. Eine Vermutung, die, wie so viele, von ernsthaften Leuten ernsthaft diskutiert wird, nur weil sie einen ganz winzigen Hoffnungsschimmer birgt.

3. April 1945

Lammers hat eine Kabinettssitzung einberufen, um über den Fortbestand des „Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete" zu beraten. Der Minister hat auf diese Einladung mit einem Schreiben an Lammers geantwortet, das in schärfster und sehr sarkastischer Tonart gehalten ist. Das Volk, heißt es darin, würde in Raserei geraten, erführe es, daß seine Minister in diesem Augenblick nichts Wichtigeres anzufangen wissen, als über den Fortbestand eines Ministeriums zu beraten, dessen Geschäftsbereich seit geraumer Zeit überhaupt nicht mehr existiert. Seines Wissens gäbe es seit Jahresfrist keine von uns besetzten feindlichen, sondern nur noch vom Feind besetzte deutsche Ostgebiete. Wenn man es bisher nicht für nötig befunden habe, dieses Ministerium aufzulösen, dann solle man seinen Kadaver, wie so viele andere auch, getrost weiterhin der Verwesung überlassen. Bei uns stinke ohnehin schon allerlei. Er jedenfalls hätte zur Zeit andere Sorgen als an einer solchen Sitzung teilzunehmen.

Ich glaube kaum, daß Lammers in seiner langen Praxis als Ministerialbeamter je einen ähnlichen Brief, noch dazu von einem Ministerkollegen erhalten hat.

5. April 1945

„Ich glaube", sagte der Minister heute, „dem Himmler wachsen seine KZ's augenblicklich ein bißchen über den Kopf. Ich habe da sehr wenig erfreuliche Dinge gehört. Die KZ's waren

auch bisher schon keine Erholungsheime. Was sie auch garnicht sein sollten. Sondern Plätze, an denen Menschen, die die Volksgemeinschaft ausgeschieden hatte, konzentriert wurden, um keinen weiteren Schaden anzurichten.

Ich habe mich selbst davon überzeugt, daß es in ihnen zwar hart, aber gerecht und durchaus menschlich zuging. Schwere Arbeit, strenge Disziplin, aber alles, was der Mensch braucht: ausreichendes Essen, ärztliche Betreuung, ja sogar Unterhaltung. Mancher Frontsoldat lebt unter härteren Bedingungen. Und ich glaube, daß die Rekruten, die sich erfahrungsgemäß alljährlich das Leben nehmen, mehr Berechtigung dazu haben als die Insassen unserer KZ's.

Freilich haben sich die Verhältnisse bereits seit Kriegsbeginn zum Teil erheblich geändert. Die Belegung der Lager schwoll an. Millionen ausländischer Arbeiter und mit ihnen zahlreiche subversive, ja rein kriminelle Elemente kamen ins Reich. Der Krieg erfordert von jedem Staat ein strafferes Anziehen der Zügel. Das ist nicht nur bei uns, sondern auch in den demokratischen Ländern der Fall. Die Lebensverhältnisse des gesamten Volkes wurden schwerer; so verschlechterten sich auch die Lebensverhältnisse der KZ-Insassen.

Mehr Menschen waren auf gleichem Raum unter härteren Bedingungen untergebracht. Wir haben uns oft gefragt, inwieweit diese Zustände noch tragbar waren. Wir mußten uns sagen, daß wir auf Kosten einiger weniger der Gesamtheit des Volkes die Ruhe und den Frieden im Innern erhielten. Und die unbestreitbaren Erfolge Himmlers in dieser Richtung haben alle auftauchenden Bedenken immer wieder entkräftet.

Jetzt freilich", fährt der Minister fort, „scheinen sich die Verhältnisse ziemlich unerträglich zu sein. Durch die Evakuierungen im Osten und Westen sind riesige Menschenmassen auf engstem Raum zusammengepreßt. Manche Lager sind mit der zehnfachen Stärke ihrer eigentlichen Kapazität belegt. Dabei muß es zu scheußlichen Zuständen kommen. Aber wir können sie ebenso wenig ändern wie all das Elend, das der Krieg zur Zeit anrichtet. Denken Sie nur an das Grauen der Trecks im Osten, den Jammer und das Massensterben in Dresden und anderen vom Luftkrieg vernichteten Städten, die Greuel, die die Bolschewisten anrichten.

Der Krieg ist ein fürchterliches Inferno geworden, und unsere KZ's sind gewiß eines seiner unerfreulichsten Bilder. Aber da wir schon die Millionen anständiger, unschuldiger Volks-

genossen nicht davor bewahren können, wie sollten wir den KZ'lern helfen? Sollten wir sie jetzt etwa zu allem Unheil auch noch auf die deutsche Bevölkerung loslassen?

Nein, ich möchte jetzt nicht in Himmlers Haut stecken. Und wenn es stimmt, daß er jetzt ein paar tausend den westlichen Alliierten nahestehende KZ-Insassen entlassen hat, ohne den Führer davon zu unterrichten, so kann ich das verstehen, wenn auch nicht billigen. Sollten wir diesen Krieg verlieren, dann werden sich unsere KZ's als eine Eiterbeule erweisen, deren giftiger Ausfluß das Leben in Deutschland noch lange verpesten wird.

Stellen Sie sich bloß vor, daß die Lager in ihrem heutigen Zustand von den Feinden vorgefunden werden! Welches Geschrei wird man erheben! Dann wird auch im eigenen Volk niemand mehr von den Vorteilen sprechen, die die Gesamtheit des deutschen Volkes dadurch hatte, daß es seit 1933 und während des ganzen Krieges in Deutschland keine Unruhen, keine Streiks, keine Aufstände, keine Rowdies, keine Juden, keine Zigeuner mehr gegeben hat, daß der Spießer so friedlich und ruhig wie noch nie leben konnte. Dann werden sie alle auf die bestialischen Nazis zeigen und nicht daran denken, daß all diese Scheußlichkeiten eben kriegsbedingt und praktisch unabänderlich und der Preis für ihre Ruhe waren.

Der Feind aber wird dann ein Thema haben, mit dem er die Aufmerksamkeit der Welt und auch des deutschen Volkes von den Scheußlichkeiten und Verbrechen ablenken kann, die er selbst in so furchtbarem Ausmaß in Deutschland angerichtet hat."

6. April 1945

An der Ostfront hat sich eine furchtbare Katastrophe zugetragen. Die Panzerarmee Dietrich mit den SS-Divisionen Adolf Hitler, Wiking, Frundsberg und Hitler-Jugend ist am Plattensee vernichtet worden.

Sie war bestimmt, den sehr starken Feind in eigenen Angriffsunternehmen zu schlagen und so das letzte uns verbleibende Oelgebiet zu sichern, mit dessen Hilfe Schörner seine Operationen zur Befreiung Oberschlesiens durchzuführen gedachte. Damit ist unsere letzte Hoffnung, im Osten noch etwas zu retten, zuschanden geworden.

Durch einen Führungsfehler geriet die Dietrich'sche Armee in einen Hinterhalt und wurde vollkommen vernichtet. Die Elite

unserer Wehrmacht, die Blüte unserer männlichen Jugend wurde in einem furchtbaren Gemetzel niedergemacht. Die jungen SS-Soldaten kämpften bis zum letzten Atemzug und ließen sich, als ihre Munition verschossen war, getreu ihrem Fahneneid Mann für Mann vom Feinde niedermachen. Keiner dachte an Übergabe, obwohl jeder wußte, daß sein Kampf aussichtslos war.

Als unmittelbare Folge drangen die Sowjets bis Wien vor. Die Stadt wurde von den geringen Resten der der Einschließung und Vernichtung entgangenen Armee Dietrich verteidigt. Von einer Beteiligung Baldur v. Schirachs oder gar seinem Heldentod beim Kampf um Wien ist nichts bekannt.

Schörner dagegen hat den Sowjets den Einbruch durch die mährische Pforte verwehren können. Er hat die mit gewaltiger Überlegenheit geführten Angriffe in elastischer Verteidigung aufgefangen. Sie mußten jetzt nach furchtbaren Verlusten von den Sowjets aufgegeben werden. Schörner kann auf seine Leistung, die ihm die Beförderung zum Generalfeldmarschall eintrug, mit Recht stolz sein. Er ist mit seiner Heeresgruppe die letzte Säule unserer Wehrmacht, die noch nicht geborsten ist.

Der Führer hat nach der Katastrophe vom Plattensee etwas getan, was er nie hätte tun dürfen. In seiner Verzweiflung und rasenden Wut über die Vernichtung seiner besten Divisionen hat er Sepp Dietrich und seiner Leibstandarte den Ärmelstreifen mit seinem Namenszug genommen. Er hat mit dieser harten, entehrenden Maßnahme Unschuldige getroffen. Viele Angehörige der Leibstandarte haben die ihnen angetane Schmach nicht überleben wollen und Selbstmord begangen oder den Tod in der Schlacht gesucht.

„Gewiß", sagt der Minister, dem dieser Schritt des Führers ebenso unverständlich ist wie uns allen, „auch Friedrich der Große hat seine Soldaten und Offiziere hart, oft sogar barbarisch gestraft. Aber was seine Strafen leicht zu tragen machte, war, daß sie immer gerecht waren. Er kannte keine Ausnahmen, selbst wenn es sich bei den Schuldigen um Freunde oder nahe Blutsverwandte handelte.

Die Männer der Leibstandarte jedoch müssen sehen, daß rund um den Führer Feigheit, Verantwortungslosigkeit und Korruption bis in die höchsten Stellen von Partei und Staat zutage treten, ohne daß der Führer einen Finger rührt, um die Schuldigen zu strafen oder auch nur zur Rechenschaft zu ziehen, während sie, die treu und anständig ihre Pflicht getan haben,

mit einer sie tief in ihrer Ehre kränkenden Maßnahme gestraft werden für ein Vergehen, an dem sie selbst keine Schuld tragen. Das kann niemand verstehen. Und ich kann es auch nicht."

10. April 1945

Seit zwei Tagen etwa wird der Beginn von Schukows Großoffensive aus dem Oder-Warthe-Bogen bei uns erwartet. Die Atmosphäre ist begreiflicherweise gespannt. Es kann der k.o.-Schlag werden. Die sowjetischen Angriffsvorbereitungen sind ungeheuerlich. Zuverlässigen Nachrichten zufolge sind sie so gut wie abgeschlossen. Sehr hinderlich für ihren Aufmarsch war unser Brückenkopf Küstrin auf der rechten Oderseite. Sie versuchten alles, ihn zu liquidieren. Seit Wochen berannten sie ihn. Doch wurden alle Angriffe blutig zurückgewiesen.

Kampfkommandant von Küstrin ist SS-Gruppenführer Reinefarth. Er bekommt vom Führer den strikten Befehl, Küstrin, koste es was es wolle, zu halten. Jeder Tag, den Küstrin in unserer Hand bleibt, verlängert das Leben der Reichshauptstadt.

Die Kämpfe werden heftiger. Division um Division rennt gegen unsere Stellungen an und — verblutet. Schließlich meldet Stalin in einer Sondermeldung die Einnahme Küstrins. Es ist eine Falschmeldung. Zwar geht die Neustadt verloren. Aber die Verteidiger krallen sich in die Häuserruinen der Altstadt und leisten weiter Widerstand.

Freilich ist ihre letzte Verbindung über die Oder zu unserer Front jetzt durchschnitten. Sie sind eingeschlossen. Der Ring zieht sich immer enger zusammen. Unter einem mörderischen Materialeinsatz schmilzt die Schar der Verteidiger zusammen. Eine Versorgung aus der Luft ist nicht mehr möglich. Die Vorräte an Munition und Verpflegung gehen zur Neige. Aber noch immer kommt kein Befehl vom Führer, die sinnlos gewordene Verteidigung der letzten Ruinen von Küstrin aufzugeben und sich zu den eigenen Linien durchzuschlagen.

Als Reinefarth sich ausrechnen kann, daß in zwei Tagen die letzten Vorräte verbraucht und die letzte Patrone verschossen ist, macht er dem Oberbefehlshaber der an der Oder stehenden Armee, General Busse, einen Vorschlag, wenigstens das nackte Leben der ihm noch verbliebenen vier Bataillone zu retten, die sonst spätestens übermorgen, wenn sie ihre letzte Patrone verschossen haben, von den Bolschewisten Mann für Mann totgeschlagen werden.

Er will, das ist sein Vorschlag, zu einer bestimmten Nachtstunde mit seinen Soldaten unter Verschuß der letzten Munition den Ring der Belagerer sprengen. Gleichzeitig soll ihm Busse mit einem eigenen Unternehmen auf halbem Weg entgegenkommen.

Ein entsprechender Funkspruch geht an Busse ab. Der Empfang wird quittiert. Aber eine Antwort bleibt aus. Empfangsstörung? Sonstige Schwierigkeiten? Reinefarth kann nicht länger warten, will er noch etwas von den ihm anvertrauten Soldaten retten. Und Küstrin ist sowieso verloren.

Zur mitgeteilten Stunde — es ist kurz nach Mitternacht — tritt er daher zu dem beabsichtigten Unternehmen an. Es gelingt über Erwarten gut. Die Russen werden vollkommen überrascht. Zahlreiche Bunker und Stützpunktbesatzungen werden im Schlaf überwältigt und mit der blanken Waffe niedergemacht. Als der Feind endlich merkt, was los ist, ist der Durchbruch schon fast gelungen. Mit dem Deutschlandlied stürmen die Verteidiger von Küstrin, an ihrer Spitze Reinefarth, die letzten sowjetischen Stellungen. Bisher hat das Unternehmen kaum Verluste gekostet. Gleich muß man auf die entgegenkommenden Kameraden stoßen.

Doch statt der erhofften Entlastung wird nun, kurz vor unseren eigenen Linien, durch den nächtlichen Kampflärm das deutsche Sperrfeuer ausgelöst, das die ersten schweren Verluste fordert.

Als Reinefarth sich endlich auf Busses Gefechtsstand meldet, stolz und glücklich, vier kampfstarke Bataillone, die schon so gut wie verloren waren, gerettet zu haben, wird er auf Befehl des Führers festgenommen. Er sieht seiner Aburteilung durch ein Kriegsgericht wegen Nichtbefolgung eines ausdrücklichen Führerbefehls entgegen.

12. April 1945

Heute ist der Tag, an dem der Beginn von Schukows Offensive spätestens erwartet wurde. Sie hat bisher nicht begonnen. Obwohl die sowjetische Artillerie sich bereits seit einigen Tagen eingeschossen hat und lebhafte Spähtrupptätigkeit auf den unmittelbar bevorstehenden Angriffsbeginn hindeutete. Nervosität und Ungewißheit auf unserer Seite. Als auch dieser Donnerstag das lang erwartete oder — um ehrlich zu sein — befürchtete Ereignis nicht bringt, entschließt sich der Minister, abends auf General Busses Gefechtsstand zu fahren.

Er erhält hier denkbar günstige Eindrücke. Zwar leugnet Busse keinesfalls die ungewöhnliche Stärke der vom Feind bereitgestellten Angriffskräfte. Er kann jedoch den Minister davon überzeugen, daß es aufgrund der sehr sorgfältigen Vorbereitungen mit einiger Wahrscheinlichkeit gelingen muß, den Angriff abzuschlagen. Der Minister kommt mit den besten Eindrücken nach Hause.

„Hier ist wirklich gut und sorgfältig gearbeitet worden", sagt er. „Alle uns zur Verfügung stehenden Möglichkeiten scheinen ausgeschöpft worden zu sein. Sogar in Bezug auf Waffen und Soldaten stehen wir diesmal garnicht so schlecht da. Das Verhältnis der sowjetischen zu unserer eigenen Artillerie ist mit 2:1 geradezu glänzend, das der Panzer mit 3:1 gleichfalls kaum je erreicht, so daß wir uns über das Mannschaftsverhältnis mit 10:1 nicht allzu viel Sorge zu machen brauchen. Wenn man bedenkt, daß hier vor kurzem noch überhaupt nichts stand, dann kann man auf diese Leistung wirklich stolz sein. Busse glaubt, den Ansturm auf alle Fälle aufhalten zu können, wenn auch vielleicht hier und da mit geringen Geländeverlusten gerechnet werden muß."

Unverständlich freilich ist es, daß Busse auf Befehl des Führers im letzten Augenblick noch 2—3 Divisionen abgeben mußte, um die Lage bei Wien zu retten, wo vermutlich doch nichts mehr zu machen ist. Der Minister hat mit Busse vereinbart, daß dieser ihn bei eventuellen kritischen Situationen umgehend unterrichtet, damit ihm unter Umständen mit den noch in Berlin verfügbaren Kräften geholfen werden kann.

Nach diesem Besuch jedenfalls sieht der Minister der kommenden Entwicklung mit fester Zuversicht entgegen.

Von der Oderfront abgesehen, wo Schukow unverständlicherweise noch immer Gewehr bei Fuß verharrt, scheint der Feind von allen Seiten zum letzten, diesmal wohl zum allerletzten Sturm auf das Herz des Reiches angetreten zu sein.

Die militärische Lage bietet sich heute etwa folgendermaßen dar:

In Holland sind britische Aufklärungskräfte bis Groningen vorgedrungen. Die Niederlande sind damit so gut wie verloren. Der V-Beschuß hat aufgehört.

Zwischen Ems und Weser sind die Engländer nicht viel weiter vorgekommen. Wir verteidigen uns an den Stadträndern von Oldenburg und Bremen. Ich höre zu meiner größten Beunruhigung, daß Oldenburg (wo sich meine Familie befindet) un-

ter Artilleriefeuer und laufenden Tiefffliegerangriffen liegt. In der Lüneburger Heide wird gekämpft.

Weiter südlich nähert sich der Feind im Raum Celle-Wittenberg der Elbe, die er südlich Magdeburg erreicht und überschritten hat. Erbitterter Widerstand. Die Masse des Feindes, der zunächst über mehrere Elbbrückenköpfe verfügt, ist verlustreich über den Fluß zurückgeworfen worden.

Im thüringischen und sächsischen Raum werden Halle und Leipzig von den Amerikanern berannt. Hof und Plauen sind erreicht.

Im Ruhrkessel, der bereits in zwei Teile aufgespalten und beträchtlich eingeengt wurde, kämpft Model gegen erdrückende Übermacht heldenhaft und verzweifelt aber aussichtslos um die Trümmer der rheinisch-westfälischen Industriestädte.

In Frankreich ist der Feind zum Großangriff auf unsere Atlantik-Stützpunkte angetreten, die sich seit Invasionsbeginn erfolgreich verteidigen.

Auch in Italien hat eine neue Groß-Offensive begonnen.

Wien ist gefallen. Die Sowjets haben heute im Stephansdom einen Dankgottesdienst (!) abgehalten. Eine bolschewistische Offiziersabordnung legte an den Gräbern von Beethoven und Strauß Kränze nieder, während eine Militärkapelle der Roten Armee die Eroica intonierte.

Von Wien aus dringen die Sowjets mit starken Kräften nach Westen, Norden und Süden vor. Sie nehmen Preßburg.

Das mährische Becken wird von Schörner erfolgreich verteidigt. Hier sind die Sowjets keinen Schritt vorwärts gekommen.

Breslau verteidigt sich zäh unter seinem prächtigen Gauleiter.

Die Festung Königsberg ist gefallen. Die Geschichte ihres Kampfes ist tragisch. Gauleiter Koch war bekanntlich, nachdem er seine Familie und sein nicht unbeträchtliches Hab und Gut in Sicherheit gebracht hatte, und keine unmittelbare Gefahr mehr für die Stadt bestand, nach Königsberg zurückgekehrt und hatte den Kreisleiter Wagner, der zusammen mit General Lasch die Verteidigung der Stadt in vorbildlicher Weise organisiert und durchgeführt hatte, abgesetzt.

Die Bevölkerung ist über ihren Gauleiter und seine Handlungsweise empört. Die Truppe murrt. Mit Wagner ist man zu siegen oder zu sterben bereit. Für Koch und seinesgleichen will sich kein Volkssturmmann und kein Grenadier verheizen

lassen. Der alte Schlendrian setzt wieder ein. Jeder denkt, wie der Gauleiter, nur noch daran, das eigene Leben zu retten.

Beim nächsten Angriff der Sowjets erfolgen tiefe Einbrüche in die Verteidigung. Ehe man es sich versieht, sind das Samland und Pillau von Königsberg wieder abgetrennt, die Stadt rings vom Feind eingeschlossen. Koch und sein ebenso dicker Gauvolkssturmführer Knuth können noch gerade vorher erneut türmen. Von der Bevölkerung unbemerkt erreichen sie Pillau, wo Schiffe und Flugzeuge für sie bereit stehen.

Sie begeben sich nach Berlin und werden in der Reichskanzlei vom Führer empfangen. Koch scheint direkt aus dem Kampfgetümmel zu kommen. Statt der üblichen goldstrotzenden Gauleiteruniform trägt er eine schlichte feldgraue Windjacke. Ja, ja, meint der Führer und drückt Koch bewegt die Hand, es ist wieder Kampfzeit, und denkt an Feldherrnhalle und Bürgerbräukeller, als sie die gleichen sturmerprobten grauen Windjacken tragen.

Koch berichtet dem Führer ausführlich und bewegend vom Heldenkampf seiner tapferen Gauhauptstadt. Zur gleichen Stunde werden die letzten Königsberger Volkssturmmänner von sowjetischen T34 niedergewalzt. Der Kampf geht seinem Ende zu. Der Verteidigungswille einer Stadt läßt sich aus tödlicher Lethargie nur einmal emporreißen. Das ist wie mit einem Schwerkranken, der die Krise durch geschickte Behandlung des Arztes überwunden hat. Tritt bei ihm ein Rückfall ein, dann ist auch der beste Arzt nicht mehr imstande, ein zweites Mal Gevatter Tod zu verjagen.

Nach dem Empfang beim Führer begeben sich Koch und Knuth in das Hotel Adlon, wo sie ein reichliches Abendessen einnehmen und bei einer Flasche Wein ihrem Schicksal danken, das sie noch einmal hat davonkommen lassen. Doch noch ist der Fall Königsberg für sie nicht erledigt. Sie haben da noch eine Rechnung zu begleichen. Und zwar mit General Lasch, dem Verteidiger der Stadt, der ihnen nicht nur die Lorbeeren weggepflückt, sondern auch in der Öffentlichkeit keinen Hehl daraus gemacht hat, was er von ihnen und ihrer schmählichen Handlungsweise hält.

Am nächsten Tage wird angeblich ein Funkspruch von General Lasch aufgefangen, mit dem dieser dem sowjetischen Oberkommando die Übergabe Königsberg anbietet. Voller Empörung berichtet Koch es dem Führer. Es bedarf nicht vieler

Worte, um den Führer in Raserei über diesen „feigen Verrat an der heldenhaften Stadt" zu versetzen. Des Generals selbst wird man leider nicht mehr habhaft. Er wird in absentia zum Tode durch den Strang verurteilt. Gegen seine Familie werden Maßnahmen im Sinne der Sippenhaft ergriffen. Koch ist befriedigt.

Der Wehrmachtsbericht teilt dem Volk den Verlust Königsbergs gleichzeitig mit dem Todesurteil gegen General Lasch mit.

Auch die Parteikanzlei gibt eine Verlautbarung zum Fall Königsberg heraus. Es heißt darin, Gauleiter Koch, der gerade aus dringenden Gründen „dienstlich aus Königsberg abwesend" war, sei von der feigen Kapitulation General Laschs völlig überrascht und bitter enttäuscht worden.

Als ich dem Minister den Text dieser Verlautbarung vorlege, schüttelt er den Kopf, sieht mich trostlos an und sagt:

„So endete der Heldenkampf einer deutschen Stadt im Dreck und in der Erbärmlichkeit der Parteiintriguen."

16. April 1945

Wir haben, von diesem Thema ausgehend, eine längere Unterhaltung, in deren Verlauf der Minister unter anderem sagt:

„Ich halte es zum Beispiel für sehr wahrscheinlich, daß der Führer augenblicklich unter einem ungünstigen Stern steht. Jemand, der ihn zwei oder drei Jahre lang nicht gesehen hat, würde entsetzt sein, ihn heute wieder zu treffen. Nicht nur daß er körperlich erschreckend gealtert und verfallen ist, daß er einen gebeugten Rücken wie ein Greis hat, daß er mühsam und zittrig geht, daß ihm die Hände flattern, selbst wenn er sie in den Rocktaschen vergraben hat, das Erstaunlichste ist seine psychische Wandlung in diesem letzten Jahr, ja, genau genommen, eigentlich seit dem 20. Juli 1944.

Früher wurde er mit jedem Problem, und war es noch so schwierig, fertig. Er ließ sich nicht verblüffen, er packte es sofort an. Blitzartig traf er seine Entscheidungen, denen die Tat mit intuitiver Sicherheit auf den Fuß folgte. Das war seine große Stärke, die ihn allen anderen Staatsmännern und Feldherren überlegen machte.

Heute zaudert und zögert er. Heute wartet er ab. Heute schiebt er Entscheidungen, die ihm unangenehm sind, hinaus. Macht man ihm einen Vorschlag, dann sagt er nicht ja und nicht nein, sondern bittet um Bedenkzeit. Dabei ist gerade heute schnelles Handeln das Allerwichtigste für uns, weil wir keine

Zeit mehr zu verlieren haben, wollen wir auch nur das nackte Leben retten. Wie viel wertvolle Zeit ist ungenutzt verstrichen! Denken Sie nur an unsere Außenpolitik oder die Durchführung des totalen Kriegseinsatzes.

Je unsicherer der Führer wird, je mehr er die Zügel schleifen läßt, umso bedenklicher machen sich die Mängel unseres Regierungssystems bemerkbar. Unser gesamter Staatsapparat ist auf den Führer und die Klarheit und Richtigkeit seiner Entscheidungen abgestellt. Früher spielte es keine Rolle, daß unsere Führung unklar in ihren Kompetenzen und in den meisten Stellen mit Hohlköpfen besetzt war. Das war ein Luxus, den wir uns damals noch leisten konnten. Heute wirkt es sich in katastrophaler Weise aus. Unser Staat gleicht jetzt einer riesigen, komplizierten Maschine. Jeder einzelne Teil arbeitet noch, manche mit geradezu besessener Wut. Aber es fehlt die Hand des Meisters, der sie reguliert, koordiniert und kontrolliert. Und statt einer sinnvollen Produktion entsteht so das Chaos.

Ich glaube manchmal, der Führer hat selbst das Gefühl, augenblicklich unter einem Unstern zu stehen. Er scheint zu fürchten, daß das, was er zur Zeit unternimmt, doch nicht glückt. Darum schiebt er alles hinaus. Denken Sie nur an unser herrliches Ardennen-Unternehmen. Wie sorgfältig war alles vorbereitet! Wie gründlich war es geplant! Und wie groß waren die Hoffnungen, die wir anfänglich berechtigterweise hegen durften. Und doch ging es schief.

Selbst in Bezug auf das Wetter hat der Führer nicht mehr das Glück, das früher für ihn selbstverständlich war. Bei unseren großen Offensiven hatten wir immer für uns denkbar günstige Wetterbedingungen. Heute ist es genau umgekehrt. Wir haben es erlebt, daß an der ganzen Front schönstes Wetter herrschte, und ausgerechnet an dem Abschnitt, an dem wir irgendein lokales Angriffsunternehmen vorhatten, war ein Sauwetter, daß wir nicht vorwärts kamen. Der Führer hat mir wie bei diesem Anlaß in letzter Zeit wiederholt gesagt:

Es ist wie verhext! Mir glückt nichts mehr."

Einen Augenblick schweigt der Minister und scheint über unser in den Sternen geschriebenes trübes Schicksal nachzugrübeln. Dann fährt er fort:

„Gerade in diesem Zustand der — ich möchte beinahe sagen — Aktionsunfähigkeit brauchte der Führer einen Mann, der ihm treu ergeben zur Seite steht, der seines Geistes ist,

einen Statthalter, der die im Dritten Reich auseinanderstrebenden und sich gegenseitig bekämpfenden Elemente der Führung zusammenhält, für die Gradheit des Kurses sorgt und ein einwandfreies Funktionieren der Staats- und Parteimaschine garantiert auch für den Fall, daß der Führer selbst vorübergehend einmal nicht dazu in der Lage ist.

Wir haben in den zwölf Jahren seit der Machtübernahme noch keine ernstliche und lang andauernde Krankheit des Führers, geschweige denn eine geistige und körperliche Krise wie seine augenblickliche erlebt. Sonst wäre diese Notwendigkeit schon früher zutage getreten.

Ich habe schon manchmal gedacht, ob die Behandlungsweise Morells, die praktisch jede Erkrankung des Führers spätestens bei den ersten Symptomen durch seine Wunderspritzen verhindert, nicht eine Art Raubbau an der Gesundheit und dem Leben des Führers gewesen ist, deren katastrophale Folgen sich jetzt bemerkbar machen. Aber auch darüber zu grübeln ist sinnlos, denn es ist zu spät, daran noch etwas zu ändern.

Der einzige Mann für einen solchen Statthalterposten, das kann ich, so wie die Dinge heute liegen, ohne Überheblichkeit sagen, wäre ich gewesen. Göring, dem er in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Ministerrates für die Reichsverteidigung de facto oblag, hat ihn in sträflicher Weise vernachlässigt. Himmler scheint mir, besonders nach seiner jüngsten Entwicklung, eine, ich möchte sagen, doch zu eigenwillige Persönlichkeit zu sein. Über Bormann gibt es gar keine Diskussion. Er ist ein subalterner Streber. Wie hat er es verstanden, die Tatsache, daß er ständig in der engsten Umgebung des Führers ist, auszunutzen! Wie anders hätte alles werden können, wenn ich mich gleichfalls hinter die Stacheldrähte des FHQ gesetzt hätte!

Ich habe diesen Gedanken oft erwogen, ihn aber immer wieder verworfen. Ich glaubte es unserer Sache schuldig zu sein, daß wenigstens einer die Fühlung mit dem Volk und mit der Wirklichkeit behält. Ich glaubte, so den Führer besser beraten zu können. Und ich zweifle nicht, daß alles anders gekommen wäre, hätte er diesen Rat nur angenommen. Aber das verhinderte ja gerade jener geistige Stacheldraht, mit dem er sich in Gestalt der Bormann und Konsorten umgeben hatte.

Manchmal verstehe ich den Führer nicht. Gewiß ist es begreiflich, daß er die Garde seiner alten Kämpfer um sich schart. Daß er sie mit Ehren, Macht und Geld überhäufte, hat zwar einige sehr bedenkliche Folgen gehabt, mag aber noch hinge-

nommen werden. Unbegreiflich aber ist der Einfluß, den er ihnen auf seine Person eingeräumt hat. Man muß sich doch einmal das Gros dieser alten Kämpfer, und namentlich den inneren Kreis der Münchener Alten Garde, ansehen.

Das ist doch im besten Fall menschlicher Durchschnitt. Kein einziger hat die Qualitäten eines mittelmäßigen Politikers, geschweige denn das Format eines Staatsmannes. Sie sind doch alle die Schreier aus dem Bürgerbräu-Keller geblieben, die sie immer waren. Und viele von ihnen haben noch das bißchen Verstand, das sie einst zur Bewegung führte, in zwölf Jahren Wohlleben versoffen. Diese Meute bösartiger Kinder, die jeder gegen jeden intrigieren, die nur auf ihr persönliches Wohl und auf ihre Stellung beim Führer bedacht sind, und die die Summe all dieser ihrer Handlungen „Regieren" nennen, sie tun und lassen heute, da der Führer sie nicht mehr an festem Zügel führt, was sie wollen.

Hätte mich der Führer am ersten Tage des Krieges zum Vize-Kanzler gemacht, ich hätte von vornherein für Sauberkeit und Ordnung in Partei- und Staatsführung gesorgt. Ich hätte rücksichtslos durchgegriffen. Ich hätte getreu meinem Grundsatz „principiis obsta" Verfallserscheinungen verhütet, indem ich ihre Ursachen beseitigt hätte, statt sie später mit menschlicher Unzulänglichkeit zu entschuldigen und zu versuchen, sie dem Volk gegenüber zu vertuschen.

Man soll doch nicht glauben", fährt der Minister in seinen immer heftiger werdenden Anklagen fort, „daß das Volk nicht wüßte, was mit unserer Führerschaft los ist. Wenn es jetzt dazu kommt, daß Deutsche den Feind, gegen den sie beinahe sechs Jahre mit einer Erbitterung und einem Opfermut ohnegleichen gekämpft haben, mit weißen Fahnen empfangen, dann nicht, weil sie, sondern weil ihre Führer versagten.

Das Volk selbst trifft keine Schuld. Es hat so viel Treue und Anständigkeit, so viel Vaterlandsliebe und Opferbereitschaft bewiesen, es hat gelitten und ausgehalten wie kein anderes Volk, weder in diesem noch in irgendeinem vorhergegangenen Krieg.

Was habe ich selbst für Gewissensqualen durchmachen müssen! Wie viel Korruption und Verkommenheit habe ich mitansehen müssen! Wie bin ich dagegen Sturm gelaufen! Und wie wenig Erfolg habe ich gehabt. Habe ich mich nicht dadurch, daß ich die Dinge schließlich laufen ließ, selbst mitschuldig gemacht? Hätte ich nicht sagen müssen: Ich mache nicht mehr

mit? Hätte ich nicht sehen müssen, daß das kein gutes, sondern nur dieses Ende mit Schrecken nehmen konnte? Durfte ich mich wirklich durch meinen dem Führer geleisteten Treueid abhalten lassen, die notwendigen Konsequenzen zu ziehen?

Denn bei all meiner auch heute noch vorhandenen Liebe und unbedingten Treue zum Führer hilft mir nichts über die Erkenntnis hinweg, daß er, ausschließlich er es ist, der die Verantwortung trägt. Er hat alle Vergehen seiner alten Kampfgefährten entweder nicht sehen wollen oder, wenn er sie gesehen hat, mit vollem Bewußtsein gedeckt.

Ich bin dem Führer gegenüber bis an die Grenze der Illegalität gegangen. Nicht umsonst behaupten meine Feinde, ich sei bei jedem gegen den Führer in Gang gesetzten Putsch beteiligt gewesen. Sie haben in gewisser Weise recht. Weil ich immer gegen die offensichtlichen Mißstände in unserer Führung, welcher Art sie auch waren, gekämpft habe. Aber ich habe die Grenze, die mir durch mein persönliches Treueverhältnis zum Führer gesetzt war, nie überschritten, wie es Stennes und Straßer und Röhm taten.

Meine Ansichten über Treue, Ehre, Eid und Gefolgschaft sind unverrückbar. Mir fehlt die Fähigkeit, mich mit irgendwelchen Entschuldigungen, und seien sie noch so plausibel, darüber hinwegzusetzen. Darum bin ich auch für eine so strenge Bestrafung der Männer vom 20. Juli eingetreten, obwohl ich die Beweggründe, wenigstens einiger von ihnen, anerkenne. Ich halte diese meine Grundsätze für einen sauberen, anständigen Staat für unerläßlich. Wie könnte ich sie jetzt außer Acht lassen?

Aber mir kommen die Tränen, wenn ich daran denke, mit wieviel Idealismus diese Bewegung unter Opfern und Entbehrungen, mit Blut und Schweiß aufgebaut wurde und wie sie jetzt in Dreck und Erbärmlichkeit vor die Hunde geht."

Der Minister macht eine Pause. Er tupft sich die Tränen ab, die ihm unaufhaltsam aus den Augen rollen.

„Ich habe vor mir ein reines Gewissen", fährt er dann mit leiser Stimme fort. „Ich bin einen geraden Weg aufrecht gegangen, so, wie mein Gewissen es mir vorgeschrieben hat. Seit ich ein denkender Mensch bin, ist mir dieser Weg klar vorgezeichnet gewesen. Gewiß hat es auch Hindernisse und Abzweigungen gegeben, bei denen man nicht sofort wußte, wie es weitergehen sollte. Aber ich brauchte mich nie lange zu besinnen.

Qualvoll wurde mein Weg erst für mich, als ich mich vor die Frage gestellt sah, zwischen dem Führer und Deutschland zu wählen.

Da trat der Versucher an mich heran mit tausend verlokkenden Argumenten. Ich will ehrlich sein, ich habe nach dem 20. Juli, als eine Rettung Deutschlands noch möglich war, eine Rettung wohlgemerkt, die die Aufopferung des Führers bedingt hätte, oft geschwankt. Vor allem, als ich in einem so makellosen und charakterlich vorbildlichen Mann wie dem Reichsführer einen Gleichgesinnten entdeckt hatte. Himmler und ich wären wohl in der Lage gewesen, ein Deutschland ohne Hitler in eine gesicherte, wenn auch vielleicht nicht in die von ihm erträumte Zukunft zu führen. Ich habe all diesen Versuchungen widerstanden. Meine Wahl zwischen Deutschland und dem Führer konnte nicht anders ausfallen, als sie ausgefallen ist, obwohl ich mir klar darüber bin, daß dabei beide zu Grunde gehen.

Ich stehe vor mir, und ich glaube, auch vor der Nachwelt, rein und sauber da. Daß jemand zweifelnd und wankend wird, kann ihm niemand zum Vorwurf machen. Ausschlaggebend ist, wie er aus den Zweifeln und Anfechtungen wieder herausfindet. Ich habe die Macht, die mir übertragen wurde, stets und ausschließlich für unser Volk und im Sinne der Bewegung, die ihm dient, gebraucht. Ich habe Irrtümer und vielleicht auch Fehler begangen. Dafür bin ich ein Mensch. Aber ich habe nie den Grundsätzen zuwidergehandelt, die ich beschworen habe. Ich bejammere unser deutsches Schicksal. Aber ich bereue nichts. Und ich bin von einer so tiefen Geschichtsgläubigkeit, daß ich nichts, was sich historisch ereignet, für sinnlos halte. So grauenhaft unser Ende sein wird, so viel Glanz hat die Zeit, an deren Gestaltung ich mitwirken durfte, gehabt. So viel Leid sie gebracht hat, so viel menschliches Glück hat sie auch gespendet.

Dem Tod sehe ich mit klarem Blick entgegen. Er hat keinen Schrecken für mich. Ich werde auf den Trümmern Berlins mein Leben beenden, wenn der letzte Funken einer Hoffnung erloschen ist. Meine Frau und meine Kinder werden bis zuletzt bei mir bleiben und mein Schicksal teilen. Ich bin dazu nicht irgendeines Effektes wegen entschlossen, den eine solche Handlungsweise vielleicht haben würde, sondern weil es für mich gar keine andere Möglichkeit des Handelns gibt.

Ich bin der Überzeugung, daß der Mensch in seinen Taten weiterlebt, so wie er sich zu seinen Lebzeiten bewährt und gehalten hat. Ich bin weiter der Überzeugung, daß eine große

und gute Tat irgendwie und irgendwann ihre Früchte tragen wird.

An ein materielles Fortleben nach dem Tode glaube ich nicht. Aber wenn es ein solches geben sollte, dann werde ich nach diesem Tode in ein Walhall einziehen, in dem mich meine alten Mitkämpfer und Kameraden, die mir auf anständige Art vorangegangen sind, schon erwarten."

Der Minister lehnt sich im Sessel zurück. Wieder stehen Tränen in seinen Augen. Aber es ist kein Schmerz und keine Bitterkeit in diesem Gesicht zu lesen. Eher eine Art glücklicher Ruhe und Ausgeglichenheit.

DAS ENDE

Der Russensturm auf Berlin hat begonnen — Letzter Führergeburtstag — Regierungsviertel unter Artilleriebeschuß — Die „Ernstfallrede" — Frau Goebbels und ihre Kinder — Wir fahren in die Reichskanzlei — „Wir müssen uns alle vergiften" — Das ist das Ende.

17. April 1945

Der Russensturm auf die Reichshauptstadt hat gestern (Montag, den 16. 4.) begonnen.

Bereits am Sonnabend Abend traten die Sowjets mit Teilkräften südlich Küstrin an und wurden blutig zurückgewiesen. Sie verloren dabei 98 von rund 200 angreifenden Panzern. Zwei Dörfer auf dem diesseitigen Oderufer, die sie vorübergehend besetzen konnten, wurden noch im Lauf der Nacht im Gegenstoß zurückgewonnen. Den Sonntag über blieb es daraufhin vollkommen ruhig. Aber gestern früh begann die Offensive dann beiderseits Küstrin und Frankfurt mit voller Wucht. Eine Schlacht gewaltigen Ausmaßes ist im Gange. Wir alle sind uns bewußt, daß sie über Tod und Leben entscheidet.

Am ersten Tag ihrer Offensive haben die Russen mehr als 200 Panzer verloren. Sie sind nahezu an der gesamten Front blutig abgeschlagen worden. Kleine örtliche Einbrüche befinden sich unter unserer Kontrolle. Auch am heutigen Dienstag sind dem Feind wesentliche Erfolge versagt geblieben. An der tiefsten Stelle sind sie nicht mehr als fünf Kilometer in unsere Hauptkampflinie eingedrungen. Wiederum mehr als 100 Panzerabschüsse. Wir können bisher ganz zufrieden sein.

18. April 1945

Abends ruft mich der Minister in sein Arbeitszimmer. Er hat vom Emil im Kamin Feuer machen lassen. Ich soll ihm helfen, seine persönlichen Papiere zu verbrennen. Er ist dabei, seinen Schreibtisch von oben bis unten zu durchwühlen. Wie

das wohl jedem bei einer solchen Beschäftigung ergeht, tritt der eigentliche Zweck hinter den unzähligen Erinnerungen zurück, die die einzelnen Schriftstücke, Photographien, Briefe und Dokumente wachrufen. Es wird ein beinahe sentimentaler Abschied von der Vergangenheit.

Bei jedem dieser Erinnerungsstücke verweilt der Minister, hat dies oder jenes zu erzählen. Bilder der Eltern, vergilbt und auf dickem Karton. Aufnahmen von Klein-Joseph im Matrosenanzug, Schulzeugnisse, ein Schreiben der Rheydter Baumwoll-Handelsgesellschaft, akademische Diplome, Hotelrechnungen. Eines nach dem anderen zerreißt er und übergibt es mir, um es in die Flammen zu werfen.

Dann hält er ein großes Photo in der Hand, das er lange und aufmerksam betrachtet.

„Sehen Sie", sagt er, „das ist eine vollendet schöne Frau."

Ich betrachte das Bild. Es ist eine Porträtaufnahme der Filmschauspielerin Lida Barova. Ich muß ihm recht geben: Ein Gesicht von vollendeter Schönheit. Er reißt es mitten durch. Weg damit, ins Feuer.

Kindheit, Jugend, Studenten- und Kampfzeit, Machtübernahme. Die Phasen seines Lebens und Wirkens rollen wie ein Film ab. Es wird ein langer Abend. Der Kamin flackert noch lange in dieser Nacht. Die Vergangenheit geht in Glut und Rauch auf. Und die Gegenwart? Die Zukunft?

Wenn der Minister jetzt mit der ihm eigenen Genauigkeit und Sorgfalt alle Papiere und Unterlagen vernichtet, die bei dem kaum mehr vermeidbaren, ja unmittelbar bevorstehenden Ende des Dritten Reiches dem Feind in die Hände fallen und ihm Aufschlüsse über seine Person geben könnten, so hat er schon vor Monaten dafür gesorgt, daß sein gehüteter Schatz, sein größtes Geheimnis, Ergebnis und Konzentrat einer mehr als zwanzigjährigen politischen Tätigkeit, seine Tagebücher der Nachwelt erhalten bleiben, aber keinem Unberufenen in die Hände fallen.

In langwieriger Arbeit sind die zahllosen Bände Seite für Seite mikroskopiert worden. Erst kürzlich wurde diese Arbeit abgeschlossen. Die mit der Schreibmaschine geschriebenen Originalblätter mußte der Geheimsekretär Otte verbrennen. Ich habe ihn oft bei dieser ebenso mühseligen wie verantwortungsvollen Arbeit beobachtet, die er sorgfältig und genau wie jede ihm vom Minister übertragene Arbeit ausführte.

Jetzt existieren von den Goebbels'schen Tagebüchern nur noch die drei mikroskopierten Ausgaben. Sie befinden sich in handlichen Stahlkassetten. Vor einigen Tagen startete eine ganz geheime Expedition, bei der sich Dr. Naumann und Otte befanden, mit dem Auftrag, die drei Kassetten an verschiedenen ebenso sicheren wie unauffindbaren Orten zu verbergen. Der Doktor hat all seine Hoffnungen, von denen er in Bezug auf diese Tagebuchblätter so oft sprach, im wahrsten Sinne des Wortes begraben.

19. April 1945

Die Schlacht an der Oder ist in ihr kritisches Stadium getreten. Am dritten, vierten und fünften Tage pflegt sich der Erfolg einer Offensive zu entscheiden. Der Minister und wir alle in seiner unmittelbaren Umgebung erleben diese Tage im Zustand höchster Nervenanspannung.

Der Minister steht in ständiger Telefonverbindung mit General Busse. Er hat ihm jede nur mögliche Unterstützung zugesagt und hilft, wo er kann. So benötigt Busse zum Beispiel in der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch dringend einige in Berlin für ihn bereitstehende Marschbataillone. Der Eisenbahntransport würde auf den unter pausenlosen Schlachtfliegerangriffen liegenden Eisenbahnstrecken viel zu lange dauern. Der Minister läßt daher sofort eine Kolonne aus Berliner Omnibussen und anderen städtischen Fahrzeugen zusammenstellen, und wenige Stunden später schon sind die benötigten Soldaten am Einsatzort.

Am Mittwoch (18. 4.), dem dritten Tag der Schlacht, entsteht eine kritische Situation, als es den Sowjets gelingt, die strategisch wichtigen Seelower Höhen bei Buckow, die sogenannte märkische Schweiz, zu gewinnen. Unsere Reserven treten sofort zum Gegenstoß an. Sie können die Höhen dem Feind wieder entreißen. Ein neuer Angriff der Sowjets erfolgt. Die Höhen wechseln abermals den Besitzer. Der Tag vergeht in wechselvollen, sehr heftigen und für beide Seiten verlustreichen Kämpfen. Die bange Frage taucht auf: Wird es gelingen, den Feind noch im Vorfeld Berlins aufzuhalten oder wird es vielleicht schon bald zu einem Kampf in der Reichshauptstadt selbst kommen?

Am nächsten Morgen — es ist Donnerstag, der 19. April — führt der Minister ein Telefongespräch mit Oberst Hölz, dem Chef des Stabes der 9. Armee, der zur Rettung der bedrohlich

werdenden Lage bei Buckow dringend um die Überlassung von mindestens 4 Bataillonen aus den zur Verteidigung Berlins bestimmten Einheiten bittet.

Damit tritt an den Minister die grundsätzliche Frage heran, Berlin an der Oder oder in der Stadt selbst zu verteidigen. Er ist nicht für halbe Maßnahmen. Wenn die Aussicht besteht, die Russen im Vorfeld Berlins mit Hilfe der Kräfte, die für die Verteidigung der Reichshauptstadt bereit stehen, zu schlagen, dann ist er entschlossen, Berlin völlig von Truppen zu entblößen. Eine Abstellung von nur vier Bataillonen dagegen, die Busse nichts nützen, andererseits aber die Verteidigung Berlins gefährden, hält er nicht für ratsam.

Fieberhafte Besprechungen beginnen. Der Kampfkommandant von Berlin, General Reymann, erklärt, die Verteidigung Berlins sei so schwach, daß er für sie nach Abzug der vier Bataillone die Verantwortung nicht mehr übernehmen könne. Diese Erklärung trägt ihm den Vorwurf des Defaitismus und der Mutlosigkeit ein. Er soll durch einen jüngeren, kampffreudigeren Offizier abgelöst werden.

Trotzdem weiß jeder vernünftige und einigermaßen nüchterne Mensch, daß er recht hat. Der Berliner SA-Führer, Graentz, dem der Berliner Volkssturm untersteht, teilt gleichfalls Reymanns Ansicht. Wir verfügen nämlich in Berlin über nichts weiter als über das Wachregiment, 30 Volkssturm-Bataillone (nur zum Teil bewaffnet) und einige unbedeutende Polizei-, Flak- und HJ-Einheiten.

Wird die Bitte der 9. Armee um die vier Berliner Bataillone erfüllt, dann ist damit die Frage der Verteidigung Berlins bereits grundsätzlich entschieden. Der Minister will diese Verantwortung nicht alleine tragen. Er bittet daher General Burgsdorf, den Chef-Adjutanten Hitlers, eine diesbezügliche Entscheidung des Führers unverzüglich herbeizuführen.

Die Frage wird auf der Lagebesprechung des Donnerstag (19. 4.) vorgetragen und vom Führer im Sinne einer Stärkung der Oderfront entschieden. Damit sind die Würfel gefallen. Gelingt es nicht, den Feind vor Berlin aufzuhalten, dann wird ihm die Reichshauptstadt mehr oder weniger kampflos in die Hände fallen.

Am Mittwoch hat der Feind erneut 228 Panzer verloren. Doch der Druck bleibt unvermindert stark. Am Donnerstag gelangen einzelne Feindgruppen bis Buckow und Müncheberg. Ein Panzerrudel von etwa 30 Wagen dringt bis nach Fürsten-

walde und steht plötzlich vor dem Stabsquartier General Busse. Doch man läßt sich nicht verblüffen. Die Panzer werden bis auf wenige, die sich schleunigst wieder verziehen, zum großen Teil mit der Panzerfaust abgeschossen.

Die vier erbetenen Bataillone sind an der Front eingetroffen. Die Lage wird heute abend einigermaßen zuversichtlich beurteilt. Zwar konnten die Sowjets einige schmale Einbruchskeile in unsere Front hineintreiben, ein Durchbruch aber ist ihnen bisher nicht gelungen. Wenn in dieser kritischen Phase der Schlacht jetzt die gesamten Berliner Verteidigungskräfte in den Kampf geworfen werden, dann muß es möglich sein, die wenigen gefährlichen Stellen der Front zu bereinigen und die Schlacht zu unseren Gunsten zu wenden. Der morgige Tag des Ringens — es ist Führers Geburtstag — muß diese Entscheidung bringen.

20. April 1945

Führergeburtstag 1945. Ob es der letzte ist, den wir feiern? Darüber wird der heutige Tag entscheiden. An Feiern denkt freilich schon heute kein Mensch. Dazu ist die Lage viel zu ernst. Tausende von Berlinern sind heute mit ihren Volkssturm-Verbänden zur Oderfront abgerückt.

Die Lage hat sich im Lauf der Nacht weiter verschärft. Der Minister hat General Burgsdorf in mehreren sehr energischen Telefongesprächen darauf aufmerksam gemacht, daß der Oderfront mit vier Bataillonen überhaupt nicht genützt ist, und daß der Führer nun endgültig über die Entsendung aller Berliner Kräfte an die Oderfront entscheiden müsse. Er weist dabei allerdings auch mit aller Deutlichkeit daraufhin, daß in diesem Fall nach einem Durchbruch der Front der 9. Armee mit einer Verteidigung Berlins nicht mehr gerechnet werden dürfe.

Am frühen Morgen trifft die Entscheidung des Führers ein. Sie lautet: Berlin wird v o r den Grenzen der Stadt verteidigt. Auf bereit gestellten Omnibus-Kolonnen wird daraufhin sofort alles, was wir an Soldaten in Berlin zur Verfügung haben, an die Front geworfen. Unsere heißen Wünsche begleiten sie.

21. April 1945

Der Wall unserer Verteidigung scheint geborsten zu sein. Es muß bezweifelt werden, ob die Berliner Kräfte, die die aufgerissene Lücke im letzten Augenblick stopfen sollten, dazu in der Lage sein werden. Es hat den Anschein, daß die Ent-

scheidung über ihren Einsatz — vielleicht nur um wenige Stunden — zu spät getroffen worden ist.

Heute mittag meldet sich in der Ministerwohnung Major Lehnhoff, der gestern mit dem Berliner Wachregiment an die Front geworfen wurde. Er berichtet in tiefer Verzweiflung, daß sein gesamtes Regiment vernichtet worden sei.

Die Ministerkonferenz findet auch heute im Filmsaal der Wohnung in der Hermann-Göring-Straße zur gewohnten Stunde statt. Der Minister erörtert routinemäßig und scheinbar völlig gleichmütig politische Tagesfragen. Er hat die Herren eben mit deutschem Gruß verabschiedet und sich in sein Arbeitszimmer im ersten Stockwerk begeben. Die Konferenzteilnehmer stehen wie jeden Tag noch eine Weile in angeregtem Gespräch in der Halle beisammen.

Es ist 12.15 Uhr. Da zerreißt eine donnernde Explosion die Luft. Die Wände des Hauses zittern. Artilleriebeschuß. Der Einschlag liegt, wie sich später herausstellt, etwa hundert Meter entfernt. Der Russe beschießt das Regierungsviertel.

Es ist interessant, die Reaktion der verschiedenen Konferenzteilnehmer zu beobachten. Die meisten von ihnen saßen bisher, wenn es bumste, im Luftschutzkeller. Der lange Fritzsche zum Beispiel kriecht auf allen Vieren auf dem Teppich herum und sucht schließlich unter einer Bank Deckung. Ich kann mir, so ernst die Lage ist, das Lachen kaum verkneifen.

Der Beschuß geht weiter. Es kracht bald näher, bald weiter entfernt. Wenn wir noch eine Bestätigung brauchten, daß jetzt der sogenannte Ernstfall, das heißt der Kampf ums nackte Leben beginnt, dieser Artilleriebeschuß ist sie.

Der Minister ordnet an, daß seine seit langem vorbereitete „Ernstfallrede" sofort aufgenommen und am Nachmittag und Abend über den Berliner Drahtfunk gesendet wird. Ich benachrichtige die Rundfunktechniker. Sie bauen in meinem Arbeitszimmer das Mikrophon auf. Der Minister setzt sich an meinen Schreibtisch. Ihm gegenüber, an Schwägermanns Schreibtisch, nimmt der Kampfkommandant, General Reymann, Platz.

Achtung Aufnahme! Bitte schneiden.

Der Techniker gibt dem Minister mit der Hand ein Zeichen, zu beginnen. Mit ruhiger Stimme liest der Minister sein Manuskript ab. Ich stehe wenige Schritte von ihm entfernt und kann ihn genau beobachten.

Er ist mit der Verlesung nicht weit gekommen, da erfolgt ein Artillerieeinschlag im Garten unmittelbar vor unserem Hause. Die Fenster werden mit den Rahmen ins Zimmer gedrückt. Glassplitter, Holz und Mörtel bedecken den Schreibtisch. Pulverdampf erfüllt das Zimmer.

Wir alle sind wenigstens zusammengezuckt. Der General sitzt unter dem Schreibtisch. Der Minister hat sich nicht unterbrechen lassen. Er hat auch nicht eine Sekunde in seinem Vortrag gestockt. Er hebt nur das Blatt des Manuskriptes, das er gerade liest, und schüttelt den Kalkstaub davon herunter.

Als wir das Tonband nachher abhören, ist die Explosion deutlich zu vernehmen und ebenso festzustellen, daß der Vortrag auch nicht für den Bruchteil einer Sekunde unterbrochen wurde.

Im Verlauf dieses Sonnabend wird es klar, daß die Schlacht an der Oder verloren ist. Wir haben mit dem Einsatz unserer gesamten Berliner Verteidigungskräfte in dieser Schlacht unseren letzten Trumpf ausgespielt und — verloren. An eine ernsthafte Verteidigung Berlins ist nun nicht mehr zu denken. Spätestens morgen werden die Russen in der Reichshauptstadt sein.

22. April 1945

Gestern abend lange Unterhaltung mit Frau Goebbels. Sie ist ruhig und gefaßt. Ihr Entschluß, die Kinder zu töten, steht fest. Sie hat nicht mehr geweint. Ihr Mann habe einen genialen Plan gefaßt, der die Lage grundlegend ändern könne.

Gestern nachmittag hatte der Minister ein langes Gespräch mit Dr. Naumann. Ich bin zugegen, verstehe jedoch nur Bruchstücke der Unterredung, da geflüstert wird. Unter anderem höre ich folgenden Satz aus dem Mund des Ministers:

„Wir wollen sehen, ob uns die Amerikaner unter diesen Umständen in den Hintern schießen."

Am gleichen Abend um 20.00 Uhr ist der Minister beim Führer. Dreistündige Unterredung. Er will versuchen, den Führer für seinen neuen Plan zu gewinnen.

Sonntag Morgen Meldung des neuen Kampfkommandanten von Berlin, Oberst Kähler. Scheint gleichfalls nicht sehr optimistisch.

Der Geschäftsbetrieb ruht völlig. Alles, was schießen kann, hat Waffen bekommen und wartet auf die Russen. Der Personalchef Schultz v. Drahtzig erschießt sich.

Schwägermann und ich sowie noch zwei oder drei aus der Begleitung des Ministers bitten Dr. Naumann, uns zur Truppe zu entlassen. Wir kommen uns hier völlig überflüssig vor.

Unsere Bitte wird dem Minister vorgetragen und abgelehnt. Er behauptet, uns zu brauchen.

Ein Leutnant von einem in der Tschechei kämpfenden Truppenteil meldet sich bei mir. Er ist von Dienststelle zu Dienststelle geschickt worden und schließlich hier gelandet. Er trägt einen Pappkarton unter dem Arm, in dem sich 185 000 Mark in kleinen Scheinen befinden. Seine Einheit hat sie fürs WHW gesammelt. Niemand wollte sie ihm abnehmen. Ich weiß auch nicht, was ich damit soll. Der Karton bleibt auf meinem Schreibtisch stehen. Morgen schon ist es vielleicht Altpapier.

Am frühen Nachmittag zieht eine Abteilung Waffen-SS vom Führerbegleitkommando sowie das Volkssturmbataillon Wilhelmsplatz in Haus und Garten Hermann Göring-Straße 20. Schützenlöcher werden ausgehoben.

Ratas brummen unaufhörlich im Tiefflug über die Stadt. Eine MG-Garbe ratscht über die Vorderfront unseres Hauses. Mehrere kleine Sprengbomben fallen in den Garten. Wir schießen mit der Maschinenpistole auf die Ratas. Anderes haben wir nicht zu tun.

Die Russen stehen bereits in den östlichen Stadtteilen. Gegen 17.00 Uhr etwa erfolgt an der Schönhauser Allee ein Durchbruch. Wir müssen stündlich mit dem Auftauchen der ersten Russenpanzer im Regierungsviertel rechnen.

Eckhold, der Führer des SS-Begleitkommandos, erzählt mir, er habe einen Mercedes bereit gestellt, mit dem sie jetzt gleich abhauen würden. Er will nicht mit dem Minister sterben.

Gegen 18.00 Uhr Telefongespräch des Ministers mit dem Führer. Kaum ist es beendet, kommt er in mein Arbeitszimmer. Er ist sichtlich erregt.

„Bestellen Sie sofort den Kraftfahrer und einen zweiten Wagen für meine Frau und die Kinder. Wir fahren in die Reichskanzlei. Das Haus Hermann-Göring-Straße wird nicht verteidigt. Es ist sofort zu räumen. Niemand darf hier vom Feind angetroffen werden. Volkssturm und SS begeben sich in den Garten der Reichskanzlei. Meine Mitarbeiter kämpfen bei der Truppe. Bitte sorgen Sie für schnelle Erledigung."

Während ich telefoniere, um die erhaltenen Befehle weiterzuleiten, kommt Frau Goebbels. Er teilt ihr kurz das Gleiche wie mir mit. Ihre Frage, ob sie Toiletten-Utensilien mitnehmen solle, verneint er.

Frau Goebbels entfernt sich mit allen Anzeichen höchster Erregung. Wie das Kindermädchen bald darauf weinend berichtet, entläßt sie das gesamte Hauspersonal und fordert es auf, unter Mitnahme nur der nötigsten Sachen sofort das Haus zu verlassen. Das Mädchen selbst habe in höchster Eile die Kinder für die Abfahrt fertigmachen müssen. Auf die Frage, ob sie ihnen Mäntel und Nachtzeug mitgeben solle, sagt Frau Goebbels nein, das wäre nicht nötig. Dann reicht sie ihr die Hand und sagt:

„Leben Sie wohl. Wir fahren in die Reichskanzlei. Wir müssen uns alle vergiften."

Dr. Naumann ist nicht zu erreichen. Er ist angeblich mit dem Kraftrad auf einer Erkundungsfahrt. Der Minister wird sehr ungehalten. Naumann, Schwägermann, Eckhold und sein Kraftfahrer Rach sollen ihn in die Reichskanzlei begleiten. Sie alle sind SS-Führer. Zwei von ihnen sind nicht auffindbar. Von einem weiß ich genau, daß er die Flucht dem Heldentod vorgezogen hat, von dem zweiten vermute ich es.

Während ich dies schreibe, höre ich draußen die eisernen Torflügel klappern. Ich springe ans Fenster und sehe gerade noch die beiden Wagen mit dem Minister und seiner Familie hinausfahren. Er hat sich nicht von mir verabschiedet. Ich werde ihn nicht wiedersehen. Das ist das Ende!

NACHWORT

Hier enden die Aufzeichnungen meines Tagebuches.

Die letzten Tage vor seinem Tode verbringt Dr. Goebbels in der engsten Umgebung und ständigen Gesellschaft Hitlers. So erreicht er, während das Gebäude des dritten Reiches bereits einstürzt, sein Lebensziel: Einziger und engster Vertrauter des Führers zu werden. Niemand wagt mehr den kleinen, mutigen Doktor anzufeinden. In Hitlers Nachfolge-Kabinett wird Goebbels Kabinettschef*). Er überlebt seine Ernennung nicht. Am 27. April schreibt er an seinen Sohn Harald Quandt in kanadischer Kriegsgefangenschaft:

„Mein lieber Harald!

Wir sitzen eingeschlossen im Bunker des Führers neben der Reichskanzlei und kämpfen für unser Leben und Ehr'. Gott allein weiß, wie dieser Kampf enden wird; aber ich weiß, daß wir, lebend oder tot, den Bunker nicht verlassen, wenn wir ihn nicht ehrenvoll und ruhmreich verlassen. Ich glaube kaum, daß wir uns je wiedersehen werden. Dabei ist es wahrscheinlich, daß dies die letzten Zeilen sind, die Du überhaupt von mir erhältst. Ich erwarte von Dir, daß Du — wenn Du diesen Krieg überlebst — nur das tust, was Deine Mutter und Deinen Vater ehren wird. Es ist nicht nötig, daß wir leben, um die Zukunft unseres Volkes zu beeinflussen. Es ist wahrscheinlich, daß Du der einzige bist, der übrig bleibt, die Tradition unserer Familie fortzuführen. Tue dies immer so, daß wir uns nie Deiner Taten zu schämen brauchen. Deutschland wird diesen schrecklichen

*) Auszug aus dem politischen Testament Adolf Hitlers:
„Um dem deutschen Volk eine aus ehrenhaften Männern zusammengesetzte Regierung zu geben, die die Verpflichtung erfüllt, den Krieg mit allen Mitteln weiter fortzusetzen, ernenne ich als Führer der Nation folgende Mitglieder des neuen Kabinetts:
Reichspräsident: Dönitz
Reichskanzler: Dr. Goebbels
Parteiminister: Bormann
Außenminister: Seiss-Inquart"
u. s. w.

Krieg überleben, aber nur dann, wenn es Beispiele hat, die seinen Wiederaufbau leiten. So ein Beispiel der Treue wollen wir hier geben. Du kannst stolz darauf sein, eine solche Mutter Dein eigen zu nennen. Gestern gab ihr der Führer das Goldene Parteiabzeichen, das er so viele Jahre lang an seinem Rock trug, und sie hat es wirklich verdient.

Du mußt in der Zukunft nur eine Pflicht kennen: Dich wert zu erweisen des großen Opfers, das zu bringen wir hier bereit und entschlossen sind. Ich weiß, daß Du es tun wirst. Laß Dich nicht verwirren durch den Aufruhr, der jetzt in der Welt herrschen wird. Eines Tages werden die Lügen unter ihrer eigenen Last zusammenbrechen und die Wahrheit wird wieder triumphieren. Die Stunde wird wiederkommen, in der wir sauber und unbefleckt dastehen werden vor der Welt, so sauber und unbefleckt wie unser Glaube und unser Ziel immer gewesen sind.

Lebe wohl, mein Sohn Harald, es liegt in den Händen Gottes, ob wir uns je wiedersehen sollen. Wenn es nicht sein soll, dann sei immer stolz darauf, einer solchen Familie angehört zu haben, die im Angesicht des Unheils dem Führer treu blieb bis zum Letzten und treu seiner reinen und heiligen Sache.

Das Allerbeste und von Herzen kommende Grüße

Dein Vater."

Nach dem Tode Hitlers gibt er am 1. Mai seinen Kindern, seiner Frau und sich selbst den Tod, kurz bevor die Russen in den Bunker der Reichskanzlei eindringen. Die Leichname werden mit Benzin übergossen und verbrannt. Ihre Asche mischt sich unter die Trümmer der Reichshauptstadt, die der Doktor vor beinahe zwanzig Jahren als unbekannter Agitator zum ersten Mal betrat, um sie der Idee zu erobern. Sein Name wird, in welchem Sinne auch immer, mit ihr und den zwölf Jahren des Dritten Reiches verbunden bleiben.

INHALT DES ZWEITEN BANDES:

Die Invasion 7

Der Invasionsbeginn — Stalin, der lachende Dritte — Der Minister rast — Die Luftwaffe ist an allem schuld — „Propagandistische Geleitzüge" — Briefwechsel mit v. Ribbentrop — Die Vergeltung — „I c h habe sie dem deutschen Volk versprochen" — Reichspressechef Dietrich — V 1 und V 2 — Invasion: Kein Grund zur Beunruhigung.

Führen wir einen totalen Krieg? 33

Neue sowjetische Großoffensive — Es geht um unser Leben — London wird ausgelöscht — Die prachtvollen jungen Fliegeroffiziere — In Breslau — Ueber entartete Kunst.

„Ich möchte Reichspolitruk werden" 50

In Ostpreußen wird geschanzt — Speers V2-Film — Diese Waffe wird England in die Knie zwingen — Panik in Ostpreußen — Goebbels' Pendeltheorie.

Der 20. Juli 1944 59

Telefonanruf von der Wolfschanze — Hitler wartet auf die Rundfunkmeldung — Die Lage im Führerhauptquartier — Oberst i. G. Graf Stauffenberg — Das Attentat — Die Opfer — „Mein Führer, Sie leben!" — Was geschah in der Bendlerstraße? — Die Gestapo arbeitet — Stichwort „Walküre".

Goebbels greift ein 74

In der Hermann-Göring-Straße Nr. 20 — „Hier ist der Führer!" „Ich nehme Sie fest, Graf Stauffenberg" — Major Remer vom Wachbataillon — Generaloberst Fromm — „Mein Name ist Haase" — Der Putsch ist beendet.

Der Reichsbevollmächtigte für den totalen Kriegseinsatz. 89

Vorschläge für den totalen Krieg — Der Doktor hat seinen größten Sieg errungen — Der erste Mann nach Hitler — „Wir müssen improvisieren" — Düstere militärische Lage — Episode Helldorf — Die Männer des 20. Juli — Der Prozeß — Die Maßnahmen des Reichsbevollmächtigten — Kontroverse mit Rüstungsminister Speer.

Keine Besserung 127

Ueberstürzt ins Führerhauptquartier — Waffen o d e r Soldaten — Führerentscheid: Waffen u n d Soldaten — Finnland abgesprungen — Der Balkan geht verloren — Künstliche Massenarbeitslosigkeit — Churchill und Roosevelt in Quebec — Das Volk trifft keine Schuld.

„Wenn ich Außenminister wäre ..." 140

50 Seiten Denkschrift — Ribbentrops Versagen — „Ich würde es besser machen" — Einigung mit Rußland möglich — Churchill, der blinde Hasser — Besuch in Westdeutschland — Die militärische Lage wird immer ernster — Das leidige Thema Luftwaffe — Zu spät, zu spät! — Bormann ist der Stärkere.

Zu spät 168

Erinnerungen an die Kampfzeit — Ley's Zeitungsartikel — Roosevelt wiedergewählt — Hitlers Gesundheit — Volkssturm — In Norddeutschland — Der Führer in Berlin — Überprüfung der Wehrmacht — Die Ardennenoffensive — Die alliierte Kriegsführung — Fünf Minuten nach zwölf.

Stalin ante portas 205

Westoffensive gescheitert — Die Russen an der Oder — Alles zwei Jahre früher — Stalins Sondermeldungen — Die Rote Armee vor Berlin — Die bolschewistische Gefahr für Europa — „Wir sind am Ende" — Friedrich der Große — Düstere Zukunftsprognosen.

Jalta und Dresden 242

Die Moral wird schlechter — Der Führer außerordentlich zuversichtlich — Luftangriff Dresden — An der Oderfront — Gäste aus der Reichskanzlei — Was denkt Himmler? — General Wlassow — Die militärische Lage ist katastrophal — Schicksal Königsberg — Rheinübergang der Amerikaner.

Die letzten Wochen 270

Der 13. März 1945 — Die unerfreuliche Umgebung Hitlers — Was das Volk denkt — Goebbels' Abschußliste — Ribbentrop's Friedensfühler — Demokratie und Fremdherrschaft — Die Wehrwölfe — Himmler wachsen die KZ's über den Kopf — Die Russen in Wien — Gauleiter Koch — Hitlers psychische Wandlung — Der ungünstige Stern — „Hätte mich der Führer zum Vizekanzler gemacht" — „Ich habe ein reines Gewissen" — Mit Himmler ohne Hitler? — „Ich werde auf den Trümmern Berlins sterben."

Das Ende 303

Der Russensturm auf Berlin hat begonnen — Letzter Führergeburtstag — Regierungsviertel unter Artilleriebeschuß — Die „Ernstfallrede" — Frau Goebbels und ihre Kinder — Wir fahren in die Reichskanzlei — „Wir müssen uns alle vergiften" — Das ist das Ende.

Dürer-Verlag, Buenos Aires

NAMENSREGISTER

Band I und II

Abraham, General II/170 ff.
Agesilaos, Spartanerkönig I/264
Alba, Herzog von II/218
Albers, Hans I/275, 276
Amann, Reichsleiter I/35, 52
Antonescu, rum. Marschall II/143
Ahrendt, Benno v. I/161
Arndt, Ernst Moritz I/263
Arziczewski II/185
August Wilhelm, Prinz v. Preußen, Bruder Friedr. d. Gr. II/278
August Wilhelm, Prinz, Sohn des letzten Kaisers I/149
Axmann II/180, 251

Backe I/129 ff., 167, II/158, 180
Badoglio I/68, 75, 76
Barova, Lida II/304
Baumbach, Major II/139
Beaverbroke, Lord I/181, 183
Beck, Generaloberst II/67 ff., 71 ff., 76 ff.
Beck, poln. Außenminister I/278
Berger, Stenograph II/66
Bernardis, Oberstleutnant II/110, 114 ff., 118
Berndt, Alfred Ingemar I/148
Bibra v., Oberstleutnant I/141 ff., 144
Binding I/60
Binski I/11
Bismarck I/264
Blaskowitz, General II/7
Bor-Komorowski, poln. General II/152
Bormann, Reichsleiter I/217, II/74, 89 ff., 124, 128 ff., 148, 162, ff., 166, 251, 298
Brauweiler, Dr. I/19
Briand I/278
Buhle, General II/128
Bullit, USA Botschafter II/136
Burgsdorf, General II/107, 234, 306
Busch, Generalfeldmarschall II/38, 51
Busch, Wilhelm, der deutsche Humorist I/284
Busse, General II/232, 291 ff., 305, 307

Canaris, Admiral I/74
Canterbury, Erzbischof von I/201
Carlyle II/278
Cäsar I/264
Castell, Gräfin I/195 ff.
Chamberlain, Houston Stew. I/185
Chichester, Bischof von I/201
Christiansen, Schnellbootkommandant II/182
Churchill, Winston I/19, 29, 88, 158, 200, 202, 215, 216, 220, 229, 230, 265, 269, 277, 289, 290, II/11, 45, 56, 132 ff., 135, 140, 150 ff., 156, 170, 179, 181, 185, 196 ff., 231, 244, 255, 275
Ciano, Graf I/69, 79, 172, 173, 174, 175
Ciano, Edda I/173, 174, 175
Clausewitz I/206, II/119, 183, 204
Clémenceau I/136, 137, 183
Clössner, General II/187
Codreanu II/143
Diedrichsdorf, Hauptmann I/11
Dietl, General II/34
Dietrich, Reichspressechef I/20, II/20, 23, 25, 26, 273 ff., 283
Dietrich, Sepp I/146, 271, II/226, 290 ff.
Dircksen, v. I/157, 182, 187, 216
Dönitz, Admiral II/169, 180 ff., 193
Dorpmüller, Dr. II/158
Douhet, General I/259
Draeger, Dr. II/274
Eckhold II/310 ff.
Eden, Anthony I/153, 155, II/140, 156, 170, 179
Emil, Diener I/28, 43, 140, 165, II/39, 127, 204, 303
Engel, alte Garde I/139
Esebeck v., Leutnant I/12
Esser, Staatssekretär im Propaganda-Ministerium I/20
Eugen, Prinz I/264
Faber-Castell, Graf I/195, 281 ff.
Faber-Castell, Gräfin I/279, 281 ff.
Falkenhausen v., General I/210
Falls, Cyrill I/261

Faust, Dr. II/97
Fegelein II/251, 272
Fernau II/130
Fichte I/263
Fischer, Ministerialrat I/17, II/19
Forster II/151, 252
Franco I/206, 258
Frank, Dr. I/209
Friedrich der Große I/136, 224, 264, II/213, 278
Frießner, General II/96
Fritzsche, Hans I/19, 24, 138, 227, 228, II/20, 60, 74, 76, 308
Fromm, Generaloberst II/61, 62, 70, 71, 72, 77, 81 ff., 187, 271
Funk, Walther I/190, 191, II/24, 158, 163, 180
Furtwängler, Wilhelm I/228, 236
Galland II/198
de Gaulle II/179
George, Heinrich I/60, II/204
George, Lloyd I/181
Gneisenau II/120
Goebbels, Frau Magda I/21 ff., 32, 34, 55, 57, 64, 161, 212, 234, 270, II/95, 204, 212, 223, 236, 309 ff.
Goebbels, Conrad I/238
Goebbels, Hans I/238
Goebbels, Heide I/140
Goebbels, Helga I/36, 37, 248, II/39
Goebbels, Helmuth I/249
Goebbels, Lothar I/249
Gördeler, Dr. II/121, 133
Göring I/29 ff., 69, 130, 132, 145, 148, 169, 189, 193, 194, 217, 292, II/12, 24, 35, 41, 42, 44, 138 ff., 145, 146, 147, 157, 215, 251, 278, 286, 298
Graentz II/187, 211, 306
Greiser II/216, 237
Grimm, Hans I/76
Grohé II/152
Gründgens, Gustaf II/35, 36
Guderian, Generaloberst II/81, 128, 251, 286
Günsche II/127
Gutterer, Staatssekretär I/16, 18, 20, 43, 48, 67, 139, 252
Haase v., Generalleutnant II/79, 84, 110, 114
Hackzell, finn. Politiker II/136
Hadamowsky I/18, 23, 72, 139, II/10
Haeften, v. Oberleutnant II/64, 77, 82
Hagen, v. Oberleutnant II/110 ff.
Hagen, Dr. Leutnant II/75
Halifax, Lord I/183, 276
Hall, King I/205
Hanke II/25, 26, 46, 203, 222, 262
Harlan, Veit I/275
Harpe, Generaloberst II/209
Hart, Liddel I/261
Hauenschild, v. General II/224, 229
Hauptmann, Gerhard II/175
Hedin, Sven II/274
Hegel I/263
Hell, Walter, Maler I/63
Helldorf, Graf I/168, II/74 ff., 105 ff., 108
Henderson I/183
Henriot II/9, 10, 38
Hesse, DNB Vertreter II/275
Hierl, Staatssekretär II/15, 134, 251
Hilz, Sepp, Maler I/63
Himmler, Heinrich I/69, 148, 202, 208, 292, II/64, 70, 82 ff., 94, 103, 124, 128, 162, 176, 215, 222, 242, 251 ff., 287, 298
Hindenburg I/115, 264, 274, II/24
Hinkel, Hans I/19, II/118
Hoare, Sir Samuel I/276
Hoeppner, General II/67, 73, 77, 82, 110, 114, 116, 118
Hoffmann, Heinrich II/274
Hohenlohe, Prinzessin I/182
Hohgrebe, Major II/190
Holz, Gauleiter I/281, 282, 284, 285, II/187
Hölz, Oberst II/305
Hommel, Professor I/90
Horney, Brigitte II/38
Horthy v., Admiral I/222, II/29, 164
Hull, Staatssekretär der USA I/153, 155
Jeschonek, General II/93
Jodl, Generaloberst II/66, 92
Johnston, Präsident der New Yorker Handelskammer II/151
Jüttner, SS Obergruppenführer II/82
Kähler, Oberst II/309
Kallay v., ungar. Ministerpräsident I/218, 222
Kaltenbrunner II/80 ff., 180
Kaufmann, K., Gauleiter I/83, 84

Kaufmann, amer. Politiker II/169
Käutner, Helmuth I/275
Keitel, Generalfeldmarschall II/67, 89 ff., 131, 214, 219, 251
Kiesel, Dr. II/88
Killinger, v. II/131
Kimsley, Lord I/182
Klausing, Professor II/108
Klausing, Hauptmann II/110, 114 ff., 118
Kleist, v. Generalfeldmarschall II/234
Knuth II/295
Koch, Gauleiter II/237, 262 ff., 294 ff.
Kollontay, Mme. II/55, 276
Konjew, bolschew. General II/213
Korten, General II/66
Kortzfleisch, v. General II/77, 81 ff.
Krauch, Professor II/51, 52
Krebs, General II/287
Kriegel, Willi, Maler I/63
Kriegk, Otto II/19, 20
Kronprinz I/216
Kube, Gauleiter I/112
Küchler, v. Generalfeldmarschall I/223
Kühn, General I/199
Lakatos, ungar. Politiker II/164
Lammers II/89 ff., 96, 162, 251, 287
Lasch, General II/262, 294 ff.
Lauterbacher I/151, 152
Lauterbacher, Frau I/151
Laval I/267, II/9
Ley, Dr. Robert I/62, 191, 263, II/10, 172 ff., 180, 218, 235, 243, 251, 285
Lieb, General I/210
Liebeneiner, Wolfgang I/275
Lindemann, Generaloberst II/96
Lippe-Biesterfeld, Prinz Bernhard I/149
Löbe I/80
Londonderry, Lord I/181, 182
Lorenz II/59, 60
Mäder, General II/264
Mafalda, Prinzessin I/149
Maher Pascha, ägypt. Ministerpräsident II/250
Mannerheim II/131
Manstein, v. Generalfeldmarschall I/144, 145, II/51, 234
Martin, Oberst I/23, 72
Marx, General II/16
Maugham, Somerset I/247
Mertz v. Quirnheim, Oberst II/77, 82
Meyendorf, v. General I/253
Midford, Unity siehe Ridsdale
Mikolajczyk, Chef der polnischen Exilregierung II/102, 184
Milch, Generalfeldmarschall I/78, II/52
Model, Generalfeldmarschall II/38, 40, 95 ff., 125, 128, 145, 152 ff., 283, 286, 294
Molotow I/153, 159
Montgomery II/150
Morell, Leibarzt I/61, 62, 197, 256, II/176, 298
Morgenthau II/169
Mosley, Sir Oswald I/180, 184
Mussolini I/68, 78, 79, 119, 120, 121, 122, 172, 173
Naumann, Dr. Werner I/18, 20 ff., 48, 56, 64, 72, 129, 252, II/17, 23, 86, 94, 97 ff., 130, 173, 305, 310, 311
Neurath, v. Constantin I/187, II/147
Niemöller, Pastor I/80
Novarro, Oberst I/258
Ochs, Ordonnanz I/47, 64
Olbricht, General II/67, 72, 76, 77
Oshima II/141, 177
Otte, Sekretär I/52, 53, 55, 64, 126, 127, 128, 148, II/304 ff.
Palmerston, Lord II/132
Papen, v. Franz II/218
Patton, amerik. General II/283
Paulus, Generalfeldmarschall I/123
Petrow, bolschew. General II/214
Petzke, Stadtrat II/74
Piek, Wilhelm I/142
Pierlot II/179
Pius XII., Papst II/136, 275
Price, Ward I/182
Hessen, Prinz von I/149
Quandt, Harald — Goebbels Stiefsohn — I/22, II/145, 312
Quandt, Ursel I/90
Rach, Kraftfahrer II/311
Rachele, Donna — Mussolinis Frau — I/173
Raucheisen, Michael, Prof. I/273

Reinefarth, SS Gruppenführer II/291 ff.
Reinicke, General II/83
Remer, Major II/75, 78 ff., 189, 195, 230
Rendulic, General II/210
Reymann, General II/306, 308
Ribbentrop I/69, 74, 114, 185, 204, 292, II/14, 24, 95, 142 ff., 148 ff., 157, 166, 243, 251, 274, 286
Richthofen, v. General II/41
Ridsdale, Lord I/181, 183
Ridsdale, Dinah I/184
Ridsdale, Unity Walkury I/185, 186, 187
Röchling, Geheimrat II/51
Röhm, Ernst I/135, II/300
Rohrsen, Hausintendant I/28
Rokossowski, bolschew. General II/213, 247
Rommel, Generalfeldmarschall II/7, 11
Rosenberg I/112, 113, 114, 115, 119
Roosevelt I/158, 202, 234, 291, II/132, 135, 140, 150, 175, 181, 231, 244, 255
Rothermere, Lord I/181 ff.
Rudel, Oberst II/198 ff., 249
Rühle, Gesandter I/19
Rust, Erziehungsminister I/60, II/39
Schach, Gaustabsamtsleiter I/18, 72, 138, 166, 168, 236, II/74, 223, 229, 268
Schacht, Hjalmar I/190, II/24, 25
Scharnhorst II/120
Scharping, Dr. I/19, 23
Schaub II/16
Schaumburg, Prinz I/28, 149, 281
Scheel, Gauleiter I/215
Scheppmann II/180, 251
Schilenkow, General II/254
Schirach, v. Baldur II/290
Schirrmeister, v. Oberregierungsrat, genannt Wautzel I/14, 15, 16, 18, 20, 43, II/58
Schlessmann II/152
Schmidt, Köchin I/28, 49, 50, 166
Schmundt, General I/33, 209, 210, II/62, 66, 107, 233
Schopenhauer I/262
Schörner, General I/225, 255, 263, II/50, 96, 186, 210, 222, 242, 263, 279, 290, 294
Schukow, bolschew. Marschall II/213, 247, 259, 291
Schulenburg, v. d. Graf II/108
Schulte-Holthaus, Oberst II/83
Schultz, Maria II/249
Schultz, v. Drahtzig II/309
Schwägermann, Adjutant I/28, 57, 148, 196, 211, 214, 256, 268, 285, II/86, 127, 190, 223 ff., 230, 310 ff.
Sauckel, Gauleiter II/98
Severing I/80
Seiler, Generaldirektor II/158
Seversky, Alexander I/261
Seydlitz, v. General I/142, 143, 144, 203, 210
Seyß-Inquardt I/195, II/15
Simon, Sir John I/181, 187, 188
Skorzeny I/119, 120, 121, 122, II/164, 246
Sosnowsky I/267, II/ 152
Speer I/69, 170, 189, 190, 233, II/12, 51, 75, 103, 119, 123 ff., 127 ff., 158 ff., 200, 215, 222, 224, 240
Sperrle, Generalfeldmarschall II/42 ff.
Sponek, Graf I/224
Sprenger, Gauleiter II/285
Stalin I/136 ff., 145 ff., 153 ff., 158 ff., 178 ff., 202, 204, 206, 224, 259, 267, 269, 287, 291 ff., II/33, 54, 102, 125, 131 ff., 136, 140, 151, 184 ff., 196, 202, 216, 239, 244, 255 ff.
Stauffenberg, Graf, Oberst i. G. II/62 ff., 76, 104, 106, 177
Steeg, Bürgermeister Berlin I/139 II/74
Steengracht, Baron v. II/148
Stennes I/134, II/300
Stief, Generalmajor II/110 ff.
Stimpson, Mrs. I/221
Stöckel, Prof. Chirurg I/60
Stöckel, Jo II/15 ff.
Strachwitz, Graf Hyazinth, Generalmajor I/271
Strasser, Gregor II/109, 300
Strasser, Otto I/134
Streicher, Julius I/281
Stuckardt, Staatssekretär II/15, 160
Stumpf, Generaloberst II/83, 159
Stzojay v., ungarischer Ministerpräsident I/292, II/164
Sündermann II/26, 137, 155
Szalasy II/165

Saed, iranischer Ministerpräsident II/178
Stillwell, II/178
Smuts, Feldmarschall II/179
Thiele, Generalleutnant II/72
Thorak I/60
Tito II/164
Tolksdorf, Oberst II/106 ff.
Tschernjachowski, bolschew. General II/102, 213
Tschiangkaitschek II/178
Ucicky, Filmregisseur I/275
Vansittard, Lord I/183, II/169, 202
Vermehren, Isa I/204
Vermehren, Michel I/204
Vermehren, Petra I/203
Vesemeyer I/222
Vogelsang, Heinrich II/268
Voigt, Arthur I/276, II/56
Wagner, Johannes II/24 ff.
Wagner, Kreisleiter in Königsberg II/262, 294 ff.
Wagner, General II/92 ff.
Wahl, Gauleiter I/271
Waldeck, Erbprinz zu I/148 ff.
Wallenberg, schwedischer Bankier II/133
Wassiljewska, Wanda I/267
Wautzel, s. Oberregierungsrat v. Schirrmeister
Weber, Dr. I/197
Wedel, v. I/28, II/188 ff.
Wegener, Gauleiter II/97, 148
Weinreich, Gauleiter I/147, 150
Weiß, Bernhard, Polizeivizepräsident II/170
Wenk, General II/235
Windsor, Eduard I/220 ff.
Witte, General II/27
Witzleben, v. Generalfeldmarschall II/67 ff., 72 ff., 76, 82, 104, 110 ff., 116
Wlassow, General II/231, 254 ff.
Wodarg, Oberst I/138, II/43
Wünenberg, General der Polizei II/75, 230
York v. Wartenburg, Graf, Leutnant d.R. II/108, 110 ff., 118
Zeitzler, General I/288
Zweig, Stefan I/266
Ziegler, General II/51

WILFRED VON OVEN

MIT GOEBBELS BIS ZUM ENDE

II.

In ständiger, unmittelbarer Umgebung des Propagandaministers und Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz hat Oven während der letzten Monate des Krieges sowohl die persönlichen, privaten, als auch die amtlichen Reaktionen Goebbels' auf die Geschehnisse der näher und näher rückenden Katastrophe erlebt und geschildert, in deren grellem Lichtschein er nocheinmal die Charaktere der führenden Persönlichkeiten aufleuchten läßt. So entsteht an Hand der ausführlichen Kommentare des Ministers ein außerordentlich anschauliches, scharf umrissenes Bild von der gesamten Situation wie auch vom Ende selbst.

Ovens Darstellung ist von dem Willen zu sachlicher, klarer Schau getragen und hebt sich damit aus dem Wust affektgeladener, tendenziöser Schriften über den gleichen Gegenstand ab als einer der ersten Beiträge von historischem Niveau.

DÜRER-VERLAG - BUENOS AIRES

Im

DÜRER VERLAG

BUENOS AIRES

sind weiterhin erschienen:

SVEN HEDIN

OHNE AUFTRAG IN BERLIN

ist zweifellos eines der bedeutungsvollsten Bücher zur Geschichte des zweiten Weltkrieges. — Der große Autor zeichnet hierin Persönlichkeiten, Verhältnisse und Stimmungen so, wie er sie damals erlebte.

◇

HANS-ULRICH RUDEL

TROTZDEM

Der Träger der höchsten Kriegsauszeichnungen des zweiten Weltkrieges erzählt von Kämpfen und Siegen seines Stukageschwaders.

◇

WERNER BEUMELBURG

BISMARCK

Der Kanzler der Deutschen, ein erhabenes Vorbild als politischer Führer und Mensch.

◇

E. K. LUNDT

MÄNNER IN STURM UND TOD

Hier wird der Krieg in all seinen leidenschaftlichen aber auch heldischen Aspekten zum Wirklichkeitserlebnis.

◇

WERNER BAUMBACH

ZU SPÄT?

Ein Buch vom Kampfe der deutschen Luftwaffe, ihrer Strategie, ihren technischen Leistungen und einem unerbittlichen Schicksal.